This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ye 3513
/3

Stanford U aries

№965

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Fünfter Band.

Über Deutschland. Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

MEH

PT 2301
A1
1861
v. 5-6

Über Deutſchland

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Über Deutschland.

Vorrede zur französischen Ausgabe des Buches „Über Deutschland" 3

Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.

Vorrede zur ersten Auflage 15
Vorrede zur zweiten Auflage 17
Erstes Buch. Deutschland bis Luther 29
Zweites Buch. Von Luther bis Kant 105
Drittes Buch. Von Kant bis Hegel. 179

Vorwort des Herausgebers.

Die Überschau deutscher Geistesvorgänge, welche Heinrich Heine in französischer Sprache unter dem Gesammttitel „De l'Allemagne“ erscheinen ließ, wird jetzt zum ersten Male dem deutschen Publikum als ein geschlossenes Ganzes vorgelegt. Der Verfasser hat in den Vorreden zu den einzelnen Partien seines Werkes mehrfach die Gründe angedeutet, welche ihn nöthigten, dasselbe in Deutschland bruchstückweise zu veröffentlichen. Diese Gründe waren von äußerlichster, aber nichtsdestoweniger zwingender Art. Einerseits musste er sich beeilen, die in französischer Sprache für französische Journale geschriebenen Aufsätze dem vaterländischen Publikum mitzutheilen, damit kein unberufener Dritter aus einer Übersetzung der Heine'schen Arbeiten Gewinn zöge. Es mangelte zu jener Zeit nicht bloß an einem

internationalen Vertrage, der dem Schriftsteller das Eigenthums- und Übersetzungsrecht seiner im Ausland veröffentlichten Werke sicherte, sondern ein Bundesbeschluss vom 5. Juli 1832 hatte obendrein verfügt, dass keine im Ausland in deutscher Sprache erschienene, weniger als zwanzig Bogen betragende Druckschrift politischen Inhalts in einem deutschen Bundesstaat ohne vorgängige Erlaubnis der Regierung zugelassen und verkauft werden dürfe. — Andererseits nahmen die Censurhindernisse damals von Jahr zu Jahr einen immer bedrohlicheren Charakter an, bis durch Wolfgang Menzel's Denunciation jener Bundesbeschluss v. 10. December 1835 veranlasst ward, der mit den Schriften des sogenannten „jungen Deutschlands" sämmtliche Werke Heinrich Heine's in Acht und Bann that, und seinem Verleger gar ein Verbot seines ganzen Verlages in mehren Bundesstaaten zuzog. Ein Buch Heine's mit dem Gesammttitel: „Über Deutschland" wäre jedenfalls eher von der Censur und den fortschrittsfeindlichen Regierungen unterdrückt worden, als eine bunt durcheinander gewürfelte Anzahl philosophischer, kunst- und literaturgeschichtlicher oder novellistischer Fragmente, wie „der Salon" sie enthielt. Dass Heine übrigens auch diese bruchstückweis veröffentlichten Partien seines Werkes von der Censurschere

auf ärgste verstümmelt, ja ihre eigentliche Tendenz bis zur Unkenntlichkeit entstellt sah, ist bekannt. Wenn der Leser die vorstehenden, nach dem Originalmanuskript und den französischen Ausgaben ergänzten Bände nur aufs flüchtigste mit den früheren deutschen Ausgaben vergleicht, wird er sofort wahrnehmen, daſs Heine, trotz der wachsenden Schwierigkeit seiner schriftstellerischen Lage, sich auch in seinem Buche über Deutschland niemals zu unwürdigen, die Idee preisgebenden Konzessionen verleiten ließ. „Ich beschwöre Sie," schreibt er zur Zeit der Menzel'schen Denunciationen (am 25. November 1835) seinem Freunde Heinrich Laube, — „ich beschwöre Sie bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten. Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel' Konzessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst,

noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Censur beschwichtigen; denn Diskussion über das religiöse Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zustimmung der Philister . . . Sie verstehen mich, ich sage das religiöse Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleisch ist, Eins und Dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkicht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basiert werden als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben."

Die von Heine selbst getroffene Anordnung der französischen Ausgabe des Buches „Über Deutschland" ist von mir fast unverändert beibehalten worden. Nur habe ich dem letzten Abschnitt des dritten

Buches der „Romantischen Schule," welcher die Vorrede zur ersten Auflage der französischen Ausgabe bildete, den Platz gelassen, den er in der bisherigen deutschen Ausgabe einnahm. Ferner habe ich den „Geständnissen," welche der neuesten französischen Ausgabe des Buches als Nachwort dienen, aus inneren und äußeren Gründen eine andere Stelle angewiesen. Der siebente Band der vorliegenden Gesammtausgabe wäre nämlich im Verhältnis zu den übrigen Bänden zu stark geworden, hätte ich ihm die „Geständnisse" angefügt; — wichtiger indeſs war mir der innere Grund, daſs jener Aufsatz, der seiner Abfassungszeit und seinem Inhalte nach den Endabschluſs der literarischen Thätigkeit des Dichters bildet, einen viel geeigneteren Platz im letzten Band der prosaischen Schriften zu finden schien. Die Auslassungen und Milderungen einzelner Stellen, von denen Heine in der Vorrede zur französischen Ausgabe spricht, sind endlich viel zu unwesentlicher Natur, als daſs zu ihrer Würdigung eine gleichzeitige oder gar vorherige Lektüre der „Geständnisse" erforderlich wäre.

Die Abhandlung „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland," welche zuerst in

französischer Sprache unter dem Titel „De l'Allemagne depuis Luther“ in der Revue des deux mondes v. 1. März, 15. November und 15. December 1834 veröffentlicht ward, erschien bald darauf (zu Anfang des Jahres 1835) in deutscher Ausgabe als zweiter Band des „Salon,“ — jedoch in so willkürlich verstümmelter und verkürzter Gestalt, daſs mindestens die patriotische Tendenz des Buches gänzlich verloren ging. Bei der zweiten Auflage, im Jahre 1852, wurden die beträchtlichsten Lücken von dem Verfasser nach der französischen Version ergänzt, da Heine des Glaubens war, daſs sein früher nach Hamburg gesandtes Originalmanuskript bei dem großen Brande der Stadt im Jahre 1842 verloren gegangen. Letzteres hat sich indeſs unter den wenigen damals geretteten Papieren des Verlegers wiedergefunden, und ist bei Veranstaltung der vorliegenden Ausgabe Behufs weiterer Ergänzungen benutzt worden.

Diese Ergänzungen aus dem Originalmanuskript sind folgende:

S. 117 Ja, es ist dort — daſs auch Deutsche diese Blätter lesen.

S. 134 Nicht bloß die römischen — zur Unterdrückung der Völker.

S. 134 den sieben Blutsäufern,

S. 135 denn sie wissen, wir lieben dieses Gift.

S. 135 Da ist wahrlich nicht mehr die Rede davon — wird der alten Schmach entlastet.

S. 138 Die politische Revolution — S. 139 geschöpft haben.

S. 140 Er erhält sich dort nur — wie so manches Andere.

S. 154 Sobald die Religion — keine Riesen aufrecht erhalten.

S. 167 In der Trübnis der Gegenwart — die Sonne aus dem Morgenroth."

S. 193 Wie ich höre, beschäftigt sich — S. 194 nützliches wie wichtiges Buch.

S. 198 und vernichtet werden die übrigen Luftgebilde der Deisten.

S. 244 Lasst uns wieder von Philosophie reden!

S. 266 — und Das ist sein schönstes Verdienst —

Aus den französischen Ausgaben habe ich außerdem noch ergänzt:

S. 85 verrätherisch

S. 94 und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächstens die alten geharnischten Worte:

S. 207 Wie es in Frankreich Leute gab, welche behaupteten, daſs Robespierre nur ein Agent Pitt's ſei,

S. 261 eine gewiſſe Tugend,

Zur bequemeren Vergleichung ſind vom vorliegenden fünften Bande an die Abweichungen der franzöſiſchen Ausgaben ſämmtlich gleich unter dem Text, ſtatt im Vorworte, aufgeführt. — Die in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe aus Milderungsgründen geſtrichenen oder veränderten Stellen finden ſich einzig auf S. 43, 200—202 und 203. Außerdem hat nur die Anſpielung auf Victor Couſin, S. 261—262, eine weſentliche Umänderung erlitten.

Über Deutſchland.

Vorrede

zur französischen Ausgabe des Buches „Über Deutschland."

Der beschränkte Raum einer Vorrede würde mir nicht gestatten, hier alles Das ausführlich zu berichten, was ich gleich Anfangs dem Publikum mittheilen möchte. Ich habe es daher vorgezogen, diese Geständnisse des Verfassers in dem letzten Theil meines Werkes als ein Ganzes darzubieten*), und ich gestehe sogar, dass der liebe Leser wohl daran thäte, seine Lektüre mit diesem letzten Theil zu beginnen. Das ist ein wichtiger Rath. Diejenigen, welche zufällig die erste Ausgabe meines Buches kennen, werden auf den ersten Blick wahrnehmen, dass die neue Ausgabe um mehr als die Hälfte erweitert,

*) Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande. Der Herausgeber.

und daſs eine große Anzahl von Stellen darin gestrichen worden, so daſs dies Buch „über Deutschland“ ein ganz anderes Aussehn gewonnen hat und nicht mehr dasselbe Buch ist.

In mehreren neuen Abschnitten, die ich hinzugefügt, besonders in denjenigen, welche den ganzen zweiten Theil bilden, habe ich mir die Aufgabe gestellt, den Augen des französischen Publikums die geheimsten und nationalsten Besitzthümer des deutschen Volkes zu entschleiern, in welchen sich, so zu sagen, sein ganzes träumerisches und zugleich starkes Gemüth ausspricht. Ich rede von jenen Traditionen und Sagen, die im Munde der armen Leute fortleben, und von denen die besten und originellsten niemals aufgezeichnet worden sind. Ich theile hier mehr als eine derselben mit, die ich selbst am Herd niederer Hütten gesammelt, wo irgend ein herumstreichender Bettler, irgend eine alte und blinde Großmutter sie erzählten; aber den geheimnisvoll seltsamen Wiederschein, welchen die flackernden Äste manchmal auf das Gesicht des Erzählers warfen, und das Herzklopfen der Zuhörer, welche ihm mit feierlicher Stille lauschten, vermochte ich nicht wiederzugeben, und diese ländlichen, fast barbarischen Erzählungen entbehren dadurch ihres wunderbarsten heimatlichen Zaubers.

Ich enthalte mich jeder Bemerkung in Betreff der Auslaſſungen, welche mein Buch erfahren hat. Ich habe ſo wenigſtens die Gefahr vermieden, mich eines Mangels an Takt ſchuldig zu machen. Ich habe bittere Ausfälle unterdrückt, welche einſtmals einer jugendlichen und ungerechten Malice entfloſſen, und ich habe es ebenſo mit den huldigenden Zueignungsworten*) gemacht, die heut zu Tage ein

---

*) Die Widmung der erſten Ausgabe lautete:

An Proſper Enfantin
in Ägypten.

Sie haben gewünſcht, den Fortſchritt der Ideen in Deutſchland während der jüngſten Zeit und die Beziehungen kennen zu lernen, in welchen die geiſtige Bewegung dieſes Landes zu der Syntheſe der Doktrin ſteht.

Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigt haben, indem Sie mich erſuchten, Ihnen über dies Thema Auskunft zu geben, und es freut mich, daß ich dieſe Gelegenheit finde, über den Raum weg mit Ihnen zu verkehren.

Geſtatten Sie mir, Ihnen dies Buch darzubieten; ich möchte glauben, daß es dem Bedürfnis Ihres Denkens zu entſprechen vermag. Wie Dem auch ſei, ich bitte Sie, es als ein Zeugnis achtungsvoller Sympathie annehmen zu wollen.

Heinrich Heine.

Über die ſonſtigen Auslaſſungen vergleiche man das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande.

Der Herausgeber.

Anachronismus sein würden, und deren unzeitgemäße Form namentlich jetzt eine Wirkung hervorbringen würde, ganz entgegengesetzt derjenigen, welche der Verfasser im Auge hatte, als die erste Ausgabe seines Buches erschien. Zu jener Zeit war der Name, welchem ich diese Huldigungen darbrachte, so zu sagen ein Schiboleth, und bezeichnete die fortgeschrittenste Partei im Befreiungskampfe der Menschheit, welche so eben von den Gendarmen und Höflingen der alten Gesellschaft niedergeschmettert worden war. Durch Begünstigung der Besiegten schleuderte ich ihren Gegnern eine stolze Herausforderung zu, und ich bekannte offen meine Sympathien für die Märtyrer, welche man damals beschimpfte, und in den Journalen wie in der Gesellschaft erbarmungslos schmähte. Ich fürchtete nicht, mich der Lächerlichkeit auszusetzen, mit welcher ihre gute Sache, wie sich nicht leugnen lässt, ein wenig behaftet war. Die Dinge haben sich seitdem geändert; die Märtyrer von ehemals werden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt, sie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa von ungefähr das Kreuz der Ehrenlegion ist; sie durchlaufen nicht mehr barfüßig die Wüsten Arabiens, um dort das freie Weib zu suchen — diese Befreier vom Gattenjoch, diese Zerbrecher der ehelichen Bande haben sich bei ihrer

Rückkehr aus dem Orient verheirathet und ſind die unerſchrockenſten Eheliebhaber (épouseurs) von der Welt geworden, und ſie tragen Stiefel. Die meiſten dieſer Märtyrer ſitzen jetzt in der Wolle; einige von ihnen ſind neugebackene Millionäre, und mehr als Einer iſt zu der ehrenvollſten und einträglichſten Stellung gelangt — man reiſt ſchnell mit den Eiſenbahnen. Dieſe ehemaligen Apoſtel, welche von einem goldenen Zeitalter für die ganze Menſchheit geträumt, haben ſich damit begnügt, das ſilberne Zeitalter, die Herrſchaft jenes Geld-Gottes (dieu-argent) fortzupflanzen, welcher der Vater und die Mutter von Allen und Allem iſt — es iſt vielleicht derſelbe Gott, den man mit den Worten gepredigt hat: Alles iſt in ihm, Nichts iſt außer ihm, ohne ihn iſt Nichts. — Aber Das iſt nicht der Gott, welchen der Schreiber dieſer Zeilen verehrt, ich ziehe ihm ſogar jenen armen Gott von Nazareth vor, der keinen Heller beſaß, und der Gott der Bettler und Leidenden war. Da ich ein wenig zu dieſer letzten Klaſſe gehöre, würde ich einen Akt großer Thorheit begehen, wenn ich durch veraltete Komplimente die hochmüthigen Sieger, die Glücklichen des Tages lobpreiſen wollte, die ihrer wohl entrathen können.

Ich kann nicht eindringlich genug hervorheben, daſs ich nicht die Abſicht gehabt, ein vollſtändiges

Bild von Deutschland zu liefern. Ich wollte nur an verschiedenen Stellen den Schleier lüpfen, welcher dies geheimnisvolle Land bedeckt; und wenn der Leser nicht Alles gesehen oder nur einen kleinen Theil gesehen hat, so hat er wenigstens diesen kleinen Theil in seiner natürlichen Wahrheit gesehen, während er sich nur sehr dürftig oder gar nicht durch die Bücher unterrichten wird, in denen man ihm die vollständigste Belehrung verspricht, und die schließlich Nichts als eine trockne und unfruchtbare, wenn schon richtige und gewissenhafte, Aufzählung und Nomenklatur geben. Was die deutsche Literatur betrifft, so umfasst mein Buch nur die Geschichte der sogenannten romantischen Schule, und indem ich mir vornahm, die genaueste Nachricht über die Schriftsteller zu geben, welche zu dieser gehören, war ich genöthigt, von ihnen ausführlicher zu reden, als ich es von deutschen Dichtern höheren Ranges gethan habe, die mit weit größerem Talente begabt, aber keine Mitglieder der romantischen Schule sind. Ich habe sogar mehrere große Schriftsteller mit Stillschweigen übergangen, die man bisweilen zu den Anhängern dieser Schule zählt, die aber nach meiner Meinung keineswegs dazu gehören, wie z. B. Heinrich von Kleist und meine verstorbenen Freunde Karl Immermann und Christian Grabbe,

alle Drei Männer von großem Genie. Sie sind Riesen, wenn man sie mit jenen Schriftstellern der romantischen Schule vergleicht, von denen ich in meinem Buche gesprochen, und sie können ohne Widerrede als die ausgezeichnetsten Dichter Deutschlands während der Goethe'schen Periode betrachtet werden. Jedenfalls sind sie seither nicht übertroffen worden, obgleich das deutsche Theater der Gegenwart zwei Dichter von seltenstem Verdienst in der Person meiner Freunde Friedrich Hebbel, Verfasser der „Judith," und Alfred Meißner, Verfasser der Tragödie „Das Weib des Urias," besitzt. Der Erstere ist ein Geistesverwandter Kleist's und Grabbe's, und ein banaler Kritiker vermöchte nicht sein Genie zu würdigen; der Andere, Alfred Meißner, ist dem Verständnis der Massen weit zugänglicher, sein Publikum ist größer; er ist ein leidenschafterfülltes Gemüth, und ich bin überzeugt, dass es ihm gelingen wird, sich einst die Popularität Friedrich Schiller's zu erobern, dessen präsumtiver Erbe er in Deutschland ist.

Ich habe so eben bemerkt, dass ich in meinem Buche von mehreren unserer großen deutschen Dichter nicht habe reden können, weil sie in den Rahmen meiner Schrift nicht passten, die ausschließlich der romantischen Schule gewidmet war. Unter diesen

großen Dichtern befinden sich auch einige lyrische Dichter, welche sich durch die Richtung ihres mit Romantik getränkten Geistes der genannten Schule nähern. Auch nennt man sie irrthümlicher Weise zuweilen Romantiker. Zu dieser Zahl gehören Vier, deren Talent dem unserer größten Dichter gleichkommt; es sind: mein verstorbener Freund Adelbert von Chamisso, von Geburt ein Franzose; ferner der treffliche Friedrich Rückert, dessen Phantasie von einer üppigen, orientalischen Fülle ist; der Dritte ist mein Freund der Graf Auersperg, bekannt unter dem Namen Anastasius Grün, ein lyrischer Dichter, der sehr reich, fast allzu reich an Bildern ist und eine große und edle Seele besitzt; endlich der Vierte, Zuletztaufgetretene ist Ferdinand Freiligrath, ein Talent ersten Ranges, ein kräftiger Koloritmaler und begabt mit einer großen Originalität.

In einem anderen Werke, das ich noch zu vollenden hoffe, werde ich Gelegenheit haben, ausführlich von vielen deutschen Schriftstellern zu reden, die meine Zeitgenossen gewesen sind, und von denen ich in meinem Buch „über Deutschland“ keinen Bericht gegeben. Ich werde dann reichlich die Lücken dieses letzteren Werkes ausfüllen, und ich stehe dafür ein, daſs weder das Publikum, noch die Schriftsteller,

mit welchen ich mich jetzt nicht habe beschäftigen können, Etwas dabei verloren haben sollen, dass sie gewartet.

Paris, den 15. Januar 1855.

Heinrich Heine.

Aus der Vorrede zur ersten Auflage der französischen Ausgabe.

In den ersten drei Abschnitten dieses Buches habe ich ziemlich ausführlich von den Kämpfen zwischen der Religion und Philosophie in Deutschland geredet; ich hatte jene geistige Revolution meines Vaterlandes zu erklären, über welche Frau von Staël ihrerseits so viele Irrthümer in Frankreich verbreitet hat. Ich erkläre es offen: ich hatte das Buch dieser Großmutter der Doktrinäre fortwährend im Auge, und in berichtigender Absicht habe ich dem meinigen denselben Titel: „Über Deutschland“ ertheilt.

Paris, den 8. April 1835.

Heinrich Heine.

Zur

Geſchichte der Religion

und

Philoſophie

in

Deutſchland.

(1834.)

Vorrede zur erſten Auflage.

Ich muſs den deutſchen Leſer darauf beſonders aufmerkſam machen, daſs dieſe Blätter urſprünglich für eine franzöſiſche Zeitſchrift, die Revue des deux mondes, und zu einem beſtimmten Zeitzweck abgefaſſt worden. Sie gehören nämlich zu einer Überſchau deutſcher Geiſtesvorgänge, wovon ich bereits früher dem franzöſiſchen Publikum einige Theile vorgelegt, und die auch in deutſcher Sprache als Beiträge „zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland“ erſchienen ſind*). Die Anforderungen der periodiſchen Preſſe, Übelſtände in der Ökonomie derſelben, Mangel an wiſſenſchaft-

*) Vgl. Betreffs dieſer und der nachfolgenden Angaben das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande.
Der Herausgeber.

lichen Hilfsmitteln, französische Unzulänglichkeiten, ein neulich in Deutschland promulgiertes Gesetz über ausländische Drucke, welches nur auf mich seine Anwendung fand, und dergleichen Hemmungen mehr erlaubten mir nicht, die verschiedenen Theile jener Überschau in chronologischer Reihenfolge und unter einem Gesammttitel mitzutheilen. Das gegenwärtige Buch, trotz seiner inneren Einheit und seiner äußerlichen Geschlossenheit, ist also nur das Fragment eines größeren Ganzen.

Ich grüße die Heimath mit dem freundlichsten Gruße. —

Geschrieben zu Paris, im Monat December 1834.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als die erste Auflage dieses Buches die Presse verließ, und ich ein Exemplar desselben zur Hand nahm, erschrak ich nicht wenig ob den Verstümmelungen, deren Spur sich überall kund gab. Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwischensatz, ganze Stellen waren ausgelassen, ohne Rücksicht auf die Übergänge, so daſs nicht bloß der Sinn, sondern manchmal die Gesinnung selbst verschwand. Viel mehr die Furcht Cäsar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei diesen Verstümmelungen, und während sie alles politisch Verfängliche ängstlich ausmerzte, verschonte sie selbst das Bedenklichste, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieses Buches, welche eine patriotisch-demokratische war, verloren, und unheimlich starrte mir daraus ein ganz fremder Geist entgegen, welcher

an ſcholaſtiſch-theologiſche Klopffechtereien erinnert, und meinem humaniſtiſch-toleranten Naturell tief zuwider iſt.

Ich ſchmeichelte mir Anfangs mit der Hoffnung, daſs ich bei einem zweiten Abdruck die Lakunen dieſes Buches wieder ausfüllen könne; doch keine Reſtauration der Art iſt jetzt möglich, da bei dem großen Brand zu Hamburg das Original-Manuſkript im Hauſe meines Verlegers verloren gegangen *). Mein Gedächtnis iſt zu ſchwach, als daſs ich aus der Erinnerung nachhelfen könnte, und außerdem dürfte eine genaue Durchſicht des Buches mir wegen des Zuſtandes meiner Augen nicht erlaubt ſein. Ich begnüge mich damit, daſs ich nach der franzöſiſchen Verſion, welche früher als die deutſche gedruckt worden, einige der größern ausgelaſſenen Stellen aus dem Franzöſiſchen zurücküberſetze und interkaliere. Eine dieſer Stellen, welche in unzähligen franzöſiſchen Blättern abgedruckt, diskutiert und auch in der vorjährigen franzöſiſchen Deputiertenkammer von einem der größten Staatsmänner der Franzoſen, dem Grafen Molé, beſprochen worden, iſt am Ende dieſer neuen Ausgabe

*) Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande. Der Herausgeber.

befindlich und mag zeigen, welche Bewandtnis es hat mit der Verkleinerung und Herabsetzung Deutschlands, deren ich mich, wie gewisse ehrliche Leute versicherten, dem Auslande gegenüber schuldig gemacht haben soll. Äußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, officielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland, — das aber keinen Goliath, keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat, — so wusste man Das, was ich sagte, so darzustellen, als sei hier die Rede von dem wirklichen Deutschland, dem großen, geheimnisvollen, so zu sagen anonymen Deutschland des deutschen Volkes, des schlafenden Souveränen, mit dessen Scepter und Krone die Meerkatzen spielen. Solche Insinuation ward den ehrlichen Leuten noch dadurch erleichtert, dass jede Kundgabe meiner wahren Gesinnung mir während einer langen Periode schier unmöglich war, besonders zur Zeit als die Bundestagsdekrete gegen das „junge Deutschland" erschienen, welche hauptsächlich gegen mich gerichtet waren und mich in eine exceptionell gebundene Lage brachten, die unerhört in den Annalen der Preßknechtschaft. Als ich späterhin den Maulkorb etwas lüften konnte, blieben doch die Gedanken noch geknebelt.

Das vorliegende Buch ist Fragment, und soll auch Fragment bleiben. Ehrlich gestanden, es wäre

mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und Manches, was ich behauptete, widerspricht jetzt meiner bessern Überzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugnisse mir mit zwingendem Einspruch entgegentreten, wenn ich dieses Buch ungedruckt ließe und meinen Gesammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftsteller in solchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phrase meine Zuflucht nehmen; aber ich hasse im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umständen das unveräußerliche Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, dass Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben so falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die

Behauptung, die ich der Schule nachſprach, daſs der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet ſei und ſich nur noch in der Erſcheinungswelt kümmerlich hinfriſte. Nein, es iſt nicht wahr, daſs die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Daſein Gottes, wie wir dieſelben ſeit Anſelm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Daſein Gottes ſelber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet. Dieſe ſpinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, ſie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen iſt; ſie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'ſchen Schule, der grimme Ruge, behauptete einſt ſteif und feſt, oder vielmehr feſt und ſteif, daſs er mich mit ſeinem Portierſtock in den Halliſchen Jahrbüchern*) todt geſchlagen habe, und doch zur ſelben Zeit ging ich

*) Die betreffende Kritik über „Heinrich Heine und ſeine Zeit" findet ſich in erweiterter Ausführung abgedruckt in Arnold Ruge's „geſammelten Schriften," zweiter Band. Mannheim, J. P. Grohe. 1846.

Der Herausgeber.

umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und unsterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständnis machte, daſs ich die fürchterlichen Todtschlagblätter, die Hallischen Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl meine vollen rothen Backen als auch der gute Appetit, womit ich Austern schluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes, und war so übermüthig wie der König Nebukadnezar vor seinem Sturze.

Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, sondern auch meinem noch viel verstocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter, zur erbaulichen Beher-

zigung empfehle. Es ſtehen überhaupt noch viele ſchöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geſchichte von dem verbotenen Baume im Paradieſe und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vortrug. Dieſer Blauſtrumpf ohne Füße zeigt ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder, was Dasſelbe iſt, wie Gott im Menſchen zum Bewuſſtſein ſeiner ſelbſt gelange. — Dieſe Formel iſt nicht ſo klar wie die urſprünglichen Worte: Wenn ihr vom Baume der Erkenntnis genoſſen, werdet ihr wie Gott ſein! Frau Eva verſtand von der ganzen Demonſtration nur das Eine, daſs die Frucht verboten ſei, und weil ſie verboten, aß ſie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte ſie von dem lockenden Apfel gegeſſen, ſo verlor ſie ihre Unſchuld, ihre naive Unmittelbarkeit, ſie fand, daſs ſie viel zu nackend ſei für eine Perſon von ihrem Stande, die Stamm-Mutter ſo vieler künftigen Kaiſer und Könige, und ſie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil

es auch im Paradieſe noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, ſowie das Weib zum denkenden Selbſtbewuſſtſein kommt, iſt ihr erſter Gedanke ein neues Kleid! Auch dieſe bibliſche Geſchichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte ſie als Motto dieſem Buche voranſetzen, in derſelben Weiſe, wie man oft vor fürſtlichen Gärten eine Tafel ſieht mit der warnenden Aufſchrift: Hier liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe.

Ich habe mich bereits in meinem jüngſten Buche, im „Romancero“ *), über die Umwandlung ausgeſprochen, welche in Bezug auf göttliche Dinge in meinem Geiſte ſtattgefunden. Es ſind ſeitdem mit chriſtlicher Zudringlichkeit ſehr viele Anfragen an mich ergangen, auf welchem Wege die beſſere Erleuchtung über mich gekommen. Fromme Seelen ſcheinen darnach zu lechzen, daſs ich ihnen irgend ein Mirakel aufbinde, und ſie möchten gerne wiſſen, ob ich nicht wie Saulus ein Licht erblickte auf dem Wege nach Damaskus, oder ob ich nicht wie Balaam, der Sohn Beor's, einen ſtätigen Eſel ge-

*) Vgl. das Nachwort Heine's zum „Romancero“ und die ſpäteren „Geſtändniſſe.“

Der Herausgeber.

ritten, der plötzlich den Mund aufthat und zu ſprechen begann wie ein Menſch? Nein, ihr gläubigen Gemüther, ich reiſte niemals nach Damaskus, ich weiß Nichts von Damaskus, als daſs jüngſt die dortigen Juden beſchuldigt worden, ſie fräßen alte Kapuziner, und der Name der Stadt wäre mir vielleicht ganz unbekannt, hätte ich nicht das Hohe Lied geleſen, wo der König Salomo die Naſe ſeiner Geliebten mit einem Thurm vergleicht, der gen Damaskus ſchaut. Auch ſah ich nie einen Eſel, nämlich keinen vierfüßigen, der wie ein Menſch geſprochen hätte, während ich Menſchen genug traf, die jedesmal, wenn ſie den Mund aufthaten, wie Eſel ſprachen. In der That, weder eine Viſion, noch eine ſeraphitiſche Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder ſonſt ein Wunderſpuk brachte mich auf den Weg des Heils, und ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches — Eines Buches? Ja, und es iſt ein altes, ſchlichtes Buch, beſcheiden wie die Natur, auch natürlich wie dieſe; ein Buch, das werkeltägig und anſpruchslos ausſieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt; ein Buch, das ſo traulich, ſo ſegnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche lieſt, mit den lieben, beben-

den Lippen, und mit der Brille auf der Nase — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, Der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, Dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche sich auf Kostbarkeiten verstehen, wussten sehr gut, was sie thaten, als sie bei dem Brande des zweiten Tempels die goldenen und silbernen Opfergeschirre, die Leuchter und Lampen, sogar den hohenpriesterlichen Brustlatz mit den großen Edelsteinen im Stich ließen, und nur die Bibel retteten. Diese war der wahre Tempelschatz, und derselbe ward, Gottlob! nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Vespasianus, des Bösewichts, der ein so schlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdischer Priester, der zweihundert Jahr' vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolemäers Philadelphus, zu Jerusalem lebte und Josua Ben Siras Ben Eliezer hieß, hat in einer Gnomensammlung, Meschalim, in Bezug auf die Bibel den Gedanken seiner Zeit ausgesprochen, und ich will seine schönen Worte hier mittheilen. Sie sind sacerdotal-feierlich und doch zugleich so erquickend frisch, als wären sie

erſt geſtern einer lebenden Menſchenbruſt entquollen, und ſie lauten, wie folgt:

„Dies Alles iſt eben das Buch des Bundes, mit dem höchſten Gott gemacht, nämlich das Geſetz, welches Moſe dem Hauſe Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit gefloſſen iſt, wie das Waſſer Piſon, wenn es groß iſt, und wie das Waſſer Tigris, wenn es übergehet in Lenzen. Daraus der Verſtand gefloſſen iſt, wie der Euphrates, wenn er groß iſt, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demſelben iſt hervorbrochen die Zucht, wie das Licht, und wie das Waſſer Nilus im Herbſt. Er iſt nie geweſen, der es ausgelernt hätte, und wird nimmermehr werden, der es ausgründen möchte. Denn ſein Sinn iſt reicher weder kein Meer und ſein Wort tiefer denn kein Abgrund.“

Geſchrieben zu Paris, im Wonnemond 1852.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

Deutſchland bis Luther.

Die Franzoſen glaubten in der letzten Zeit, zu einer Verſtändnis Deutſchlands zu gelangen, wenn ſie ſich mit den Erzeugniſſen unſerer ſchönen Literatur bekannt machten. Hierdurch haben ſie ſich aber aus dem Zuſtande gänzlicher Ignoranz nur erſt zur Oberflächlichkeit erhoben. Denn die Erzeugniſſe unſerer ſchönen Literatur bleiben für ſie nur ſtumme Blumen, der ganze deutſche Gedanke bleibt für ſie ein unwirthliches Räthſel, ſo lange ſie die Bedeutung der Religion und der Philoſophie in Deutſchland nicht kennen.

Indem ich nun über dieſe beiden einige erläuternde Auskunft zu ertheilen ſuche, glaube ich ein nützliches Werk zu unternehmen. Dieſes iſt für mich keine leichte Aufgabe. Es gilt zunächſt die Ausdrücke einer Schulſprache zu vermeiden, die den Franzoſen gänzlich unbekannt iſt. Und doch habe ich weder

die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphysik so tief ergründet, daſs ich im Stande wäre, Dergleichen nach den Bedürfnissen des französischen Publikums ganz einfach und ganz kurz zu formulieren. Ich werde daher nur von den groſsen Fragen handeln, die in der deutschen Gottesgelahrtheit und Weltweisheit zur Sprache gekommen, ich werde nur ihre sociale Wichtigkeit beleuchten, und immer werde ich die Beschränktheit meiner eigenen Verdeutlichungsmittel und das Fassungsvermögen des französischen Lesers berücksichtigen.

Groſse deutsche Philosophen, die etwa zufällig einen Blick in diese Blätter werfen, werden vornehm die Achseln zucken über den dürftigen Zuschnitt alles Dessen, was ich hier vorbringe. Aber sie mögen gefälligst bedenken, daſs das Wenige, was ich sage, ganz klar und deutlich ausgedrückt ist, während ihre eignen Werke zwar sehr gründlich, unermeſsbar gründlich, sehr tiefsinnig, stupend tiefsinnig, aber eben so unverständlich sind. Was helfen dem Volke die verschlossenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüssel hat? Das Volk hungert nach Wissen und dankt mir für das Stückchen Geistesbrot, das ich ehrlich mit ihm theile.

Ich glaube, es ist nicht Talentlosigkeit, was die meisten deutschen Gelehrten davon abhält, über

Religion und Philoſophie ſich populär auszuſprechen. Ich glaube, es iſt Scheu vor den Reſultaten ihres eigenen Denkens, die ſie nicht wagen dem Volke mitzutheilen. Ich, ich habe nicht dieſe Scheu, denn ich bin kein Gelehrter, ich ſelber bin Volk. Ich bin kein Gelehrter, ich gehöre nicht zu den ſiebenhundert Weiſen Deutſchlands. Ich ſtehe mit dem großen Haufen vor den Pforten ihrer Weisheit, und iſt da irgend eine Wahrheit durchgeſchlüpft, und iſt dieſe Wahrheit bis zu mir gelangt, dann iſt ſie weit genug: — ich ſchreibe ſie mit hübſchen Buchſtaben auf Papier und gebe ſie dem Setzer; Der ſetzt ſie in Blei und giebt ſie dem Drucker; Dieſer druckt ſie, und ſie gehört dann der ganzen Welt.

Die Religion, deren wir uns in Deutſchland erfreuen, iſt das Chriſtenthum. Ich werde alſo zu erzählen haben, was das Chriſtenthum iſt, wie es römiſcher Katholicismus geworden, wie aus dieſem der Proteſtantismus, und aus dem Proteſtantismus die deutſche Philoſophie hervorging.

Indem ich nun mit Beſprechung der Religion beginne, bitte ich im Voraus alle frommen Seelen, ſich bei Leibe nicht zu ängſtigen*). Fürchtet Nichts,

*) In der Revue des deux mondes findet ſich, ſtatt des obigen, folgender Eingang:

fromme Seelen! Keine profanierenden Scherze ſollen euer Ohr verletzen. Dieſe ſind allenfalls noch nütz-

---

„Indem ich es unternehme, von Deutſchland und der deutſchen Literatur zu reden, muſs ich zuerſt bei der Religion verweilen, um ein beſſeres Verſtändnis dieſer Literatur anzubahnen. Nicht nur in der Vergangenheit hat die Religion die Form und Richtung unſeres ſocialen und politiſchen Lebens beſtimmt, ſondern auch auf die Gegenwart übt ſie noch den erheblichſten Einfluſs. Ich muſs daher vom Chriſtenthum im Allgemeinen und insbeſondere vom Proteſtantismus reden, ich werde ſodann zeigen, wie unſere ganze heutige Literatur, Wiſſenſchaften und Künſte, daraus hervorgegangen."

In den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben lautet der Eingang, wie folgt:

„Nachdem ich lange Zeit hindurch mich bemüht habe, Frankreich in Deutſchland verſtändlich zu machen, jene nationalen Vorurtheile zu zerſtören, welche die Deſpoten ſo gut zu ihrem Vortheil auszubeuten wiſſen, unternehme ich heut eine ähnliche und nicht minder nützliche Arbeit, indem ich Deutſchland den Franzoſen erkläre.

„Die Vorſehung, welche mich zu dieſer Aufgabe berufen hat, wird mir auch die nöthige Erleuchtung geben. Ich vollbringe ein Werk, das beiden Ländern zu Statten kommt, und ich habe vollen Glauben an meine Sendung.

„Bisher herrſchte in Frankreich die vollſtändigſte Ignoranz in Betreff der geiſtigen Zuſtände Deutſchlands, eine Ignoranz, die in Kriegszeiten höchſt verderblich ward. Heut zu Tage dagegen verbreiten ſich ein Halbwiſſen, eine irrthümliche Auffaſſung des deutſchen Geiſtes, eine Konfuſion altdeutſcher

lich in Deutſchland, wo es gilt, die Macht der Religion für den Augenblick zu neutraliſieren. Wir ſind nämlich dort in derſelben Lage wie ihr vor der Revolution, als das Chriſtenthum im untrennbarſten Bündniſſe ſtand mit dem alten Regime. Dieſes konnte nicht zerſtört werden, ſo lange noch jenes ſeinen Einfluſs übte auf die Menge. Voltaire

---

Doktrinen, welche in Friedenszeiten furchtbar und höchſt gefährlich ſind.

„Die meiſten Franzoſen bildeten ſich ein, um den deutſchen Gedanken zu verſtehen, genüge es, ſich mit den Meiſterwerken der deutſchen Kunſt bekannt zu machen; aber die Kunſt iſt nur eine Seite dieſes Gedankens, und auch dieſe läſſt ſich nur verſtehen, wenn die beiden anderen Seiten des deutſchen Gedankens, die der Religion und der Philoſophie, uns bekannt ſind.

„Nur aus der Geſchichte der von Luther verkündeten religiöſen Reform kann man erfahren, wie ſich die Philoſophie bei uns zu entwickeln vermocht, und nur durch eine ausführliche Darlegung unſerer philoſophiſchen Syſteme wird man in den Stand geſetzt, jene große literariſche Revolution zu würdigen, welche mit der Theorie, mit den Grundſätzen einer neuen Kritik begann, und die von euch ſo ſehr bewunderte Romantik hervorrief. Ihr habt Blumen bewundert, deren Wurzeln ihr ſo wenig kanntet wie ihre ſymboliſche Sprache. Ihr habt nur die Farben erblickt, nur die Düfte eingeathmet.

„Um den deutſchen Gedanken zu entſchleiern, muſs ich alſo zuerſt von der Religion ſprechen. Dieſe Religion iſt das Chriſtenthum.“ Der Herausgeber.

mußte sein scharfes Gelächter erheben, ehe Samson sein Beil fallen lassen konnte. Jedoch wie durch dieses Beil, so wurde auch durch jenes Lachen im Grunde Nichts bewiesen, sondern nur bewirkt. Voltaire hat nur den Leib des Christenthums verletzen können. Alle seine Späße, die aus der Kirchengeschichte geschöpft, alle seine Witze über Dogmatik und Kultus, über die Bibel, dieses heiligste Buch der Menschheit, über die Jungfrau Maria, diese schönste Blume der Poesie, das ganze Diktionär philosophischer Pfeile, das er gegen Klerus und Priesterschaft losschoss, verletzte nur den sterblichen Leib des Christenthums, nicht dessen inneres Wesen, nicht dessen tieferen Geist, nicht dessen ewige Seele.

Denn das Christenthum ist eine Idee, und als solche unzerstörbar und unsterblich, wie jede Idee. Was ist aber diese Idee?

Eben weil man diese Idee noch nicht klar begriffen und Äußerlichkeiten für die Hauptsache gehalten hat, giebt es noch keine Geschichte des Christenthums. Zwei entgegengesetzte Parteien schreiben die Kirchengeschichte und widersprechen sich beständig, doch die eine eben so wenig wie die andere wird jemals bestimmt aussagen, was eigentlich jene Idee ist, die dem Christenthum als Mittelpunkt dient, die sich in dessen Symbolik, im Dogma, wie im

Kultus, und in deſſen ganzer Geſchichte zu offenbaren ſtrebt, und im wirklichen Leben der chriſtlichen Völker manifeſtirt hat. Weder Baronius, der katholiſche Kardinal, noch der proteſtantiſche Hofrath Schröckh entdeckt uns, was eigentlich jene Idee war. Und wenn ihr alle Folianten der Manſiſchen Concilienſammlung, des Aſſemanniſchen Kodex der Liturgien und die ganze Historia ecclesiastica von Sacarelli durchblättert, werdet ihr doch nicht einſehen, was eigentlich die Idee des Chriſtenthums war. Was ſeht ihr denn in den Hiſtorien der orientaliſchen und der occidentaliſchen Kirchen? In jener, der orientaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht ihr Nichts als dogmatiſche Spitzfindigkeiten, wo ſich die altgriechiſche Sophiſtik wieder kundgiebt; in dieſer, in der occidentaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht ihr Nichts als disciplinariſche, die kirchlichen Intereſſen betreffende Zwiſte, wobei die altrömiſche Rechtskaſuiſtik und Regierungskunſt mit neuen Formeln und Zwangsmitteln ſich wieder geltend machen. In der That, wie man in Konſtantinopel über den Logos ſtritt, ſo ſtritt man in Rom über das Verhältnis der weltlichen zur geiſtlichen Macht; und wie etwa dort über ὁμουσιος, ſo befehdete man ſich hier über Inveſtitur. Aber die byzantiniſchen Fragen: ob der Logos dem Gott-Vater ὁμουσιος ſei? ob Maria

Gottgebärerin heißen ſoll oder Menſchengebärerin? ob Chriſtus in Ermangelung der Speiſe hungern muſſte, oder nur deſswegen hungerte, weil er hungern wollte? alle dieſe Fragen haben im Hintergrund lauter Hofintriguen, deren Löſung davon abhängt, was in den Gemächern des sacri palatii gezischelt und gekichert wird, ob z. B. Eudoxia fällt oder Pulcheria; — denn dieſe Dame haſſt den Neſtorius, den Verräther ihrer Liebeshändel, Jene haſſt den Cyrillus, welchen Pulcheria beſchützt, Alles bezieht ſich zuletzt auf lauter Weiber- und Hämmlingsgeklätſche, und im Dogma wird eigentlich der Mann und im Manne eine Partei verfolgt oder befördert. Eben ſo geht's im Occident; Rom wollte herrſchen; „als ſeine Legionen gefallen, ſchickte es Dogmen in die Provinzen;“ alle Glaubenszwiſte hatten römiſche Uſurpationen zum Grunde; es galt die Obergewalt des römiſchen Biſchofs zu konſolidieren. Dieſer war über eigentliche Glaubenspunkte immer ſehr nachſichtig, ſpie aber Feuer und Flamme, ſobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er disputierte nicht Viel über die Perſonen in Chriſtus, ſondern über die Konſequenzen der Iſidor'ſchen Dekretalen; er centraliſierte ſeine Gewalt durch kanoniſches Recht, Einſetzung der Biſchöfe, Herabwürdigung der fürſtlichen Macht, Mönchsorden, Cölibat u. ſ. w.

Aber war Dieſes das Chriſtenthum? Offenbart ſich uns aus der Lektüre dieſer Geſchichten die Idee des Chriſtenthums? Was iſt dieſe Idee?

Wie ſich dieſe Idee hiſtoriſch gebildet und in der Erſcheinungswelt manifeſtiert, ließe ſich wohl ſchon in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt entdecken, wenn wir namentlich in der Geſchichte der Manichäer und der Gnoſtiker vorurtheilsfrei nachforſchen. Obgleich Erſtere verketzert und Letztere verſchrien ſind und die Kirche ſie verdammt hat, ſo erhielt ſich doch ihr Einfluſs auf das Dogma, aus ihrer Symbolik entwickelte ſich die katholiſche Kunſt, und ihre Denkweiſe durchdrang das ganze Leben der chriſtlichen Völker. Die Manichäer ſind ihren letzten Gründen nach nicht ſehr verſchieden von den Gnoſtikern. Die Lehre von den beiden Principien, dem guten und dem böſen, die ſich bekämpfen, iſt Beiden eigen. Die Einen, die Manichäer, erhielten dieſe Lehre aus der altperſiſchen Religion, wo Ormuzd, das Licht, dem Ahriman, der Finſternis, feindlich entgegenſetzt iſt. Die Anderen, die eigentlichen Gnoſtiker, glaubten vielmehr an die Präexiſtenz des guten Princips, und erklärten die Entſtehung des böſen Princips durch Emanation, durch Generationen von Äonen, die, jemehr ſie von ihrem Urſprung entfernt ſind, ſich deſto trüber verſchlech-

tert. Nach Cerinthus war der Erſchaffer unſerer Welt keineswegs der höchſte Gott, ſondern nur eine Emanation Deſſelben, Einer von den Äonen, der eigentliche Demiurgos, der allmählich ausgeartet iſt, und jetzt als böſes Princip dem aus dem höchſten Gott unmittelbar entſprungenen Logos, dem guten Princip, feindlich gegenüber ſtehe. Dieſe gnoſtiſche Weltanſicht iſt urindiſch, und ſie führte mit ſich die Lehre von der Inkarnation Gottes, von der Abtödtung des Fleiſches, vom geiſtigen Inſichſelbſtverſenken, ſie gebar das ascetiſch beſchauliche Mönchsleben, welches die reinſte Blüthe der chriſtlichen Idee. Dieſe Idee hat ſich in der Dogmatik nur ſehr verworren und im Kultus nur ſehr trübe ausſprechen können. Doch ſehen wir überall die Lehre von den beiden Principien hervortreten; dem guten Chriſtus ſteht der böſe Satan entgegen; die Welt des Geiſtes wird durch Chriſtus, die Welt der Materie durch Satan repräſentiert; Jenem gehört unſere Seele, Dieſem unſer Leib; und die ganze Erſcheinungswelt, die Natur, iſt demnach urſprünglich böſe, und Satan, der Fürſt der Finſternis, will uns damit ins Verderben locken, und es gilt allen ſinnlichen Freuden des Lebens zu entſagen, unſern Leib, das Lehn Satan's, zu peinigen, damit die Seele ſich deſto

herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel, in das strahlende Reich Christi.

Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christenthums, hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet, wie eine ansteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abspannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch Mancher von uns schon genesen, so kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt sich unglücklich als der einzig Gesunde unter lauter Siechen. Einst, wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind! Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nach-

kommen werden ſchöner und glücklicher ſein als wir. Denn ich glaube an den Fortſchritt, ich glaube, die Menſchheit iſt zur Glückſeligkeit beſtimmt, und ich hege alſo eine größere Meinung von der Gottheit als jene frommen Leute, die da wähnen, ſie habe den Menſchen nur zum Leiden erſchaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politiſcher und induſtrieller Inſtitutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erſt am jüngſten Tage im Himmel ſtattfinden ſoll. Jenes iſt vielleicht eben ſo wie Dieſes eine thörichte Hoffnung, und es giebt keine Auferſtehung der Menſchheit, weder im politiſch moraliſchen, noch im apoſtoliſch katholiſchen Sinne*). Die Menſchheit iſt vielleicht zu ewigem Elend beſtimmt, die Völker ſind vielleicht auf ewig verdammt, von Deſpoten zertreten, von den Spießgeſellen Derſelben exploitiert, und von den Lakaien verhöhnt zu werden. Ach! in dieſem Falle müſſte man das Chriſtenthum, ſelbſt wenn man es als Irrthum erkannt, dennoch zu erhalten ſuchen, man müſſte in der Mönchskutte und barfuß durch Europa laufen, und die Nichtigkeit aller irdiſchen Güter und Entſagung

*) „weder im politiſchen, noch im religiöſen Sinne," ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

predigen, und den gegeißelten und verspotteten Menschen das tröstende Krucifix vorhalten, und ihnen nach dem Tode dort oben alle sieben Himmel versprechen.

Vielleicht eben weil die Großen dieser Erde ihrer Obermacht gewiss sind, und im Herzen beschlossen haben, sie ewig zu unserem Unglück zu missbrauchen, sind sie von der Nothwendigkeit des Christenthums für ihre Völker überzeugt, und es ist im Grunde ein zartes Menschlichkeitsgefühl, dass sie sich für die Erhaltung dieser Religion so viele Mühe geben*)!

Das endliche Schicksal des Christenthums ist also davon abhängig, ob wir dessen noch bedürfen**). Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten, sie war providentiell, göttlich, heilig. Alles, was sie der Civilisation genützt, indem sie die Starken zähmte und die Zahmen stärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was sonst noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird,

*) Dieser Satz fehlt in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) „Die Dauer der Religionen war immer davon abhängig, ob wir ihrer noch bedurften." heißt es in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Das ist sogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröstung, die sie durch sich selbst den Menschen angedeihen lassen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann. Besonders der Dichter wird die schauerliche Erhabenheit dieses Symbols mit Ehrfurcht anerkennen. Das ganze System von Symbolen, die sich ausgesprochen in der Kunst und im Leben des Mittelalters, wird zu allen Zeiten die Bewunderung der Dichter erregen. In der That, welche kolossale Konsequenz in der christlichen Kunst, namentlich in der Architektur! Diese gothischen Dome, wie stehen sie im Einklang mit dem Kultus, und wie offenbart sich in ihnen die Idee der Kirche selber! Alles strebt da empor, Alles transsubstanziert sich: der Stein sprosst aus in Äsien und Laubwerk und wird Baum; die Frucht des Weinstocks und der Ähre wird Blut und Fleisch; der Mensch wird Gott; Gott wird reiner Geist! Ein ergiebiger, unversiegbar kostbarer Stoff für die Dichter ist das christliche Leben im Mittelalter. Nur durch das Christenthum konnten auf dieser Erde sich Zustände bilden, die so kecke Kontraste, so bunte Schmerzen und so abenteuer-

liche Schönheiten enthalten, daſs man meinen ſollte, Dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit exiſtiert, und das Alles ſei ein koloſſaler Fiebertraum, es ſei der Fiebertraum eines wahnſinnigen Gottes. Die Natur ſelber ſchien ſich damals phantaſtiſch zu vermummen; indeſſen, obgleich der Menſch, befangen in abſtrakten Grübeleien, ſich verdrießlich von ihr abwendete, ſo weckte ſie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die ſo ſchauerlich ſüß, ſo entſetzlich liebevoll, ſo zaubergewaltig war, daſs der Menſch unwillkürlich aufhorchte, und lächelte, und erſchrak, und gar zu Tode erkrankte. Die Geſchichte von der Baſeler Nachtigall kommt mir hier ins Gedächtnis, und da ihr ſie wahrſcheinlich nicht kennt, ſo will ich ſie erzählen.

Im Mai 1433, zur Zeit des Koncils, ging eine Geſellſchaft Geiſtlicher in einem Gehölze bei Baſel ſpazieren, Prälaten und Doktoren, Mönche von allen Farben, und ſie disputierten über theologiſche Streitigkeiten, und diſtinguierten und argumentierten, oder ſtritten über Annaten, Exſpektativen und Reſervationen, oder unterſuchten, ob Thomas von Aquino ein größerer Philoſoph ſei als Bonaventura, was weiß ich! Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatiſchen und abſtrakten Diskuſſionen, hielten ſie inne, nnd blieben wie angewurzelt ſtehen

vor einem blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall saß, die in den weichsten und zärtlichsten Melodien jauchzte und schluchste. Es ward den gelehrten Herren dabei so wunderselig zu Muthe, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die scholastisch verklausulierten Herzen, ihre Gefühle erwachten aus dem dumpfen Winterschlaf, sie sahen sich an mit staunendem Entzücken; — als endlich Einer von ihnen die scharfsinnige Bemerkung machte, daſs Solches nicht mit rechten Dingen zugehe, daſs diese Nachtigall wohl ein Teufel sein könne, daſs dieser Teufel sie mit seinen holdseligen Lauten von ihren christlichen Gesprächen abziehen und zu Wollust und sonstig süßen Sünden verlocken wolle, und er hub an zu exorcieren, wahrscheinlich mit der damals üblichem Formel: adjuro te per eum, qui venturus est, judicare vivos et mortuos etc. etc. Bei dieser Beschwörung, sagt man, habe der Vogel geantwortet: „Ja, ich bin ein böser Geist!“ und sei lachend davon geflogen; Diejenigen aber, die seinen Gesang gehört, sollen noch selbigen Tages erkrankt und bald darauf gestorben sein.

Diese Geschichte bedarf wohl keines Kommentars. Sie trägt ganz das grauenhafte Gepräge einer Zeit, die Alles, was süß und lieblich war, als Teufelei verschrie. Die Nachtigall sogar wurde ver-

leumdet, und man ſchlug ein Kreuz, wenn ſie ſang. Der wahre Chriſt ſpazierte mit ängſtlich verſchloſſenen Sinnen, wie ein abſtraktes Geſpenſt, in der blühenden Natur umher. Dieſes Verhältnis des Chriſten zur Natur werde ich vielleicht in einem ſpäteren Buche weitläufiger erörtern, wenn ich, zum Verſtändnis der neuromantiſchen Literatur, den deutſchen Volksglauben gründlich beſprechen muſs. Vorläufig kann ich nur bemerken, daſs franzöſiſche Schriftſteller, miſsleitet durch deutſche Autoritäten, in großem Irrthume ſind, wenn ſie annehmen, der Volksglauben ſei während des Mittelalters überall in Europa derſelbe geweſen. Nur über das gute Princip, über das Reich Chriſti, hegte man in ganz Europa dieſelben Anſichten; dafür ſorgte die römiſche Kirche, und wer hier von der vorgeſchriebenen Meinung abwich, war ein Ketzer. Aber über das böſe Princip, über das Reich Satan's, herrſchten verſchiedene Anſichten in den verſchiedenen Ländern, und im germaniſchen Norden hatte man ganz andere Vorſtellungen davon, wie im romaniſchen Süden. Dieſes entſtand dadurch, daſs die chriſtliche Prieſterſchaft die vorgefundenen alten Nationalgötter nicht als leere Hirngeſpinnſte verwarf, ſondern ihnen eine wirkliche Exiſtenz einräumte, aber dabei behauptete, alle dieſe Götter ſeien lauter Teufel und Teu-

felinnen geweſen, die durch den Sieg Chriſti ihre Macht über die Menſchen verloren und ſie jetzt durch Luſt und Liſt zur Sünde verlocken wollen. Der ganze Olymp wurde nun eine luftige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechiſchen Göttergeſchichten noch ſo ſchön beſang, ſo ſah der fromme Chriſt darin doch nur Spuk und Teufel. Der düſtere Wahn der Mönche traf am härteſten die arme Venus; abſonderlich Dieſe galt für eine Tochter Beelzebub's, und der gute Ritter Tanhüſer ſagt ihr ſogar ins Geſicht:

O Venus, ſchöne Fraue mein,
Ihr ſeid ein' Teufelinne!

Den Tanhüſer hatte ſie nämlich verlockt in jene wunderbare Höhle, welche man den Venusberg hieß und wovon die Sage ging, daſs die ſchöne Göttin dort mit ihren Fräulein und Geſponſen unter Spiel und Tänzen das liederlichſte Leben führe. Die arme Diana ſogar, trotz ihrer Keuſchheit, war vor einem ähnlichen Schickſal nicht ſicher, und man ließ ſie nächtlich mit ihren Nymphen durch die Wälder ziehen, und daher die Sage von dem wüthenden Heer, von der wilden Jagd. Hier zeigt ſich noch ganz die gnoſtiſche Anſicht von der Verſchlechterung des ehemals Göttlichen, und in dieſer Umgeſtaltung des

früheren Nationalglaubens manifestiert sich am tiefsinnigsten die Idee des Christenthums.

Der Nationalglaube in Europa, im Norden noch viel mehr als im Süden, war pantheistisch, seine Mysterien und Symbole bezogen sich auf einen Naturdienst, in jedem Elemente verehrte man wunderbare Wesen, in jedem Baume athmete eine Gottheit, die ganze Erscheinungswelt war durchgöttert; das Christenthum verkehrte diese Ansicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die heiteren, durch die Kunst verschönerten Gebilde der griechischen Mythologie, die mit der römischen Civilisation im Süden herrschte, hat man jedoch nicht so leicht in häßliche, schauerliche Satanslarven verwandeln können, wie die germanischen Göttergestalten, woran freilich kein besonderer Kunstsinn gemodelt hatte, und die schon vorher so mißmüthig und trübe waren wie der Norden selbst. Daher hat sich bei euch, in Frankreich, kein so finsterschreckliches Teufelsthum bilden können wie bei uns, und das Geister- und Zauberwesen selber erhielt bei euch eine heitere Gestalt. Wie schön, klar und farbenreich sind eure Volkssagen in Vergleichung mit den unsrigen, diesen Mißgeburten, die aus Blut und Nebel bestehen und uns so grau und grausam angrinsen. Unsere mittel-

alterlichen Dichter, indem sie meistens Stoffe wählten, die ihr, in der Bretagne und in der Normandie, entweder ersonnen oder zuerst behandelt habt, verliehen ihren Werken, vielleicht absichtlich, so Viel als möglich von jenem heiter altfranzösischen Geiste. Aber in unseren Nationaldichtungen und in unseren mündlichen Volkssagen blieb jener düster nordische Geist, von dem ihr kaum eine Ahnung habt. Ihr habt, eben so wie wir, mehre Sorten von Elementargeistern, aber die unsrigen sind von den eurigen so verschieden wie ein Deutscher von einem Franzosen. Die Dämonen in euren Fabliaux und Zauberromanen, wie hellfarbig und besonders wie reinlich sind sie in Vergleichung mit unserer grauen und sehr oft unfläthigen Geisterkanaille. Eure Feen und Elementargeister, woher ihr sie auch bezogen, aus Cornwallis oder aus Arabien, sie sind doch ganz naturalisiert, und ein französischer Geist unterscheidet sich von einem deutschen, wie etwa ein Dandy, der mit gelben Glacéhandschuhen auf dem Boulevard Coblence flaniert, sich von einem schweren deutschen Sackträger unterscheidet. Eure Nixen, z. B. die Melusine, sind von den unsrigen eben so verschieden wie eine Prinzessin von einer Wäscherin. Die Fee Morgana, wie würde sie erschrecken, wenn sie etwa einer deutschen Hexe be-

gegnete, die nackt, mit Salben beschmiert, und auf einem Besenstiel, nach dem Brocken reitet. Dieser Berg ist kein heiteres Avalon, sondern*) ein Rendezvous für Alles, was wüst und häßlich ist. Auf dem Gipfel des Bergs sitzt Satan in der Gestalt eines schwarzen Bocks. Jede von den Hexen naht sich ihm mit einer Kerze in der Hand und küsst ihn hinten, wo der Rücken aufhört. Nachher tanzt die verruchte Schwesterschaft um ihn herum und singt: Donderemus, Donderemus! Es meckert der Bock, es jauchzt der infernale Chahüt. Es ist ein böses Omen für die Hexe, wenn sie bei diesem Tanze einen Schuh verliert; Das bedeutet, daſs sie noch im selbigen Jahr verbrannt wird. Doch alle ahnende Angst übertäubt die tolle, echt berliozische Sabbathmusik; — und wenn die arme Hexe des Morgens aus ihrer Berauschung erwacht, liegt sie nackt und müde in der Asche neben dem verglimmenden Herde.

Die beste Auskunft über diese Hexen findet man in der „Dämonologie“ des ehrenfesten und hochgelahrten Doktors Nicolai Remigii, des durchlauchtigsten Herzogs von Lothringen Kriminalrichter. Dieser scharfsinnige Mann hatte fürwahr die beste Gelegenheit, das Treiben der Hexen kennen zu lernen, da

*) „Dieser Berg ist ein Rendezvous“ ꝛc, steht in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

er in ihren Processen instruierte, und zu seiner Zeit allein in Lothringen achthundert Weiber den Scheiterhaufen bestiegen, nachdem sie der Hexerei überwiesen worden. Diese Beweisführung bestand meistens darin: man band ihnen Hände und Füße zusammen und warf sie ins Wasser. Gingen sie unter und ersoffen, so waren sie unschuldig; blieben sie aber schwimmend über dem Wasser, so erkannte man sie für schuldig, und sie wurden verbrannt. Das war die Logik jener Zeit.

Als Grundzug im Charakter der deutschen Dämonen sehen wir, dass alles Idealische von ihnen abgestreift, dass in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemischt ist. Je plump vertraulicher sie an uns herantreten, desto grauenhafter ihre Wirkung. Nichts ist unheimlicher als unsere Poltergeister, Kobolde und Wichtelmännchen. Prätorius in seinem Anthropodemus enthält in dieser Beziehung eine Stelle, die ich nach Dobeneck*) hier mittheile:

„Die Alten haben nicht anders von den Poltergeistern halten können, als dass es rechte Menschen sein müssen, in der Gestalt wie kleine Kinder, mit einem bunten Röcklein oder Kleidchen. Etliche

*) Fr. L. F. v. Dobeneck, des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen ꝛc. Berlin, 1815.

Der Herausgeber.

ſetzen dazu, daſs ſie theils Meſſer in den Rücken haben ſollen, theils noch anders und gar greulig geſtaltet wären, nachdem ſie ſo und ſo, mit dieſem oder jenem Inſtrument, vorzeiten umgebracht ſeien. Denn die Abergläubiſchen halten dafür, daſs es derer vorweilen im Hauſe ermordeten Leute Seelen ſein ſollen. Und ſchwatzen ſie von vielen Hiſtorien, daſs, wenn die Kobolde denen Mägden und Köchinnen eine Weile im Hauſe gute Dienſte gethan und ſich ihnen beliebt gemacht haben, daſs manches Menſch daher gegen die Kobolde eine ſolche Affektion bekommen, daſs ſie ſolche Knechtchen auch zu ſehen inbrünſtig gewünſcht und von ihnen begehrt haben; worin aber die Poltergeiſter niemals gerne willigen wollen, mit der Ausrede, daſs man ſie nicht ſehen könne, ohne ſich darüber zu entſetzen. Doch wenn dennoch die lüſternen Mägde nicht haben nachlaſſen können, ſo ſollen die Kobolde Jenen einen Ort im Hauſe benannt haben, wo ſie ſich leibhaft präſentieren wollen; aber man müſſe zugleich einen Eimer kaltes Waſſer mitbringen. Da habe es ſich denn begeben, daſs ein ſolcher Kobold etwa auf dem Boden in einem Kiſſen nackt gelegen, und ein großes Schlachtmeſſer im Rücken ſteckend gehabt habe. Hierüber manche Magd ſo ſehr erſchrocken war, daſs ſie eine Ohnmacht bekommen hat. Darauf das Ding als-

bald aufgesprungen ist, das Wasser genommen, und das Mensch damit über und über begossen hat, damit sie wieder zu sich selbst kommen könne. Worauf die Mägde hernach ihre Lust verloren, und lieb Chimchen niemals weiter zu schauen begehrt haben. Die Kobolde nämlich sollen auch Alle besondere Namen führen, insgemein aber Chim heißen. So sollen sie auch für die Knechte und Mägde, welchen sie sich etwa ergeben, alle Hausarbeit thun: die Pferde striegeln, füttern, den Stall ausmisten, Alles aufscheuern, die Kühe sauber halten und, was sonsten im Hause zu thun ist, sehr wohl in Acht nehmen, und das Vieh soll auch von ihnen zunehmen und gedeihen. Dafür müssen die Kobolde auch von dem Gesinde karessiert werden, dass sie ihnen nur im Geringsten Nichts zu Leide thun, weder mit Auslachen oder Versäumung im Speisen. Hat nämlich eine Köchin das Ding zu ihrem heimlichen Gehilfen einmal im Hause angenommen, so muss sie täglich um eine gewisse Zeit und an einem bestimmten Ort im Hause sein bereitetes Schüsselchen voll gutes Essen hinsetzen und ihren Weg wieder gehen; sie kann hernach immer faulenzen, auf den Abend zeitig schlafen gehen, sie wird dennoch früh Morgens ihre Arbeit beschickt finden. Vergisst sie aber ihre Pflicht einmal, etwa die Speise unterlassend, so

bleibt ihr wieder ihre Arbeit allein zu verrichten, und sie hat allerhand Mißgeschick: daß sie sich entweder im heißen Wasser verbrennt, die Töpfe und das Geschirr zerbricht, das Essen umgeschüttet oder gefallen ist u. s. w., daß sie also nothwendig von der Hausfrau oder dem Herrn zur Strafe ausgescholten wird; worüber man auch zum öftern den Kobold soll kichern oder lachen gehört haben. Und so ein Kobold soll stets in seinem Hause verblieben sein, wenngleich sich das Gesinde verändert hat. Ja, es hat eine abziehende Magd ihrer Nachfolgerin den Kobold rekommandieren und aufs beste anbefehlen müssen, daß Jene seiner auch also wartete. Hat Diese nun nicht gewollt, so hat es ihr auch an kontinuierlichem Unglück nicht gemangelt, und sie hat zeitig genug das Haus wieder räumen müssen."

Vielleicht zu den grauenhaftesten Geschichten gehört folgende kleine Erzählung:

Eine Magd hatte jahrelang einen unsichtbaren Hausgeist bei sich am Herde sitzen, wo sie ihm ein eignes Stättchen eingeräumt, und wo sie sich die langen Winterabende hindurch mit ihm unterhielt. Nun bat einmal die Magd das Heinzchen, denn also hieß sie den Geist, er solle sich doch einmal sehen lassen, wie er von Natur gestaltet sei. Aber das Heinzlein weigerte sich Dessen. Endlich aber

willigte es ein und ſagte, ſie möchte in den Keller hinabgehen, dort ſolle ſie ihn ſehen. Da nimmt die Magd ein Licht, ſteigt hinab in den Keller, und dort in einem offenen Faſſe ſieht ſie ein todtes Kindlein in ſeinem Blute ſchwimmen. Die Magd hatte aber vor vielen Jahren ein uneheliches Kind geboren und es heimlich ermordet und in ein Faſs geſteckt.

Indeſſen, wie die Deutſchen nun einmal ſind, ſie ſuchen oft im Grauen ſelbſt ihren beſten Spaß, und die Volksſagen von den Kobolden ſind manchmal voll ergötzlicher Züge. Beſonders amüſant ſind die Geſchichten von Hüdeken, einem Kobold, der im zwölften Jahrhundert zu Hildesheim ſein Weſen getrieben, und von welchem in unſeren Spinnſtuben und Geiſterromanen ſo viel die Rede iſt. Eine ſchon oft abgedruckte Stelle aus einer alten Chronik*) giebt von ihm folgende Kunde:

„Um das Jahr 1132 erſchien ein böſer Geiſt eine lange Zeit hindurch vielen Menſchen im Bisthum Hildesheim in der Geſtalt eines Bauern mit einem Hut auf dem Kopfe, weſshalb die Bauern ihn in ſächſiſcher Sprache Hüdeken nannten. Dieſer Geiſt fand ein Vergnügen daran, mit Menſchen umzu-

*) „aus der Chronik des Kloſters Hirſchau vom Abt Trithemus," ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

gehen, ſich ihnen bald ſichtbar, bald unſichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er beleidigte Niemanden ohne Urſache. Wenn man ihn aber auslachte oder ſonſt beſchimpfte, ſo vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burchard de Luka von dem Grafen Hermann von Wieſenburg erſchlagen wurde, und das Land des Letzteren in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, ſo weckte der Hüdeken den Biſchof Bernhard von Hildesheim aus dem Schlafe, und redete ihn mit folgenden Worten an: Stehe auf, Kahlkopf! die Grafſchaft Wieſenburg iſt durch Mord verlaſſen und erledigt, und wird alſo leicht von dir beſetzt werden können. Der Biſchof verſammelte ſchnell ſeine Krieger, fiel in das Land des ſchuldigen Grafen, und vereinigte es, mit Bewilligung des Kaiſers, mit ſeinem Stift. Der Geiſt warnte den genannten Biſchof häufig ungebeten vor nahen Gefahren, und zeigte ſich beſonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete und ihnen allerlei Dienſte erwies. Da man allmählich mit dem Hüdeken vertraut geworden war, ſo wagte es ein Küchenjunge, ihn, ſo oft er erſchien, zu necken und ihn ſogar mit unreinem Waſſer zu begießen. Der Geiſt bat den Hauptkoch oder den Küchenmeiſter, daſs er dem unartigen Knaben ſeinen Muthwillen

unterſagen möchte. Der Meiſterkoch antwortete: Du biſt ein Geiſt, und fürchteſt dich vor einem Buben! worauf Hüdeken drohend erwiderte: Weil du den Knaben nicht ſtrafen willſt, ſo werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie ſehr ich mich vor ihm fürchte. Bald nachher ſaß der Bube, der den Geiſt beleidigt hatte, ganz allein ſchlafend in der Küche. In dieſem Zuſtande ergriff ihn der Geiſt, erdroſſelte ihn, zerriſs ihn in Stücke, und ſetzte dieſe in Töpfen ans Feuer. Da der Koch dieſen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geiſt, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße geſteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausſchüttete. Die Rache veranlaſſte den Koch zu neuen Beſchimpfungen, nach welchen der Geiſt ihn endlich über eine falſche, vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben ſtürzte. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Thürmen der Stadt fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beſtändigen Wachſamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, ſagte einſt, als er verreiſen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: Guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte ſie ſorgfältig! Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecheriſche Weib einen Liebhaber nach dem andern kommen. Allein Hüdeken ließ Keinen zu ihr,

ſondern warf ſie Alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von ſeiner Reiſe zurückkam, da ging ihm der Geiſt weit entgegen und ſagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich ſehr über deine Ankunft, damit ich von dem ſchweren Dienſt frei werde, den du mir auferlegt haſt. Ich habe deine Frau mit unſäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet. Ich bitte dich aber, daſs du ſie mir nie wieder anvertrauen mögeſt. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachſenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen ſucht.“

Der Genauigkeit wegen muſs ich bemerken, daſs Hüdekens Kopfbedeckung von dem gewöhnlichen Koſtüme der Kobolde abweicht. Dieſe ſind meiſtens grau gekleidet und tragen ein rothes Käppchen. Wenigſtens ſieht man ſie ſo im Däniſchen, wo ſie heut zu Tage am zahlreichſten ſein ſollen. Ich war ehemals der Meinung, die Kobolde lebten deſshalb ſo gern in Dänemark, weil ſie am liebſten „rothe Grütze“ äßen. Aber ein junger däniſcher Dichter, Herr Anderſen, den ich das Vergnügen hatte, dieſen Sommer hier in Paris zu ſehen, hat mir ganz beſtimmt verſichert, die Niſſen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, äßen am liebſten „Brei“ mit Butter. Wenn dieſe Kobolde ſich mal in einem

Hause eingenistet, so sind sie auch nicht sobald geneigt, es zu verlassen. Indessen, sie kommen nie unangemeldet, und wenn sie irgend wohnen wollen, machen sie dem Hausherrn auf folgende Art davon Anzeige: sie tragen des Nachts allerlei Holzspäne ins Haus und in die Milchfässer streuen sie Mist von Vieh. Wenn nun der Hausherr diese Holzspäne nicht wieder wegwirft, oder wenn er mit seiner Familie von jener beschmutzten Milch trinkt, dann bleiben die Kobolde auf immer bei ihm. Dieses ist Manchem sehr missbehaglich geworden. Ein armer Jütländer wurde am Ende so verdrießlich über die Genossenschaft eines solchen Kobolds, dass er sein Haus selbst aufgeben wollte, und seine Siebensachen auf eine Karre lud und damit nach dem nächsten Dorfe fuhr, um sich dort niederzulassen. Unterwegs aber, als er sich mal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte, und ihm freundlich zurief: Wi flütten! (wir ziehen aus.)

Ich habe mich vielleicht zu lange bei diesen kleinen Dämonen aufgehalten, und es ist Zeit, dass ich wieder zu den großen übergehe. Aber alle diese Geschichten illustrieren den Glauben und den Charakter des deutschen Volks. Jener Glaube war in den verflossenen Jahrhunderten eben so gewaltig

wie der Kirchenglaube. Als der gelehrte Doktor Remigius sein großes Buch über das Hexenwesen beendigt hatte, glaubte er seines Gegenstandes so kundig zu sein, daſs er sich einbildete, jetzt selber hexen zu können; und ein gewissenhafter Mann, wie er war, ermangelte er nicht, sich selber bei den Gerichten als Hexenmeister anzugeben, und in Folge dieser Angabe wurde er als Hexenmeister verbrannt.

Diese Greuel entstanden nicht direkt durch die christliche Kirche, sondern indirekt dadurch, daſs diese die altgermanische Nationalreligion so tückisch verkehrt, daſs sie die pantheistische Weltansicht der Deutschen in eine pandämonische umgebildet, daſs sie die früheren Heiligthümer des Volks in häſsliche Teufelei verwandelt hatte. Der Mensch läſst aber nicht gern ab von Dem, was ihm und seinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen sich seine Empfindungen daran fest, selbst wenn man es verderbt und entstellt hat. Daher erhält sich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Christenthum in Deutschland, welches nicht wie jener in der Nationalität wurzelt. Zur Zeit der Reformation schwand sehr schnell der Glaube an die katholischen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei.

Luther glaubt nicht mehr an katholische Wun-

der, aber er glaubt noch an Teufelsweſen. Seine Tiſchreden ſind voll kurioſer Geſchichtchen von Satanskünſten, Kobolden und Hexen. Er ſelber in ſeinen Nöthen glaubte manchmal mit dem leibhaftigen Gott-ſei-bei-uns zu kämpfen. Auf der Wartburg, wo er das neue Teſtament überſetzte, ward er ſo ſehr vom Teufel geſtört, daſs er ihm das Tintenfaſs an den Kopf ſchmiſs. Seitdem hat der Teufel eine große Scheu vor Tinte, aber noch weit mehr vor Druckerſchwärze. Von der Schlauheit des Teufels wird in den erwähnten Tiſchreden manch ergötzliches Stücklein erzählt, und ich kann nicht umhin, eins davon mitzutheilen.

„Doktor Martin Luther erzählte, daſs einmal gute Geſellen bei einander in einer Zeche geſeſſen waren. Nun war ein wild wüſte Kind unter ihnen, Der hatte geſagt: wenn Einer wäre, der ihm eine gute Zeche Weins ſchenkte, wollte er ihm dafür ſeine Seele verkaufen.

„Nicht lange darauf kömmt Einer in die Stuben zu ihm, ſetzet ſich bei ihm nieder und zecht mit ihm, und ſpricht unter Anderem zu Dem, der ſich alſo Viel vermeſſen gehabt:

„Höre, du ſagſt zuvor, wenn Einer dir eine Zeche Weins gebe, ſo wolleſt du ihm dafür deine Seele verkaufen?

„Da ſprach er nochmals: Ja, ich will's thun, laſs mich heute recht ſchlemmen, demmen und guter Dinge ſein.

„Der Mann, welcher der Teufel war, ſagte Ja, und bald darnach verſchlich er ſich wieder von ihm. Als nun derſelbige Schlemmer den ganzen Tag fröhlich war, und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann, der Teufel, wieder und ſetzt ſich zu ihm nieder, und fragt die anderen Zechbrüder, und ſpricht: Lieben Herren, was dünket euch, wenn Einer ein Pferd kauft, gehört ihm der Sattel und Zaum nicht auch dazu? Dieſelbigen erſchraken Alle. Aber letztlich ſprach der Mann: Nun ſagt's flugs. Da bekannten ſie und ſagten: Ja, der Sattel und Zaum gehört ihm auch dazu. Da nimmt der Teufel denſelbigen wilden, rohen Geſellen und führet ihn durch die Decke hindurch, daſs Niemand gewuſſt, wo er war hinkommen."

Obgleich ich für unſern großen Meiſter Martin Luther den größten Reſpekt hege, ſo will es mich doch bedünken, als habe er den Charakter des Satans ganz verkannt. Dieſer denkt durchaus nicht mit ſolcher Geringſchätzung vom Leibe, wie hier erwähnt wird. Was man auch Böſes vom Teufel erzählen mag, ſo hat man ihm doch nie nachſagen können, daſs er ein Spiritualiſt ſei.

Aber mehr noch als die Geſinnung des Teufels verkannte Martin Luther die Geſinnung des Papſtes und der katholiſchen Kirche. Bei meiner ſtrengen Unparteilichkeit muſs ich Beide, eben ſo wie den Teufel, gegen den allzueifrigen Mann in Schutz nehmen: Ja, wenn man mich aufs Gewiſſen früge, würde ich eingeſtehn, daſs der Papſt Leo X. eigentlich weit vernünftiger war als Luther, und daſs Dieſer die letzten Gründe der katholiſchen Kirche gar nicht begriffen hat. Denn Luther hatte nicht begriffen, daſs die Idee des Chriſtenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu ſehr in Widerſpruch war mit der menſchlichen Natur, als daſs ſie jemals im Leben ganz ausführbar geweſen ſei; er hatte nicht begriffen, daſs der Katholicismus gleichſam ein Konkordat war zwiſchen Gott und dem Teufel, d. h. zwiſchen dem Geiſt und der Materie, wodurch die Alleinherrſchaft des Geiſtes in der Theorie ausgeſprochen wird, aber die Materie in den Stand geſetzt wird, alle ihre annullierten Rechte in der Praxis auszuüben. Daher ein kluges Syſtem von Zugeſtändniſſen, welche die Kirche zum Beſten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Akt der Sinnlichkeit fletrieren und dem Geiſte ſeine höhniſchen Uſurpationen verwahren. Du darfſt den zärtlichen Neigungen des Herzens

Gehör geben und ein schönes Mädchen umarmen, aber du musst eingestehn, dass es eine schändliche Sünde war, und für diese Sünde musst du Abbuße thun. Dass diese Abbuße durch Geld geschehen konnte, war eben so wohlthätig für die Menschheit, wie nützlich für die Kirche. Die Kirche ließ, so zu sagen, Wehrgeld bezahlen für jeden fleischlichen Genuss, und da entstand eine Taxe für alle Sorten von Sünden, und es gab heilige Kolporteurs, welche im Namen der römischen Kirche die Ablasszettel für jede taxierte Sünde im Lande feilboten, und ein Solcher war jener Tetzel, wogegen Luther zuerst auftrat. Unsere Historiker meinen, dieses Protestieren gegen den Ablasshandel sei ein geringfügiges Ereignis gewesen, und erst durch römischen Starrsinn sei Luther, der Anfangs nur gegen einen Missbrauch der Kirche geeifert, dahin getrieben worden, die ganze Kirchenautorität in ihrer höchsten Spitze anzugreifen. Aber Das ist eben ein Irrthum, der Ablasshandel war kein Missbrauch, er war eine Konsequenz des ganzen Kirchensystems, und indem Luther ihn angriff, hatte er die Kirche selbst angegriffen, und diese musste ihn als Ketzer verdammen. Leo X., der feine Florentiner, der Schüler des Politian, der Freund des Raphael, der griechische Philosoph mit der dreifachen Krone,

die ihm das Konklave vielleicht deſshalb ertheilte, weil er an einer Krankheit litt, die keineswegs durch chriſtliche Abſtinenz entſteht und damals noch ſehr gefährlich war . . . Leo von Medicis, wie muſſte er lächeln über den armen, keuſchen, einfältigen Mönch, der da wähnte, das Evangelium ſei die Charte des Chriſtenthums, und dieſe Charte müſſe eine Wahrheit ſein! Er hat vielleicht gar nicht gemerkt, was Luther wollte, indem er damals viel zu ſehr beſchäftigt war mit dem Bau der Peterskirche, deſſen Koſten eben mit den Ablaſsgeldern beſtritten wurden, ſo daſs die Sünde ganz eigentlich das Geld hergab zum Bau dieſer Kirche, die dadurch gleichſam ein Monument ſinnlicher Luſt wurde, wie jene Pyramide, die ein ägyptiſches Freudenmädchen für das Geld erbaute, das ſie durch Proſtitution erworben. Von dieſem Gotteshauſe könnte man vielleicht eher als von dem Kölner Dome behaupten, daſs es durch den Teufel erbaut worden. Dieſen Triumph des Spiritualismus, daſs der Senſualismus ſelber ihm ſeinen ſchönſten Tempel bauen muſſte, daſs man eben für die Menge Zugeſtändniſſe, die man dem Fleiſche machte, die Mittel erwarb, den Geiſt zu verherrlichen, Dieſes begriff man nicht im deutſchen Norden. Denn hier, weit eher als unter dem glühenden Himmel Italiens, war es möglich,

ein Chriſtenthum auszuüben, das der Sinnlichkeit die allerwenigſten Zugeſtändniſſe macht. Wir Nordländer ſind kälteren Blutes, und wir bedurften nicht ſo viel' Ablaſszettel für fleiſchliche Sünden, als uns der väterlich beſorgte Leo zugeſchickt hatte. Das Klima erleichtert uns die Ausübung der chriſtlichen Tugenden, und am 31. Oktober 1516, als Luther ſeine Theſen gegen den Ablaſs an die Thüre der Auguſtinerkirche anſchlug, war der Stadtgraben von Wittenberg vielleicht ſchon zugefroren, und man konnte dort Schlittſchuhe laufen, welches ein ſehr kaltes Vergnügen und alſo keine Sünde iſt.

Ich habe mich oben vielleicht ſchon mehrmals der Worte Spiritualismus und Senſualismus bedient; dieſe Worte beziehen ſich aber hier nicht, wie bei den franzöſiſchen Philoſophen, auf die zwei verſchiedenen Quellen unſerer Erkenntniſſe, ich gebrauche ſie vielmehr, wie ſchon aus dem Sinne meiner Rede von ſelber hervorgeht, zur Bezeichnung jener beiden verſchiedenen Denkweiſen, wovon die eine den Geiſt dadurch verherrlichen will, daſs ſie die Materie zu zerſtören ſtrebt, während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Uſurpationen des Geiſtes zu vindicieren ſucht*).

*) Dieſer Abſatz fehlt in der Revue des deux mondes, und lautet in den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben, wie folgt:

unterſagen möchte. Der Meiſterkoch antwortete: Du biſt ein Geiſt, und fürchteſt dich vor einem Buben! worauf Hüdeken drohend erwiderte: Weil du den Knaben nicht ſtrafen willſt, ſo werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie ſehr ich mich vor ihm fürchte. Bald nachher ſaß der Bube, der den Geiſt beleidigt hatte, ganz allein ſchlafend in der Küche. In dieſem Zuſtande ergriff ihn der Geiſt, erdroſſelte ihn, zerriſs ihn in Stücke, und ſetzte dieſe in Töpfen ans Feuer. Da der Koch dieſen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geiſt, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße geſteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausſchüttete. Die Rache veranlaſſte den Koch zu neuen Beſchimpfungen, nach welchen der Geiſt ihn endlich über eine falſche, vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben ſtürzte. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Thürmen der Stadt fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beſtändigen Wachſamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, ſagte einſt, als er verreiſen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: Guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte ſie ſorgfältig! Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecheriſche Weib einen Liebhaber nach dem andern kommen. Allein Hüdeken ließ Keinen zu ihr,

sondern warf sie Alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von seiner Reise zurückkam, da ging ihm der Geist weit entgegen und sagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich sehr über deine Ankunft, damit ich von dem schweren Dienst frei werde, den du mir auferlegt hast. Ich habe deine Frau mit unsäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet. Ich bitte dich aber, dass du sie mir nie wieder anvertrauen mögest. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachsenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen sucht."

Der Genauigkeit wegen muss ich bemerken, dass Hüdekens Kopfbedeckung von dem gewöhnlichen Kostüme der Kobolde abweicht. Diese sind meistens grau gekleidet und tragen ein rothes Käppchen. Wenigstens sieht man sie so im Dänischen, wo sie heut zu Tage am zahlreichsten sein sollen. Ich war ehemals der Meinung, die Kobolde lebten deshalb so gern in Dänemark, weil sie am liebsten „rothe Grütze" äßen. Aber ein junger dänischer Dichter, Herr Andersen, den ich das Vergnügen hatte, diesen Sommer hier in Paris zu sehen, hat mir ganz bestimmt versichert, die Nissen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, äßen am liebsten „Brei" mit Butter. Wenn diese Kobolde sich mal in einem

Der Kampf gegen den Katholicismus in Frankreich im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war hingegen ein Krieg, den der Sensualismus begann, als er sah, dass er de facto herrschte und dennoch jeder Akt seiner Herrschaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrschen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichsten Weise fletriert wurde. Statt dass man nun in Deutschland mit keuschem Ernste kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit schlüpfrigem Spaße; und statt dass man dort eine theologische Disputation führte, dichtete man hier irgend eine lustige Satire. Der Gegenstand dieser letzteren war gewöhnlich, den Widerspruch zu zeigen, worin der Mensch mit sich selbst geräth, wenn er ganz Geist sein will; und da erblühten die köstlichsten Historien von frommen Männern, welche ihrer thierischen Natur unwillkürlich unterliegen, oder gar alsdann den Schein der Heiligkeit retten wollen, und zur Heuchelei ihre Zuflucht nehmen. Schon die Königin von Navarra schilderte in ihren Novellen solche Missstände, das Verhältnis der Mönche zu den Weibern ist ihr gewöhnliches Thema, und sie will alsdann nicht bloß unser Zwerchfell, sondern auch das Mönchsthum erschüttern. Die boshafteste Blüthe solcher komischen Polemik ist unstreitig der Tartüffe von Molière; denn Dieser ist nicht bloß

gegen den Jeſuitismus ſeiner Zeit gerichtet, ſondern gegen das Chriſtenthum ſelbſt, ja gegen die Idee des Chriſtenthums, gegen den Spiritualismus. In der That, durch die affichierte Angſt vor dem nackten Buſen der Dorine, durch die Worte:

Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
Mais on trouve avec lui des accommodements —

dadurch wurde nicht bloß die gewöhnliche Scheinheiligkeit perſiffliert, ſondern auch die allgemeine Lüge, die aus der Unausführbarkeit der chriſtlichen Idee nothwendig entſteht; perſiffliert wurde dadurch das ganze Syſtem von Konceſſionen, die der Spiritualismus dem Senſualismus machen muſſte. Wahrlich, der Janſenismus hatte immer weit mehr Grund als der Jeſuitismus, ſich durch die Darſtellung des Tartüffe verletzt zu fühlen, und Molière dürfte den heutigen Methodiſten noch immer ſo miſsbehagen wie den katholiſchen Devoten ſeiner Zeit. Darum eben iſt Molière ſo groß, weil er, gleich Ariſtophanes und Cervantes, nicht bloß temporelle Zufälligkeiten, ſondern das Ewig-Lächerliche, die Urſchwächen der Menſchheit, perſiffliert. Voltaire, der immer nur das Zeitliche und Unweſentliche angriff, muſs ihm in dieſer Beziehung nachſtehen.

Jene Persifflage aber, namentlich die Voltaire'sche, hat in Frankreich ihre Mission erfüllt, und wer sie weiter fortsetzen wollte, handelte eben so unzeitgemäß wie unklug. Denn wenn man die letzten sichtbaren Reste des Katholicismus vertilgen würde, könnte es sich leicht ereignen, daſs die Idee desselben sich in eine neue Form, gleichsam in einen neuen Leib, flüchtet, und, sogar den Namen Christenthum ablegend, in dieser Umwandlung uns noch weit verdrießlicher belästigen könnte, als in ihrer jetzigen gebrochenen, ruinierten und allgemein diskreditierten Gestalt. Ja, es hat sein Gutes, daſs der Spiritualismus durch eine Religion und eine Priesterschaft repräsentiert werde, wovon die erstere ihre beste Kraft schon verloren, und letztere mit dem ganzen Freiheitsenthusiasmus unserer Zeit in direkter Opposition steht.

Aber warum ist uns denn der Spiritualismus so sehr zuwider? Ist er etwas so Schlechtes? Keineswegs. Rosenöl ist eine kostbare Sache, und ein Fläschchen desselben ist erquicksam, wenn man in den verschlossenen Gemächern des Harems seine Tage vertrauern muſs. Aber wir wollen dennoch nicht, daſs man alle Rosen dieses Lebens zertrete und zerstampfe, um einige Tropfen Rosenöl zu gewinnen, und mögen diese noch so tröstsam wirken.

Wir sind vielmehr wie die Nachtigallen, die sich gern an der Rose selber ergötzen, und von ihrer erröthend blühenden Erscheinung eben so beseligt werden wie von ihrem unsichtbaren Dufte.

Ich habe oben geäußert, daſs es eigentlich der Spiritualismus war, welcher bei uns den Katholicismus angriff. Aber Dieſes gilt nur vom Anfang der Reformation; ſobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Breſche geſchoſſen, ſtürzte der Senſualismus hervor mit all ſeiner langverhaltenen Gluth, und Deutſchland wurde der wildeſte Tummelplatz von Freiheitsrauſch und Sinnenluſt. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geiſtliche Waffen gefunden, mit denen ſie den Krieg gegen die Ariſtokratie führen konnten; die Luſt zu einem ſolchen Kriege war ſchon ſeit anderthalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münſter lief der Senſualismus nackt durch die Straßen, in der Geſtalt des Jan van Leyden, und legte ſich mit ſeinen zwölf Weibern in jene große Bettſtelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhauſe zu ſehen iſt. Die Kloſterpforten öffneten ſich überall, und Nonnen und Mönchlein ſtürzten ſich in die Arme und ſchnäbelten ſich. Ja, die äußere Geſchichte jener Zeit beſteht faſt aus lauter ſenſualiſtiſchen Emeuten; wie wenig Reſultate davon geblieben, wie der Spiritualismus

jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden seine Herrschaft sicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Busen erzogen, nämlich durch die Philosophie, zu Tode verwundet wurde, sehen wir später. Es ist Dieses eine sehr verwickelte Geschichte, schwer zu entwirren. Der katholischen Partei wird es leicht, nach Belieben die schlimmsten Motive hervorzukehren, und wenn man sie sprechen hört, galt es nur die frechste Sinnlichkeit zu legitimieren und die Kirchengüter zu plündern. Freilich, die geistigen Intressen müssen immer mit den materiellen Interessen eine Alliance schließen, um zu siegen. Aber der Teufel hatte die Karten so sonderbar gemischt, daſs man über die Intentionen nichts Sicheres mehr sagen kann.

Die erlauchten Leute, die Anno 1521 im Reichssaale zu Worms versammelt waren, mochten wohl allerlei Gedanken im Herzen tragen, die im Widerspruch standen mit den Worten ihres Mundes. Da saß ein junger Kaiser, der sich mit jugendlicher Herrscherwonne in seinen neuen Purpurmantel wickelte und sich heimlich freute, daſs der stolze Römer, der die Vorgänger im Reiche so oft mißhandelt und noch immer seine Anmaßungen nicht aufgegeben, jetzt die wirksamste Zurechtweisung gefunden. Der Repräsentant jenes Römers hatte

seinerseits wieder die geheime Freude, dass ein Zwiespalt unter jenen Deutschen entstand, die wie betrunkene Barbaren so oft das schöne Italien überfallen und ausgeplündert, und es noch immer mit neuen Überfällen und Plünderungen bedrohten. Die weltlichen Fürsten freuten sich, dass sie mit der neuen Lehre sich auch zu gleicher Zeit die alten Kirchengüter zu Gemüthe führen konnten. Die hohen Prälaten überlegten schon, ob sie nicht ihre Köchinnen heirathen und ihre Kurstaaten, Bisthümer und Abteien auf ihre männlichen Sprösslinge vererben könnten. Die Abgeordneten der Städte freuten sich einer neuen Erweiterung ihrer Unabhängigkeit. Jeder hatte hier Was zu gewinnen und dachte heimlich an irdische Vortheile.

Doch ein Mann war dort, von dem ich überzeugt bin, dass er nicht an sich dachte, sondern nur an die göttlichen Interessen, die er vertreten sollte. Dieser Mann war Martin Luther, der arme Mönch, den die Vorsehung auserwählt, jene römische Weltmacht zu brechen, wogegen schon die stärksten Kaiser und kühnsten Weisen vergeblich angekämpft. Aber die Vorsehung weiß sehr gut, auf welche Schultern sie ihre Lasten legt; hier war nicht bloß eine geistige, sondern auch eine physische Kraft nöthig. Eines durch klösterliche Strenge und Keuschheit von Jugend

auf gestählten Leibes bedurfte es, um die Mühseligkeiten eines solchen Amtes zu ertragen. Unser theurer Meister war damals noch mager und sah sehr blass aus, so dass die rothen wohlgefütterten Herren des Reichstags fast mit Mitleid auf den armseligen Mann in der schwarzen Kutte herabsahen. Aber er war doch ganz gesund, und seine Nerven waren so fest, dass ihn der glänzende Tumult nicht im mindesten einschüchterte, und gar seine Lunge muss stark gewesen sein. Denn, nachdem er seine lange Vertheidigung gesprochen, musste er, weil der Kaiser kein Hochdeutsch verstand, sie in lateinischer Sprache wiederholen. Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich daran denke; denn unser theurer Meister stand neben einem offenen Fenster, der Zugluft ausgesetzt, während ihm der Schweiß von der Stirne troff. Durch das lange Reden mochte er wohl sehr ermüdet und sein Gaumen mochte wohl etwas trocken geworden sein. Der muss jetzt großen Durst haben, dachte gewiss der Herzog von Braunschweig; wenigstens lesen wir, dass er dem Martin Luther drei Kannen des besten Eimbecker Biers in die Herberge zuschickte. Ich werde diese edle That dem Hause Braunschweig nie vergessen.

Wie von der Reformation, so hat man auch von ihren Helden sehr falsche Begriffe in Frankreich.

Die nächſte Urſache dieſes Nichtbegreifens liegt wohl darin, daſs Luther nicht bloß der größte, ſondern auch der deutſcheſte Mann unſerer Geſchichte iſt; daſs in ſeinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutſchen aufs Großartigſte vereinigt ſind, daſs er auch perſönlich das wunderbare Deutſchland repräſentiert. Dann hatte er auch Eigenſchaften, die wir ſelten vereinigt finden, und die wir gewöhnlich ſogar als feindliche Gegenſätze antreffen. Er war zugleich ein träumeriſcher Myſtiker und ein praktiſcher Mann der That. Seine Gedanken hatten nicht bloß Flügel, ſondern auch Hände; er ſprach und handelte. Er war nicht bloß die Zunge, ſondern auch das Schwert ſeiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter ſcholaſtiſcher Wortklauber und ein begeiſterter, gottberauſchter Prophet. Wenn er des Tags über mit ſeinen dogmatiſchen Diſtinktionen ſich mühſam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu ſeiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloſs in Melodie und Andacht. Derſelbe Mann, der wie ein Fiſchweib ſchimpfen konnte, er konnte auch weich ſein wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eichen entwurzelt, und dann war er wieder ſanft wie der Zephyr, der mit Veilchen koſt. Er war voll der ſchauerlichſten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen

Geiſtes, er konnte ſich ganz verſenken ins reine Geiſtthum; und dennoch kannte er ſehr gut die Herrlichkeiten dieſer Erde, und wuſſte ſie zu ſchätzen, und aus ſeinem Munde erblühte der famoſe Wahlſpruch: Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebenlang. Er war ein kompleter Menſch, ich möchte ſagen: ein abſoluter Menſch, in welchem Geiſt und Materie nicht getrennt ſind. Ihn einen Spiritualiſten nennen, wäre daher eben ſo irrig, als nennte man ihn einen Senſualiſten. Wie ſoll ich ſagen, er hatte etwas Urſprüngliches, Unbegreifliches, Mirakulöſes, wie wir es bei allen providentiellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Borniertes, etwas Unbezwingbar-Dämoniſches.

Luther's Vater war Bergmann zu Mannsfeld, und da war der Knabe oft bei ihm in der unterirdiſchen Werkſtatt, wo die mächtigen Metalle wachſen und die ſtarken Urquellen rieſeln, und das junge Herz hatte vielleicht unbewuſſt die geheimſten Naturkräfte in ſich eingeſogen, oder wurde gar gefeit von den Berggeiſtern. Daher mag auch ſo viel Erdſtoff, ſo viel Leidenſchaftſchlacke an ihm kleben geblieben ſein, wie man Dergleichen ihm hinlänglich vorwirft. Man hat aber Unrecht, ohne jene irdiſche Beimiſchung hätte er nicht ein Mann der That

ſein können. Reine Geiſter können nicht handeln. Erfahren wir doch aus Jung Stilling's Geſpenſterlehre, daſs die Geiſter ſich zwar recht farbig und beſtimmt verſichtbaren können, auch wie lebendige Menſchen zu gehen, zu laufen, zu tanzen, und alle möglichen Gebärden zu machen verſtehen, daſs ſie aber nichts Materielles, nicht den kleinſten Nachttiſch, von ſeiner Stelle fortzubewegen vermögen.

Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem theuren Manne, dem wir die Rettung unſerer edelſten Güter verdanken, und von deſſen Wohlthaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beſchränktheit ſeiner Anſichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern des Rieſen ſteht, kann freilich weiter ſchauen als Dieſer ſelbſt, beſonders wenn er eine Brille aufgeſetzt; aber zu der erhöhten Anſchauung fehlt das hohe Gefühl, das Rieſenherz, das wir uns nicht aneignen können. Es ziemt uns noch weniger, über ſeine Fehler ein herbes Urtheil zu fällen; dieſe Fehler haben uns mehr genutzt als die Tugenden von tauſend Andern. Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melanchthon hätten uns nimmer ſo weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. Ja, der Irrthum in Betreff des Beginnes, wie ich ihn oben

angedeutet, hat die kostbarsten Früchte getragen, Früchte, woran sich die ganze Menschheit erquickt. Von dem Reichstage an, wo Luther die Autorität des Papstes leugnet und öffentlich erklärt, „dass man seine Lehre durch die Aussprüche der Bibel selbst oder durch vernünftige Gründe widerlegen müsse," da beginnt ein neues Zeitalter in Deutschland. Die Kette, womit der heilige Bonifaz die deutsche Kirche an Rom gefesselt, wird entzwei gehauen. Diese Kirche, die vorher einen integrierenden Theil der großen Hierarchie bildete, zerfällt in religiöse Demokratien. Die Religion selber wird eine andere; es verschwindet daraus das indisch-gnostische Element, und wir sehen, wie sich wieder das jüdäisch-deistische Element darin erhebt. Es entsteht das evangelische Christenthum. Indem die nothwendigsten Ansprüche der Materie nicht bloß berücksichtigt, sondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Priester wird Mensch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott selbst wird wieder ein himmlischer Hagestolz ohne Familie; die Legitimität seines Sohnes wird bestritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beschnitten; die Mutter Gottes verliert alle

ihre Anſprüche an die himmliſche Krone, und es wird ihr unterſagt, Wunder zu thun. Überhaupt, von nun an, beſonders ſeit die Naturwiſſenſchaften ſo große Fortſchritte machen, hören die Wunder auf. Sei es nun, daſs es den lieben Gott verdrießt, wenn ihm die Phyſiker ſo miſstrauiſch auf die Finger ſehen, ſei es auch, daſs er nicht gern mit Bosko konkurrieren will: ſogar in der jüngſten Zeit, wo die Religion ſo ſehr gefährdet iſt, hat er es verſchmäht, ſie durch irgend ein eklatantes Wunder zu unterſtützen. Vielleicht wird er von jetzt an bei allen neuen Religionen, die er auf dieſer Erde einführt, ſich auf gar keine heiligen Kunſtſtücke mehr einlaſſen, und die Wahrheiten der neuen Lehren immer durch die Vernunft beweiſen, was auch am vernünftigſten iſt. Wenigſtens beim Saint-Simonismus, welcher die neueſte Religion, iſt gar kein Wunder vorgefallen, ausgenommen etwa, daſs eine alte Schneiderrechnung, die Saint-Simon auf Erden ſchuldig geblieben, zehn Jahr' nach ſeinem Tode von ſeinen Schülern bar bezahlt worden iſt. Noch ſehe ich, wie der vortreffliche Père Olinde in der Salle Taitbout begeiſtrungsvoll ſich erhebt, und der erſtaunten Gemeinde die quittierte Schneiderrechnung vorhält. Junge Epiciers ſtutzten ob ſolchem

übernatürlichen Zeugnis*). Die Schneider aber fingen ſchon an zu glauben!

Indeſſen, wenn bei uns in Deutſchland durch den Proteſtantismus mit den alten Mirakeln auch ſehr viele andere Poeſie verloren ging, ſo gewannen wir doch mannigfaltigen Erſatz. Die Menſchen wurden tugendhafter und edler. Der Proteſtantismus hatte den günſtigſten Einfluſs auf jene Reinheit der Sitten und jene Strenge in der Ausübung der Pflichten, welche wir gewöhnlich Moral nennen; ja, der Proteſtantismus hat in manchen Gemeinden eine Richtung genommen, wodurch er am Ende mit dieſer Moral ganz zuſammenfällt, und das Evangelium nur als ſchöne Parabel gültig bleibt. Beſonders ſehen wir jetzt eine erfreuliche Veränderung im Leben der Geiſtlichen. Mit dem Cölibat verſchwanden auch die frommen Unzüchten und Mönchslaſter. Unter den proteſtantiſchen Geiſtlichen finden wir nicht ſelten die tugendhafteſten Menſchen, Menſchen, vor denen ſelbſt die alten Stoiker Reſpekt hätten. Man muſs zu Fuß als armer Student durch Norddeutſchland wandern, um zu erfahren, wie viel Tugend, und damit ich der Tugend ein ſchönes Bei-

*) „ob ſolcher modernen Transſubſtantiation des Papieres in Gold," ſteht in der Revue des deux mondes.
Der Herausgeber.

wort gebe, wie viel evangelische Tugend manchmal in so einer scheinlosen Pfarrerwohnung zu finden ist. Wie oft, des Winterabends, fand ich da eine gastfreie Aufnahme, ich ein Fremder, der keine andere Empfehlung mitbrachte, außer daß ich Hunger hatte und müde war. Wenn ich dann gut gegessen und gut geschlafen hatte, und des Morgens weiter ziehen wollte, kam der alte Pastor im Schlafrock und gab mir noch den Segen auf den Weg, welches mir nie Unglück gebracht hat; und die gutmüthig geschwätzige Frau Pastorin steckte mir einige Butterbröte in die Tasche, welche mich nicht minder erquickten; und in schweigender Ferne standen die schönen Predigertöchter mit ihren erröthenden Wangen und Veilchenaugen, deren schüchternes Feuer noch in der Erinnerung für den ganzen Wintertag mein Herz erwärmte.

Indem Luther den Satz aussprach, daß man seine Lehre nur durch die Bibel selber oder durch vernünftige Gründe widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären, und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreiheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward

ein Recht, und die Befugniſſe der Vernunft wurden legitim. Freilich, ſchon ſeit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frei denken und reden können, und die Scholaſtiker haben über Dinge disputiert, wovon wir kaum begreifen, wie man ſie im Mittelalter auch nur ausſprechen durfte. Aber Dieſes geſchah vermittelſt der Diſtinktion, welche man zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit machte, eine Diſtinktion, wodurch man ſich gegen Ketzerei ausdrücklich verwahrte; und Das geſchah auch nur innerhalb den Hörſälen der Univerſitäten und in einem gothiſch abſtruſen Latein, wovon doch das Volk Nichts verſtehen konnte, ſo daſs wenig Schaden für die Kirche dabei zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche ſolches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat ſie auch wirklich einen armen Scholaſtiker verbrannt. Jetzt aber, ſeit Luther, machte man gar keine Diſtinktion mehr zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit, und man disputierte auf öffentlichem Markt und in der deutſchen Landesſprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürſten, welche die Reformation annahmen, haben dieſe Denkfreiheit legitimiſiert, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derſelben iſt die deutſche Philoſophie.

In der That, nicht einmal in Griechenland hat der menſchliche Geiſt ſich ſo frei ausſprechen*) können wie in Deutſchland ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur franzöſiſchen Invaſion. Namentlich in Preußen herrſchte eine grenzenloſe Gedankenfreiheit. Der Marquis von Brandenburg hatte begriffen, daſs er, der nur durch das proteſtantiſche Princip ein legitimer König von Preußen ſein konnte, auch die proteſtantiſche Denkfreiheit aufrecht erhalten muſſte.

Seitdem freilich haben ſich die Dinge verändert, und der natürliche Schirmvogt unſerer proteſtantiſchen Denkfreiheit hat ſich zur Unterdrückung derſelben mit der ultramontanen Partei verſtändigt, und er benutzt dazu verrätheriſch eine Waffe, die das Papſtthum zuerſt gegen uns erſonnen und angewandt: die Cenſur.

Sonderbar! Wir Deutſchen ſind das ſtärkſte und das klügſte Volk. Unſere Fürſtengeſchlechter ſitzen auf allen Thronen Europas, unſere Rothſchilde beherrſchen alle Börſen der Welt, unſere Gelehrten regieren in allen Wiſſenſchaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und

*) „und entwickeln“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

dennoch, wer bei uns eine Piſtole losſchießt, bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den „Hamburger Correſpondent“ ſetzen wollen: „Meine liebe Gattin iſt in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, ſchön wie die Freiheit!“ dann greift der Herr Doktor Hoffmann zu ſeinem Rothſtift und ſtreicht uns „die Freiheit.“

Wird Dieſes noch lange geſchehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Preſsfreiheit, die jetzt in Deutſchland ſo heftig diskutiert wird, knüpft ſich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube, ihre Löſung iſt nicht ſchwer, wenn man bedenkt, daſs die Preſsfreiheit nichts Anderes iſt als die Konſequenz der Denkfreiheit und folglich ein proteſtantiſches Recht. Für Rechte dieſer Art hat der Deutſche ſchon ſein beſtes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten.

Daſſelbe iſt anwendbar auf die Frage von der akademiſchen Freiheit, die jetzt ſo leidenſchaftlich die Gemüther in Deutſchland bewegt. Seit man entdeckt zu haben glaubt, daſs auf den Univerſitäten am meiſten politiſche Aufregung, nämlich Freiheitsliebe, herrſcht, ſeitdem wird den Souveränen von allen Seiten inſinuiert, daſs man dieſe Inſtitute unterdrücken oder doch wenigſtens in gewöhnliche

Unterrichtsanſtalten verwandeln müſſe. Da werden nun Pläne geſchmiedet und das pro und contra diskutiert. Die öffentlichen Gegner der Univerſitäten, eben ſo wenig wie die öffentlichen Vertheidiger, die wir bisher vernommen, ſcheinen aber die letzten Gründe der Frage nicht zu verſtehen. Jene begreifen nicht, daſs die Jugend überall und unter allen Disciplinen für die Intereſſen der Freiheit begeiſtert ſein wird, und daſs, wenn man die Univerſitäten unterdrückt, jene begeiſterte Jugend anderswo, und vielleicht in Verbindung mit der Jugend des Handelsſtandes und der Gewerbe, ſich deſto thatkräftiger ausſprecheu wird. Die Vertheidiger ſuchen nur zu beweiſen, daſs mit den Univerſitäten auch die Blüthe der deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit zu Grunde ginge, daſs eben die akademiſche Freiheit den Studien ſo nützlich ſei, daſs die Jugend dadurch ſo hübſch Gelegenheit finde, ſich vielſeitig auszubilden u. ſ. w. Als ob es auf einige griechiſche Vokabeln oder einige Roheiten mehr oder weniger hier ankomme!

Und was gölte den Fürſten alle Wiſſenſchaft, Studien und Bildung, wenn die heilige Sicherheit ihrer Throne gefährdet ſtünde! Sie wären heroiſch genug, alle jene relativen Güter für das einzig Abſolute, für ihre abſolute Herrſchaft aufzuopfern. Denn dieſe iſt ihnen von Gott anvertraut und, wo der

Himmel gebietet, müssen alle irdischen Rücksichten weichen.

Missverstand ist sowohl auf Seiten der armen Professoren, die als Vertreter, wie auf Seiten der Regierungsbeamten, die als Gegner der Universitäten öffentlich auftreten. Nur die katholische Propaganda in Deutschland begreift die Bedeutung derselben, diese frommen Obskuranten sind die gefährlichsten Gegner unseres Universitätssystems, Diese wirken dagegen meuchlerisch mit Lug und Trug, und gar wenn sich Einer von ihnen, wie jüngst ein magnifiker Schurke in der Aula zu München*), den liebevollen Anschein giebt, als wollte er den Universitäten das Wort reden, offenbart sich die jesuitische Intrigue. Wohl wissen diese feigen Heuchler, was hier auf dem Spiel steht zu gewinnen. Denn mit den Universitäten fällt auch die protestantische Kirche, die seit der Reformation nur in jenen wurzelt, so dass die ganze protestantische Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte fast nur aus den theologischen Streitigkeiten der Wittenberger, Leipziger, Tübinger und Halle'schen Universitätsgelehrten besteht. Die Konsistorien sind nur der schwache Abglanz der

*) Dieser Zwischensatz fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

theologiſchen Fakultät, ſie verlieren mit dieſer allen Halt und Charakter, und ſinken in die öde Abhängigkeit der Miniſterien oder gar der Polizei.

Doch laſſt uns ſolchen melancholiſchen Betrachtungen nicht zu viel Raum geben, um ſo mehr, da wir hier noch von dem providentiellen Manne zu reden haben, durch welchen ſo Großes für das deutſche Volk geſchehen. Ich habe oben gezeigt, wie wir durch ihn zur größten Denkfreiheit gelangt. Aber dieſer Martin Luther gab uns nicht bloß die Freiheit der Bewegung, ſondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geiſt gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er ſchuf die deutſche Sprache.

Dieſes geſchah, indem er die Bibel überſetzte.

In der That, der göttliche Verfaſſer dieſes Buchs ſcheint es eben ſo gut wie wir Andere gewuſſt zu haben, daſs es gar nicht gleichgültig iſt, durch wen man überſetzt wird, und er wählte ſelber ſeinen Überſetzer, und verlieh ihm die wunderſame Kraft, aus einer todten Sprache, die gleichſam ſchon begraben war, in eine andere Sprache zu überſetzen, die noch gar nicht lebte.

Man beſaß zwar die Vulgata, die man verſtand, ſo wie auch die Septuaginta, die man ſchon verſtehen konnte. Aber die Kenntnis des Hebräiſchen

war in der christlichen Welt ganz erloschen. Nur die Juden, die sich hie und da in einem Winkel dieser Welt verborgen hielten, bewahrten noch die Traditionen dieser Sprache. Wie ein Gespenst, das einen Schatz bewacht, der ihm einst im Leben anvertraut worden, so saß dieses gemordete Volk, dieses Volk-Gespenst, in seinen dunklen Ghettos und bewahrte dort die hebräische Bibel; und in diese verrufenen Schlupfwinkel sah man die deutschen Gelehrten heimlich hinabsteigen, um den Schatz zu heben, um die Kenntnis der hebräischen Sprache zu erwerben. Als die katholische Geistlichkeit merkte, daſs ihr von dieser Seite Gefahr drohte, daſs das Volk auf diesem Seitenweg zum wirklichen Wort Gottes gelangen und die römischen Fälschungen entdecken konnte, da hätte man gern auch die jüdische Tradition unterdrückt, und man ging damit um, alle hebräischen Bücher zu vernichten, und am Rhein begann die Bücherverfolgung, wogegen unser vortrefflicher Doktor Reuchlin so glorreich gekämpft hat. Die Kölner Theologen, die damals agierten, besonders Hochstraaten, waren keineswegs so geistesbeschränkt, wie der tapfere Mitkämpfer Reuchlin's, Ritter Ulrich von Hutten, sie in seinen litteris obscurorum virorum schildert. Es galt die Unterdrückung der hebräischen Sprache. Als Reuchlin

ſiegte, konnte Luther ſein Werk beginnen. In einem Briefe, den Dieſer damals an Reuchlin ſchrieb, ſcheint er ſchon zu fühlen, wie wichtig der Sieg war, den Jener erfochten, und in einer abhängig ſchwierigen Stellung erfochten, während er, der Auguſtinermönch, ganz unabhängig ſtand; ſehr naiv ſagt er in dieſem Briefe: Ego nihil timeo, quia nihil habeo.

Wie aber Luther zu der Sprache gelangt iſt, worin er ſeine Bibel überſetzte, iſt mir bis auf dieſe Stunde unbegreiflich. Der altſchwäbiſche Dialekt war mit der Ritterpoeſie der Hohenſtaufen'ſchen Kaiſerzeit gänzlich untergegangen. Der altſächſiſche Dialekt, das ſogenannte Plattdeutſche, herrſchte nur in einem Theile des nördlichen Deutſchlands, und hat ſich trotz aller Verſuche, die man gemacht, nie zu literariſchen Zwecken eignen wollen. Nahm Luther zu ſeiner Bibelüberſetzung die Sprache, die man im heutigen Sachſen ſprach, ſo hätte Adelung Recht gehabt zu behaupten, daſs der ſächſiſche, namentlich der Meißen'ſche Dialekt unſer eigentliches Hochdeutſch, d. h. unſere Schriftſprache, ſei. Aber Dieſes iſt längſt widerlegt worden, und ich muſs Dieſes hier um ſo ſchärfer erwähnen, da ſolcher Irrthum in Frankreich noch immer gäng und gebe iſt. Das heutige Sächſiſche war nie ein Dialekt des

deutſchen Volks, eben ſo wenig wie etwa das Schleſiſche; denn ſo wie Dieſes entſtand es durch ſlaviſche Färbung. Ich bekenne daher offenherzig, ich weiß nicht, wie die Sprache, die wir in der lutheriſchen Bibel finden, entſtanden iſt. Aber ich weiß, daſs durch dieſe Bibel, wovon die junge Preſſe, die ſchwarze Kunſt, Tauſende von Exemplaren ins Volk ſchleuderte, die lutheriſche Sprache in wenigen Jahren über ganz Deutſchland verbreitet und zur allgemeinen Schriftſprache erhoben wurde. Dieſe Schriftſprache herrſcht noch immer in Deutſchland, und giebt dieſem politiſch und religiös zerſtückelten Lande eine literariſche Einheit. Ein ſolches unſchätzbares Verdienſt mag uns bei dieſer Sprache dafür entſchädigen, daſs ſie in ihrer heutigen Ausbildung etwas von jener Innigkeit entbehrt, welche wir bei Sprachen, die ſich aus einem einzigen Dialekt gebildet, zu finden pflegen. Die Sprache in Luther's Bibel entbehrt jedoch durchaus nicht einer ſolchen Innigkeit, und dieſes alte Buch iſt eine ewige Quelle der Verjüngung für unſere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutheriſchen Bibel ſtehn, ſind deutſch, der Schriftſteller darf ſie immerhin noch gebrauchen; und da dieſes Buch in den Händen der ärmſten Leute iſt, ſo bedürfen Dieſe keiner beſonderen gelehrten Anleitung, um ſich literariſch ausſprechen zu können.

Dieſer Umſtand wird, wenn bei uns die politiſche Revolution ausbricht, gar merkwürdige Erſcheinungen zur Folge haben. Die Freiheit wird überall ſprechen können, und ihre Sprache wird bibliſch ſein*).

Luther's Originalſchriften haben ebenfalls dazu beigetragen, die deutſche Sprache zu fixieren. Durch ihre polemiſche Leidenſchaftlichkeit drangen ſie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton iſt nicht immer ſauber. Aber man macht auch keine religiöſe Revolution mit Orangenblüthe. Zu dem groben Klotz gehörte manchmal ein grober Keil. In der Bibel iſt Luther's Sprache aus Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Geiſt Gottes immer in eine gewiſſe Würde gebannt. In ſeinen Streitſchriften hingegen überläſſt er ſich einer plebejiſchen Roheit, die oft eben ſo widerwärtig wie grandios iſt. Seine Ausdrücke und Bilder gleichen dann jenen rieſenhaften Steinfiguren, die wir in indiſchen oder ägyptiſchen Tempelgrotten finden, und deren grelles Kolorit und abenteuerliche Häſslichkeit uns zugleich abſtößt und anzieht. Durch dieſen barocken Felſenſtil erſcheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöſer Danton, ein Prediger

*) Die letzten zwei Sätze fehlen in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

des Berges, der von der Höhe desſelben die bunten Wortblöcke hinabſchmettert auf die Häupter ſeiner Gegner.

Merkwürdiger und bedeutender als dieſe proſaiſchen Schriften ſind Luther's Gedichte, die Lieder, die in Kampf und Noth aus ſeinem Gemüthe entſproſſen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felſen wächſt, manchmal einem Mondſtrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Muſik, er hat ſogar einen Traktat über dieſe Kunſt geſchrieben, und ſeine Lieder ſind daher außerordentlich melodiſch. Auch in dieſer Hinſicht gebührt ihm der Name: Schwan von Eisleben. Aber er war Nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Geſängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und ſich ſelber zur wildeſten Kampfluſt begeiſtert. Ein Schlachtlied war jener trotzige Geſang, womit er und ſeine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bei dieſen neuen Klängen, und die Raben erſchraken in ihren obſkuren Thurmneſtern. Jenes Lied, die Marſeiller Hymne der Reformation, hat bis auf unſere Tage ſeine begeiſternde Kraft bewahrt, und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächſtens die alten geharniſchten Worte:

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böſe Feind
Mit Ernſt er's jetzt meint;
Groß Macht und viel Liſt
Sein' grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd' iſt nicht ſeins Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt Nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du, wer er iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt'n uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen;

Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und kein'n Dank dazu haben,
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laſs fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muſs uns doch bleiben.

Ich habe gezeigt, wie wir unſerm theuern Doktor Martin Luther die Geiſtesfreiheit verdanken, welche die neuere Literatur zu ihrer Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort ſchuf, die Sprache, worin dieſe neue Literatur ſich ausſprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daſs er auch ſelber dieſe Literatur eröffnet, daſs dieſe, und ganz eigentlich die ſchöne Literatur,

mit Luther beginnt, daſs ſeine geiſtlichen Lieder ſich als die erſten wichtigen Erſcheinungen derſelben ausweiſen und ſchon den beſtimmten Charakter derſelben kund geben. Wer über die neuere deutſche Literatur reden will, muſs daher mit Luther beginnen, und nicht etwa mit einem Nüremberger Spießbürger, Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Miſswollen von einigen romantiſchen Literatoren geſchehen iſt. Hans Sachs, dieſer Troubadour der ehrbaren Schuſterzunft, deſſen Meiſtergeſang nur eine läppiſche Parodie der früheren Minnelieder und deſſen Dramen nur eine töpelhafte Traveſtie der alten Myſterien, dieſer pedantiſche Hanswurſt, der die freie Naivetät des Mittelalters ängſtlich nachäfft, iſt vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erſte Poet der neueren Zeit zu betrachten*). Es wird dazu keines weiteren Beweiſes bedürfen, als daſs ich den Gegenſatz unſerer neuen Literatur zur älteren mit beſtimmten Worten erörtere.

Betrachten wir daher die deutſche Literatur, die vor Luther blühte, ſo finden wir:

*) Hier ſchließt das erſte Buch der franzöſiſchen Ausgaben. In der Revue des deux mondes ſteht noch der zunächſtfolgende Satz; doch fehlt auch hier die obige Vergleichung der älteren mit der neuen Literatur. Der Herausgeber.

1. Ihr Material, ihr Stoff, ist, wie das Leben des Mittelalters selbst, eine Mischung zweier heterogener Elemente, die in einem langen Zweikampf sich so gewaltig umschlungen, daſs sie am Ende in einander verschmolzen, nämlich: die germanische Nationalität und das indisch-gnostische, sogenannte katholische Christenthum.

2. Die Behandlung, oder vielmehr der Geist der Behandlung in dieser älteren Literatur ist romantisch. Abusive sagt man Dasselbe auch von dem Material jener Literatur, von allen Erscheinungen des Mittelalters, die durch die Verschmelzung der erwähnten beiden Elemente, germanische Nationalität und katholisches Christenthum, entstanden sind. Denn wie einige Dichter des Mittelalters die griechische Geschichte und Mythologie ganz romantisch behandelt haben, so kann man auch die mittelalterlichen Sitten und Legenden in klassischer Form darstellen. Die Ausdrücke „klassisch“ und „romantisch“ beziehen sich also nur auf den Geist der Behandlung*). Die Behandlung ist klassisch, wenn die Form des Dargestellten ganz identisch ist mit der Idee des Dar-

*) Vgl. Betreffs der Heine'schen Definition dieser Ausdrücke das erste Buch der „Romantischen Schule;“ Sämmtl. Werke, Bd. VI.

Der Herausgeber.

zuſtellenden, wie Dieſes der Fall iſt bei den Kunſtwerken der Griechen, wo daher in dieſer Identität auch die größte Harmonie zwiſchen Form und Idee zu finden. Die Behandlung iſt romantiſch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, ſondern paraboliſch dieſe Idee errathen läſſt. Ich gebrauche hier das Wort „paraboliſch“ lieber als das Wort „ſymboliſch.“ Die griechiſche Mythologie hatte eine Reihe von Göttergeſtalten, deren jede, bei aller Identität der Form und der Idee, dennoch eine ſymboliſche Bedeutung bekommen konnte. Aber in dieſer griechiſchen Religion war eben nur die Geſtalt der Götter beſtimmt, alles Andere, ihr Leben und Treiben, war der Willkür der Poeten zur beliebigen Behandlung überlaſſen. In der chriſtlichen Religion hingegen giebt es keine ſo beſtimmte Geſtalten, ſondern beſtimmte Fakta, beſtimmte heilige Ereigniſſe und Thaten, worin das dichtende Gemüth der Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. Man ſagt, Homer habe die griechiſchen Götter erfunden; Das iſt nicht wahr, ſie exiſtierten ſchon vorher in beſtimmten Umriſſen, aber er erfand ihre Geſchichten. Die Künſtler des Mittelalters hingegen wagten nimmermehr in dem geſchichtlichen Theil ihrer Religion das Mindeſte zu erfinden; der Sündenfall, die Menſchwerdung, die Taufe, die

Kreuzigung u. Dgl. waren unantastbare Thatsachen, woran nicht gemodelt werden durfte, worin aber das dichtende Gemüth der Menschen eine parabolische Bedeutung legen konnte. In diesem parabolischen Geist wurden nun auch alle Künste im Mittelalter behandelt, und diese Behandlung ist romantisch. Daher in der Poesie des Mittelalters jene mystische Allgemeinheit; die Gestalten sind so schattenhaft, was sie thun, ist so unbestimmt, Alles ist darin so dämmernd, wie von wechselndem Mondlicht beleuchtet; die Idee ist in der Form nur wie ein Räthsel angedeutet, und wir sehen hier eine vage Form, wie sie eben zu einer spiritualistischen Literatur geeignet war. Da ist nicht, wie bei den Griechen, eine sonnenklare Harmonie zwischen Form und Idee; sondern manchmal überragt die Idee die gegebene Form, und diese strebt verzweiflungsvoll jene zu erreichen, und wir sehen dann bizarre, abenteuerliche Erhabenheit; manchmal ist die Form ganz der Idee über den Kopf gewachsen, ein läppisch winziger Gedanke schleppt sich einher in einer kolossalen Form, und wir sehen groteske Farce; fast immer sehen wir Unförmlichkeit.

3. Der allgemeine Charakter jener Literatur war, dass sich in allen Produkten derselben jener feste, sichere Glaube kundgab, der damals in allen

weltlichen wie geistlichen Dingen herrschte. Basiert auf Autoritäten waren alle Ansichten der Zeit; der Dichter wandelte mit der Sicherheit eines Maulesels längs den Abgründen des Zweifels, und es herrscht in seinen Werken eine kühne Ruhe, eine selige Zuversicht, wie sie später unmöglich war, als die Spitze jener Autoritäten, nämlich die Autorität des Papstes, gebrochen war und alle anderen nachstürzten. Die Gedichte des Mittelalters haben daher alle denselben Charakter, es ist als habe sie nicht der einzelne Mensch, sondern das ganze Volk gedichtet; sie sind objektiv, episch und naiv.

In der Literatur hingegen, die mit Luther emporblüht, finden wir ganz das Gegentheil:

1. Ihr Material, der Stoff, der behandelt werden soll, ist der Kampf der Reformationsinteressen und Ansichten mit der alten Ordnung der Dinge. Dem neuen Zeitgeist ist jener Mischglaube, der aus den erwähnten zwei Elementen, germanische Nationalität und indisch-gnostisches Christenthum, entstanden ist, gänzlich zuwider; letzteres dünkt ihm heidnische Götzendienerei, an dessen Stelle die wahre Religion des judäisch-deistischen Evangeliums treten soll. Eine neue Ordnung der Dinge gestaltet sich; der Geist macht Erfindungen, die das Wohlsein der Materie befördern; durch das Gedeihen der Industrie

und durch die Philoſophie wird der Spiritualismus in der öffentlichen Meinung diskreditiert; der dritte Stand erhebt ſich; die Revolution grollt ſchon in den Herzen und Köpfen; und was die Zeit fühlt und denkt und bedarf und will, wird ausgeſprochen, und Das iſt der Stoff der modernen Literatur.

2. Der Geiſt der Behandlung iſt nicht mehr romantiſch, ſondern klaſſiſch. Durch das Wiederaufleben der alten Literatur verbreitete ſich über ganz Europa eine freudige Begeiſterung für die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, und die Gelehrten, die Einzigen, welche damals ſchrieben, ſuchten den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums ſich anzueignen, oder wenigſtens in ihren Schriften die klaſſiſchen Kunſtformen nachzubilden. Konnten ſie nicht, gleich den Griechen, eine Harmonie der Form und der Idee erreichen, ſo hielten ſie ſich doch deſto ſtrenger an das Äußere der griechiſchen Behandlung, ſie ſchieden, nach griechiſcher Vorſchrift, die Gattungen, enthielten ſich jeder romantiſchen Extravaganz, und in dieſer Beziehung nennen wir ſie klaſſiſch.

3. Der allgemeine Charakter der modernen Literatur beſteht darin, daſs jetzt die Individualität und die Skepſis vorherrſchen. Die Autoritäten ſind niedergebrochen; nur die Vernunft iſt jetzt des Menſchen einzige Lampe, und ſein Gewiſſen iſt ſein

einziger Stab in den dunkeln Irrgängen dieſes Lebens. Der Menſch ſteht jetzt allein ſeinem Schöpfer gegenüber, und ſingt ihm ſein Lied. Daher beginnt dieſe Literatur mit geiſtlichen Geſängen. Aber auch ſpäter, wo ſie weltlich wird, herrſcht darin das innigſte Selbſtbewuſſtſein, das Gefühl der Perſönlichkeit. Die Poeſie iſt jetzt nicht mehr objektiv, epiſch und naiv, ſondern ſubjektiv, lyriſch und reflektierend.

Zweites Buch.

Von Luther bis Kant.

Im vorigen Buche haben wir von der großen religiösen Revolution gehandelt, die von Martin Luther in Deutschland repräsentiert ward. Jetzt haben wir von der philosophischen Revolution zu sprechen, die aus jener hervorging, ja, die eben nichts Anderes ist, wie die letzte Konsequenz des Protestantismus.

Ehe wir aber erzählen, wie diese Revolution durch Immanuel Kant zum Ausbruch kam, müssen die philosophischen Vorgänge im Auslande, die Bedeutung des Spinoza, die Schicksale der Leibnitz'schen Philosophie, die Wechselverhältnisse dieser Philosophie und der Religion, die Reibungen derselben, ihr Zerwürfnis u. Dgl. mehr erwähnt werden. Beständig aber halten wir im Auge diejenigen von den Fragen der Philosophie, denen wir eine

ſociale Bedeutung beimeſſen, und zu deren Löſung ſie mit der Religion konkurriert.

Dieſes iſt nun die Frage von der Natur Gottes. Gott iſt Anfang und Ende aller Weisheit! ſagen die Gläubigen in ihrer Demuth, und der Philoſoph, in allem Stolze ſeines Wiſſens, muſs dieſem frommen Spruche beiſtimmen.

Nicht Baco, wie man zu lehren pflegt, ſondern René Descartes iſt der Vater der neuern Philoſophie, und in welchem Grade die deutſche Philoſophie von ihm abſtammt, werden wir ganz deutlich zeigen.

René Descartes iſt ein Franzoſe, und dem großen Frankreich gebührt auch hier der Ruhm der Initiative. Aber das große Frankreich, das geräuſchvolle, bewegte, vielſchwatzende Land der Franzoſen, war nie ein geeigneter Boden für Philoſophie, dieſe wird vielleicht niemals darauf gedeihen, und Das fühlte René Descartes, und er ging nach Holland, dem ſtillen, ſchweigenden Lande der Trekſchuiten und Holländer, und dort ſchrieb er ſeine philoſophiſchen Werke. Nur dort konnte er ſeinen Geiſt von dem traditionellen Formalismus befreien und eine ganze Philoſophie aus reinen Gedanken emporbauen, die weder dem Glauben noch der Empirie abgeborgt ſind, wie es ſeitdem von jeder wahren

Philoſophie verlangt wird. Nur dort konnte er ſo tief in des Denkens Abgründe ſich verſenken, daſs er es in den letzten Gründen des Selbſtbewuſſtſeins ertappte, und er eben durch den Gedanken das Selbſtbewuſſtſein konſtatieren konnte, in dem weltberühmten Satze: Cogito, ergo sum.

Aber auch vielleicht nirgends anders als in Holland konnte Descartes es wagen, eine Philoſophie zu lehren, die mit allen Traditionen der Vergangenheit in den offenbarſten Kampf gerieth. Ihm gebührt die Ehre, die Autonomie der Philoſophie geſtiftet zu haben; dieſe brauchte nicht mehr die Erlaubnis zum Denken von der Theologie zu erbetteln und durfte ſich jetzt als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft neben dieſelbe hinſtellen. Ich ſage nicht: derſelben entgegenſetzen, denn es galt damals der Grundſatz: die Wahrheiten, wozu wir durch die Philoſophie gelangen, ſind am Ende dieſelben, welche uns auch die Religion überliefert. Die Scholaſtiker, wie ich ſchon früher bemerkt, hatten hingegen der Religion nicht bloß die Suprematie über die Philoſophie eingeräumt, ſondern auch dieſe letztere für ein nichtiges Spiel, für eitel Wortfechterei erklärt, ſobald ſie mit den Dogmen der Religion in Widerſpruch gerieth. Den Scholaſtikern war es nur darum zu thun, ihre Gedanken auszuſprechen, gleich-

viel unter welcher Bedingung. Sie sagten: einmal Eins ist Eins, und bewiesen es; aber sie setzten lächelnd hinzu, das ist wieder ein Irrthum der menschlichen Vernunft, die immer irrt, wenn sie mit den Beschlüssen der ökumenischen Koncilien in Widerspruch geräth; einmal Eins ist Drei, und Das ist die wahre Wahrheit, wie uns längst offenbart worden, im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes! Die Scholastiker bildeten im Geheim eine philosophische Opposition gegen die Kirche. Aber öffentlich heuchelten sie die größte Unterwürfigkeit, kämpften sogar in manchen Fällen für die Kirche, und bei Aufzügen paradierten sie im Gefolge derselben, ungefähr wie die französischen Oppositionsdeputierten bei den Feierlichkeiten der Restauration.

Die Komödie der Scholastiker dauerte mehr als sechs Jahrhunderte, und sie wurde immer trivialer. Indem Descartes den Scholasticismus zerstörte, zerstörte er auch die verjährte Opposition des Mittelalters. Die alten Besen waren durch das lange Fegen stumpf geworden, es klebte daran allzuviel Kehricht, und die neue Zeit verlangte neue Besen. Nach jeder Revolution muss die bisherige Opposition abdanken; es geschehen sonst große Dummheiten. Wir haben's erlebt. Weniger war es nun die

katholische Kirche, als vielmehr die alten Gegner derselben, der Nachtrab der Scholastiker, welche sich zuerst gegen die Cartesianische Philosophie erhoben. Erst 1663 verbot sie der Papst.

Ich darf bei Franzosen eine zulängliche, süffisante Bekanntschaft mit der Philosophie ihres großen Landsmannes voraussetzen, und ich brauche hier nicht erst zu zeigen, wie die entgegengesetztesten Doktrinen aus ihr das nöthige Material entlehnen konnten. Ich spreche hier vom Idealismus und vom Materialismus.

Da man, besonders in Frankreich, diese zwei Doktrinen mit den Namen Spiritualismus und und Sensualismus bezeichnet, und da ich mich dieser beiden Benennungen in anderer Weise bediene, so muss ich, um Begriffsverwirrungen vorzubeugen, die obigen Ausdrücke näher besprechen.

Seit den ältesten Zeiten giebt es zwei entgegengesetzte Ansichten über die Natur des menschlichen Denkens, d. h. über die letzten Gründe der geistigen Erkenntnis, über die Entstehung der Ideen. Die Einen behaupten, wir erlangen unsre Ideen nur von außen, unser Geist sei nur ein leeres Behältnis, worin die von den Sinnen eingeschluckten Anschauungen sich verarbeiten, ungefähr wie die genossenen Speisen in unserem Magen. Um ein

besseres Bild zu gebrauchen, diese Leute betrachten unseren Geist wie eine tabula rasa, worauf später die Erfahrung täglich etwas Neues schreibt, nach bestimmten Schreibregeln.

Die Anderen, die entgegengesetzter Ansicht, behaupten: die Ideen sind dem Menschen angeboren, der menschliche Geist ist der Ursitz der Ideen, und die Außenwelt, die Erfahrung, und die vermittelnden Sinne bringen uns nur zur Erkenntnis Dessen, was schon vorher in unserem Geiste war, sie wecken dort nur die schlafenden Ideen.

Die erstere Ansicht hat man nun den Sensualismus, manchmal auch den Empirismus genannt; die andere nannte man den Spiritualismus, manchmal auch den Rationalismus. Dadurch können jedoch leicht Missverständnisse entstehen, da wir mit diesen zwei Namen, wie ich schon im vorigen Buche erwähnt, seit einiger Zeit auch jene zwei sociale Systeme, die sich in allen Manifestationen des Lebens geltend machen, bezeichnen. Den Namen Spiritualismus überlassen wir daher jener frevelhaften Anmaßung des Geistes, der, nach alleiniger Verherrlichung strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu fletrieren sucht; und den Namen Sensualismus überlassen wir jener Opposition, die, dagegen eifernd, ein Rehabilitieren der Materie bezweckt und den

Sinnen ihre unveräußerlichen Rechte vindiciert, ohne die Rechte des Geistes, ja nicht einmal ohne die Suprematie des Geistes zu leugnen*). Hingegen den philosophischen Meinungen über die Natur unserer Erkenntnisse, gebe ich lieber die Namen Idealismus und Materialismus; und ich bezeichne mit

*) Hier findet sich in dem mir vorliegenden Originalmanuskript dieses Bandes folgende Stelle, welche indeß von Heine selbst ausgestrichen ist, — vielleicht weil die am Schlusse citierten Shakspeare'schen Worte später (auf S. 140) in anderer Anwendung wiederkehren:

„Auch diese zwei Systeme stehen sich seit Menschengedenken entgegen! denn zu allen Zeiten giebt es Menschen von unvollkommener Genußfähigkeit, verkrüppelten Sinnen und zerknirschtem Fleische, die alle Weintrauben dieses Gottesgartens sauer finden, bei jedem Paradiesapfel die verlockende Schlange sehen, und im Entsagen ihren Triumph und im Schmerz ihre Wollust suchen. Dagegen giebt es zu allen Zeiten wohlgewachsene, leibesstolze Naturen, die gern das Haupt hoch tragen; allen Sternen und Rosen lachen sie einverständlich entgegen, sie hören gern die Melodien der Nachtigall und des Rossini, sie lieben das schöne Glück und das Titian'sche Fleisch, und dem kopfhängerischen Gesell, dem Solches ein Ärgernis, antworten sie wie der Shakspeare'sche Narr: Meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es keinen süßen Sekt und keine Torten auf dieser Welt geben?

„Diesen beiden socialen Systemen lasse ich daher die Namen Spiritualismus und Sensualismus."

Der Herausgeber.

dem ersteren die Lehre von den angeborenen Ideen, von den Ideen a priori, und mit dem anderen Namen bezeichne ich die Lehre von der Geisteserkenntnis durch die Erfahrung, durch die Sinne, die Lehre von den Ideen a posteriori.

Bedeutungsvoll ist der Umstand, dass die idealistische Seite der Cartesianischen Philosophie niemals in Frankreich Glück machen wollte. Mehre berühmte Jansenisten verfolgten einige Zeit diese Richtung, aber sie verloren sich bald in den christlichen Spiritualismus. Vielleicht war es dieser Umstand, welcher den Idealismus in Frankreich diskreditierte. Die Völker ahnen instinktmäßig, wessen sie bedürfen, um ihre Mission zu erfüllen. Die Franzosen waren schon auf dem Wege zu jener politischen Revolution, die erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausbrach, und wozu sie eines Beils und einer eben so kaltscharfen, materialistischen Philosophie bedurften. Der christliche Spiritualismus stand als Mitkämpfer in den Reihen ihrer Feinde, und der Sensualismus wurde daher ihr natürlicher Bundesgenosse. Da die französischen Sensualisten gewöhnlich Materialisten waren, so entstand der Irrthum, dass der Sensualismus nur aus dem Materialismus hervorgehe. Nein, jener kann sich eben so gut als ein Resultat des Pantheismus geltend machen, und da ist seine

Erſcheinung ſchön und herrlich. Wir wollen jedoch dem franzöſiſchen Materialismus keineswegs ſeine Verdienſte abſprechen. Der franzöſiſche Materialismus war ein gutes Gegengift gegen das Übel der Vergangenheit, ein verzweifeltes Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit, Merkur für ein inficiertes Volk. Die franzöſiſchen Philoſophen wählten John Locke zu ihrem Meiſter. Das war der Heiland, deſſen ſie bedurften. Sein Essay on human understanding war ihr Evangelium; darauf ſchworen ſie. John Locke war bei Descartes in die Schule gegangen, und hatte Alles von ihm gelernt, was ein Engländer lernen kann: Mechanik, Scheidekunſt, Kombinieren, Konſtruieren, Rechnen. Nur Eins hat er nicht begreifen können, nämlich die angeborenen Ideen. Er vervollkommnete daher die Doktrin, daſs wir unſere Erkenntniſſe von außen, durch die Erfahrung, erlangen. Er machte den menſchlichen Geiſt zu einer Art Rechenkaſten, der ganze Menſch wurde eine engliſche Maſchine. Dieſes gilt auch von dem Menſchen, wie ihn die Schüler Locke's konſtruierten, obgleich ſie ſich durch verſchiedene Benennungen von einander unterſcheiden wollen. Sie haben Alle Angſt vor den letzten Folgerungen ihres oberſten Grundſatzes, und der Anhänger Condillac's erſchrickt, wenn man ihn mit einem Helvetius, oder

gar mit einem Holbach, oder vielleicht noch am Ende mit einem La Metrie in eine Klasse setzt. Und doch muss es geschehen, und ich darf daher die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und ihre heutigen Nachfolger sammt und sonders als Materialisten bezeichnen. L'homme machine ist das konsequenteste Buch der französischen Philosophie, und der Titel schon verräth das letzte Wort ihrer ganzen Weltansicht.

Diese Materialisten waren meistens auch Anhänger des Deismus, denn eine Maschine setzt einen Mechanikus voraus, und es gehört zu der höchsten Vollkommenheit dieser ersteren, dass sie die technischen Kenntnisse eines solchen Künstlers, theils an ihrer eigenen Konstruktion, theils an seinen übrigen Werken, zu erkennen und zu schätzen weiß.

Der Materialismus hat in Frankreich seine Mission erfüllt. Er vollbringt jetzt vielleicht dasselbe Werk in England, und auf Locke fußen dort die revolutionären Parteien, namentlich die Benthamisten, die Prädikanten der Utilität. Diese sind gewaltige Geister, die den rechten Hebel ergriffen, womit man John Bull in Bewegung setzen kann. John Bull ist ein geborener Materialist, und sein christlicher Spiritualismus ist meistens eine traditionelle Heuchelei oder doch nur materielle Borniertheit — sein

Fleiſch reſigniert ſich, weil ihm der Geiſt nicht zu Hilfe kommt. Anders iſt es in Deutſchland, und die deutſchen Revolutionäre irren ſich, wenn ſie wähnen, daſs eine materialiſtiſche Philoſophie ihren Zwecken günſtig ſei. Ja, es iſt dort gar keine allgemeine Revolution möglich, ſolange ihre Principien nicht aus einer volksthümlicheren, religiöſeren und deutſcheren Philoſophie deduciert und durch die Gewalt derſelben herrſchend geworden. Welche Philoſophie iſt Dieſes? Wir werden ſie ſpäterhin unumwunden beſprechen. Ich ſage: unumwunden, denn ich rechne darauf, daſs auch Deutſche dieſe Blätter leſen*).

Deutſchland hat von jeher eine Abneigung gegen den Materialismus bekundet und wurde deſshalb während anderthalb Jahrhunderten der eigentliche Schauplatz des Idealismus. Auch die Deutſchen begaben ſich in die Schule des Descartes, und der große Schüler Deſſelben hieß Gottfried Wilhelm Leibnitz. Wie Locke die materialiſtiſche Richtung, ſo verfolgte Leibnitz die idealiſtiſche Richtung des Meiſters. Hier finden wir am determinierteſten die Lehre von den angeborenen Ideen. Er bekämpfte Locke in ſeinen Nouveaux essays sur l'entendement hu-

*) Die letzten vier Sätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

main. Mit Leibnitz erblühte ein großer Eifer für philoſophiſches Studium bei den Deutſchen. Er weckte die Geiſter und lenkte ſie in neue Bahnen. Ob der inwohnenden Milde, ob des religiöſen Sinnes, der ſeine Schriften belebte, wurden auch die widerſtrebenden Geiſter mit der Kühnheit derſelben einigermaßen ausgeſöhnt, und die Wirkung war ungeheuer. Die Kühnheit dieſes Denkers zeigt ſich namentlich in ſeiner Monadenlehre, eine der merkwürdigſten Hypotheſen, die je aus dem Haupte eines Philoſophen hervorgegangen. Dieſe iſt auch zugleich das Beſte, was er geliefert; denn es dämmert darin ſchon die Erkenntnis der wichtigſten Geſetze, die unſere heutige Philoſophie erkannt hat. Die Lehre von den Monaden war vielleicht nur eine unbehilfliche Formulierung dieſer Geſetze, die jetzt von den Naturphiloſophen in beſſern Formeln ausgeſprochen worden. Ich ſollte hier eigentlich ſtatt des Wortes „Geſetz“ eben nur „Formel“ ſagen; denn Newton hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daſs Dasjenige, was wir Geſetze in der Natur nennen, eigentlich nicht exiſtiert, und daſs es nur Formeln ſind, die unſerer Faſſungskraft zu Hilfe kommen, um eine Reihe von Erſcheinungen in der Natur zu erklären. Die Theodicee iſt in Deutſchland von allen Leibnitziſchen Schriften am meiſten

besprochen worden. Es ist jedoch sein schwächstes Werk. Dieses Buch, wie noch einige andere Schriften, worin sich der religiöse Geist des Leibnitz ausspricht, hat ihm manchen bösen Leumund, manche bittere Verkennung zugezogen. Seine Feinde haben ihn der gemüthlichsten Schwachköpfigkeit beschuldigt; seine Freunde, die ihn vertheidigten, machten ihn dagegen zu einem pfiffigen Heuchler. Der Charakter des Leibnitz blieb lange bei uns ein Gegenstand der Kontroverse. Die Billigsten haben ihn von dem Vorwurf der Zweideutigkeit nicht freisprechen können. Am meisten schmähten ihn die Freidenker und Aufklärer. Wie konnten sie einem Philosophen verzeihen, die Dreieinigkeit, die ewigen Höllenstrafen und gar die Gottheit Christi vertheidigt zu haben! So weit erstreckte sich nicht ihre Toleranz. Aber Leibnitz war weder ein Thor noch ein Schuft, und von seiner harmonischen Höhe konnte er sehr gut das ganze Christenthum vertheidigen. Ich sage: das ganze Christenthum, denn er vertheidigte es gegen das halbe Christenthum. Er zeigte die Konsequenz der Orthodoxen im Gegensatze zur Halbheit ihrer Gegner. Mehr hat er nie gewollt. Und dann stand er auf jenem Indifferenzpunkte, wo die verschiedensten Systeme nur verschiedene Seiten derselben Wahrheit sind. Diesen Indifferenzpunkt hat

späterhin auch Herr Schelling erkannt, und Hegel hat ihn wissenschaftlich begründet, als ein System der Systeme. In gleicher Weise beschäftigte sich Leibnitz mit einer Harmonie zwischen Plato und Aristoteles. Auch in der späteren Zeit ist diese Aufgabe oft genug bei uns vorgekommen. Ist sie gelöst worden?

Nein, wahrhaftig nein! Denn diese Aufgabe ist eben nichts Anderes als eine Schlichtung des Kampfes zwischen Idealismus und Materialismus. Plato ist durchaus Idealist und kennt nur angeborene oder vielmehr mitgeborene Ideen: der Mensch bringt die Ideen mit zur Welt, und wenn er derselben bewusst wird, so kommen sie ihm vor wie Erinnerungen aus einem früheren Dasein. Daher auch das Vage und Mystische des Plato, er erinnert sich mehr oder minder klar. Bei Aristoteles hingegen ist Alles klar, Alles deutlich, Alles sicher; denn seine Erkenntnisse offenbaren sich nicht in ihm mit vorweltlichen Beziehungen, sondern er schöpft Alles aus der Erfahrung, und weiß Alles aufs bestimmteste zu klassificieren. Er bleibt daher auch ein Muster für alle Empiriker, und Diese wissen nicht genug Gott zu preisen, dass er ihn zum Lehrer des Alexander gemacht, dass er durch dessen Eroberungen so viele Gelegenheiten fand zur Beförderung der

Wissenschaft, und dass sein siegender Schüler ihm so viele tausend Talente gegeben zu zoologischen Zwecken. Dieses Geld hat der alte Magister gewissenhaft verwendet, und er hat dafür eine ehrliche Anzahl von Säugethieren seciert und Vögel ausgestopft, und dabei die wichtigsten Beobachtungen angestellt; aber die große Bestie, die er am nächsten vor Augen hatte, die er selber auferzogen, und die weit merkwürdiger war als die ganze damalige Weltmenagerie, hat er leider übersehen und unerforscht gelassen. In der That, er ließ uns ganz ohne Kunde über die Natur jenes Jünglingkönigs, dessen Leben und Thaten wir noch immer als Wunder und Räthsel anstaunen. Wer war Alexander? Was wollte er? War er ein Wahnsinniger oder ein Gott? Noch jetzt wissen wir es nicht. Desto bessere Auskunft giebt uns Aristoteles über babylonische Meerkatzen*), indische Papageien und griechische Tragödien, welche er ebenfalls seciert hat.

Plato und Aristoteles! Das sind nicht bloß die zwei Systeme, sondern auch die Typen zweier verschiedenen Menschennaturen, die sich, seit undenklicher

*) „assyrische Vierfüßler," steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Zeit, unter allen Kostümen, mehr oder minder feindselig entgegenstehen. Vorzüglich das ganze Mittelalter hindurch, bis auf den heutigen Tag, wurde solchermaßen gekämpft, und dieser Kampf ist der wesentlichste Inhalt der christlichen Kirchengeschichte. Von Plato und Aristoteles ist immer die Rede, wenn auch unter anderem Namen. Schwärmerische, mystische, platonische Naturen offenbaren aus den Abgründen ihres Gemüthes die christlichen Ideen und die entsprechenden Symbole. Praktische, ordnende, aristotelische Naturen bauen aus diesen Ideen und Symbolen ein festes System, eine Dogmatik und einen Kultus. Die Kirche umschließt endlich beide Naturen, wovon die Einen sich meistens im Klerus, und die Anderen im Mönchsthum verschanzen, aber sich unabläßig befehden. In der protestantischen Kirche zeigt sich derselbe Kampf, und Das ist der Zwiespalt zwischen Pietisten und Orthodoxen, die den katholischen Mystikern und Dogmatikern in einer gewissen Weise entsprechen. Die protestantischen Pietisten sind Mystiker ohne Phantasie, und die protestantischen Orthodoxen sind Dogmatiker ohne Geist.

Diese beiden protestantischen Parteien finden wir in einem erbitterten Kampfe zur Zeit des Leibnitz, und die Philosophie Desselben intervenierte

späterhin, als Christian Wolf sich derselben bemächtigte, sie den Zeitbedürfnissen anpasste, und sie, was die Hauptsache war, in deutscher Sprache vortrug. Ehe wir aber von diesem Schüler des Leibnitz, von den Wirkungen seines Strebens und von den späteren Schicksalen des Lutherthums ein Weiteres berichten, müssen wir des providentiellen Mannes erwähnen, der gleichzeitig mit Locke und Leibnitz sich in der Schule des Descartes gebildet hatte, lange Zeit nur mit Hohn und Hass betrachtet worden, und dennoch in unseren heutigen Tagen zur alleinigen Geisterherrschaft emporsteigt.

Ich spreche von Benedikt Spinoza.

Ein großer Genius bildet sich durch einen anderen großen Genius, weniger durch Assimilierung als durch Reibung. Ein Diamant schleift den andern. So hat die Philosophie des Descartes keineswegs die des Spinoza hervorgebracht, sondern nur befördert. Daher zunächst finden wir bei dem Schüler die Methode des Meisters; Dieses ist ein großer Gewinn. Dann finden wir bei Spinoza, wie bei Descartes, die der Mathematik abgeborgte Beweisführung. Dieses ist ein großes Gebrechen. Die mathematische Form giebt dem Spinoza ein herbes Äußere. Aber dieses ist wie die herbe Schale der Mandel; der Kern ist um so erfreulicher. Bei

der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln. Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel. Dabei ist ein Ernst in ihm, ein selbstbewusster Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbtheil zu sein scheint; denn Spinoza gehörte zu jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholischsten Königen aus Spanien vertrieben worden. Dazu kommt noch die Geduld des Holländers, die sich ebenfalls, wie im Leben, so auch in den Schriften des Mannes niemals verleugnet hat.

Konstatiert ist es, dass der Lebenswandel des Spinoza frei von allem Tadel war, und rein und makellos wie das Leben seines göttlichen Vetters, Jesu Christi. Auch wie Dieser litt er für seine Lehre, wie Dieser trug er die Dornenkrone. Überall, wo ein großer Geist seinen Gedanken ausspricht, ist Golgatha.

Theurer Leſer, wenn du mal nach Amſterdam kömmſt, ſo laſs dir dort von dem Lohnlakaien die ſpaniſche Synagoge zeigen. Dieſe iſt ein ſchönes Gebäude, und das Dach ruht auf vier koloſſalen Pfeilern, und in der Mitte ſteht die Kanzel, wo einſt der Bannfluch ausgeſprochen wurde über den Verächter des moſaiſchen Geſetzes, den Hidalgo Don Benedikt de Spinoza. Bei dieſer Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblaſen, welches Schofar heißt. Es muſs eine furchtbare Bewandtnis haben mit dieſem Horne. Denn wie ich mal in dem Leben des Salomon Maimon geleſen, ſuchte einſt der Rabbi von Altona ihn, den Schüler Kant's, wieder zum alten Glauben zurückzuführen, und als Derſelbe bei ſeinen philoſophiſchen Ketzereien halsſtarrig beharrte, wurde er drohend und zeigte ihm den Schofar, mit den finſtern Worten: Weißt du, was Das iſt? Als aber der Schüler Kant's ſehr gelaſſen antwortete: „Es iſt das Horn eines Bockes!“ da fiel der Rabbi rücklings zu Boden vor Entſetzen.

Mit dieſem Horne wurde die Exkommunikation des Spinoza akkompagniert, er wurde feierlich ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft Iſraels und unwürdig erklärt, hinfüro den Namen Jude zu tragen. Seine chriſtlichen Feinde waren großmüthig genug, ihm dieſen Namen zu laſſen. Die Juden aber, die

Schweizergarde des Deismus, waren unerbittlich, und man zeigt den Platz vor der spanischen Synagoge zu Amsterdam, wo sie einst mit ihren langen Dolchen nach dem Spinoza gestochen haben.

Ich konnte nicht umhin, auf solche persönliche Missgeschicke des Mannes besonders aufmerksam zu machen. Ihn bildete nicht bloß die Schule, sondern auch das Leben. Das unterscheidet ihn von den meisten Philosophen, und in seinen Schriften erkennen wir die mittelbaren Einwirkungen des Lebens. Die Theologie war für ihn nicht bloß eine Wissenschaft. Eben so die Politik. Auch diese lernte er in der Praxis kennen. Der Vater seiner Geliebten wurde wegen politischer Vergehen in den Niederlanden gehenkt. Und nirgends in der Welt wird man schlechter gehenkt wie in den Niederlanden. Ihr habt keinen Begriff davon, wie unendlich viele Vorbereitungen und Ceremonien dabei stattfinden. Der Delinquent stirbt zugleich vor Langerweile, und der Zuschauer hat dabei hinlängliche Muße zum Nachdenken. Ich bin daher überzeugt, dass Benedikt Spinoza über die Hinrichtung des alten Van Ende sehr viel nachgedacht hat, und so wie er früher die Religion mit ihren Dolchen begriffen, so begriff er auch jetzt die Politik mit ihren Stricken. Kunde davon giebt sein Tractatus politicus.

Ich habe nur die Art und Weiſe hervorzuheben, wie die Philoſophen mehr oder minder mit einander verwandt ſind, und ich zeige nur die Verwandtſchaftsgrade und die Erbfolge. Dieſe Philoſophie des Spinoza, des dritten Sohnes des René Descartes, wie er ſie in ſeinem Hauptwerk, in der Ethik, dociert, iſt von dem Materialismus ſeines Bruders Locke eben ſo ſehr entfernt, wie von dem Idealismus ſeines Bruders Leibnitz. Spinoza quält ſich nicht analytiſch mit der Frage über die letzten Gründe unſerer Erkenntniſſe. Er giebt uns ſeine große Syntheſe, ſeine Erklärung von der Gottheit.

Benedikt Spinoza lehrt: Es giebt nur eine Subſtanz, Das iſt Gott. Dieſe eine Subſtanz iſt unendlich, ſie iſt abſolut. Alle endliche Subſtanzen derivieren von ihr, ſind in ihr enthalten, tauchen in ihr auf, tauchen in ihr unter, ſie haben nur relative, vorübergehende, accidentielle Exiſtenz. Die abſolute Subſtanz offenbart ſich uns ſowohl unter der Form des unendlichen Denkens, als auch unter der Form der unendlichen Ausdehnung. Beides, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung ſind die zwei Attribute der abſoluten Subſtanz. Wir erkennen nur dieſe zwei Attribute; Gott, die abſolute Subſtanz, hat aber vielleicht noch mehr Attribute, die wir nicht kennen. „Non dico, me

deum omnino cognoscere, sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem.“

Nur Unverſtand und Böswilligkeit konnten dieſer Lehre das Beiwort „atheiſtiſch“ beilegen. Keiner hat ſich jemals erhabener über die Gottheit ausgeſprochen wie Spinoza. Statt zu ſagen, er leugne Gott, könnte man ſagen, er leugne den Menſchen. Alle endliche Dinge ſind ihm nur modi der unendlichen Subſtanz. Alle endliche Dinge ſind in Gott enthalten, der menſchliche Geiſt iſt nur ein Lichtſtrahl des unendlichen Denkens, der menſchliche Leib iſt nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott iſt die unendliche Urſache beider, der Geiſter und der Leiber, natura naturans.

In einem Briefe an Madame Du Deffant, zeigt Voltaire ſich ganz entzückt über einen Einfall dieſer Dame, die ſich geäußert hatte, daſs alle Dinge, die der Menſch durchaus nicht wiſſen könne, ſicher von der Art ſind, daſs ein Wiſſen derſelben ihm Nichts nützen würde. Dieſe Bemerkung möchte ich auf jenen Satz des Spinoza anwenden, den ich oben mit ſeinen eignen Worten mitgetheilt, und wonach der Gottheit nicht bloß die zwei erkennbaren Attribute, Denken und Ausdehnung, ſondern vielleicht auch andere, für uns unerkennbare Attribute gebühren.

Was wir nicht erkennen können, hat für uns keinen Werth, wenigstens keinen Werth auf dem socialen Standpunkte, wo es gilt, das im Geiste Erkannte zur leiblichen Erscheinung zu bringen. In unserer Erklärung des Wesens Gottes nehmen wir daher Bezug nur auf jene zwei erkennbare Attribute. Und dann ist ja doch am Ende Alles, was wir Attribute Gottes nennen, nur eine verschiedene Form unserer Anschauung, und diese verschiedenen Formen sind identisch in der absoluten Substanz. Der Gedanke ist am Ende nur die unsichtbare Ausdehnung und die Ausdehnung ist nur der sichtbare Gedanke. Hier gerathen wir in den Hauptsatz der deutschen Identitätsphilosophie, die in ihrem Wesen durchaus nicht von der Lehre des Spinoza verschieden ist. Mag immerhin Herr Schelling dagegen eifern, dass seine Philosophie von dem Spinozismus verschieden sei, dass sie mehr „eine lebendige Durchdringung des Idealen und Realen" sei, dass sie sich von dem Spinozismus unterscheide, „wie die ausgebildeten griechischen Statuen von den starr ägyptischen Originalen": dennoch muss ich aufs bestimmteste erklären, dass sich Herr Schelling in seiner früheren Periode, wo er noch ein Philosoph war, nicht im Geringsten von Spinoza unterschied. Nur auf einem andern Wege ist er zu derselben Philosophie ge-

langt, und Das habe ich ſpäterhin zu erläutern, wenn ich erzähle, wie Kant eine neue Bahn betritt, Fichte ihm nachfolgt, Herr Schelling wieder in Fichte's Fußſtapfen weiterſchreitet und, durch das Walddunkel der Naturphiloſophie umherirrend, endlich dem großen Standbilde Spinoza's, Angeſicht zu Angeſicht, gegenüberſteht.

Die neuere Naturphiloſophie hat bloß das Verdienſt, daſs ſie den ewigen Parallelismus, der zwiſchen dem Geiſte und der Materie herrſcht, aufs ſcharfſinnigſte nachgewieſen. Ich ſage Geiſt und Materie, und dieſe Ausdrücke brauche ich als gleichbedeutend für Das, was Spinoza Gedanken und Ausdehnung nennt. Gewiſſermaßen gleichbedeutend iſt auch Das, was unſere Naturphiloſophen Geiſt und Natur, oder das Ideale und das Reale nennen.

Ich werde in der Folge weniger das Syſtem als vielmehr die Anſchauungsweiſe des Spinoza mit dem Namen Pantheismus bezeichnen. Bei letzterem wird, eben ſo gut wie bei dem Deismus, die Einheit Gottes angenommen. Aber der Gott des Pantheiſten iſt in der Welt ſelbſt, nicht indem er ſie mit ſeiner Göttlichkeit durchdringt in der Weiſe, die einſt der heilige Auguſtin zu veranſchaulichen ſuchte, als er Gott mit einem großen See und die Welt mit einem großen Schwamm verglich,

der in der Mitte läge und die Gottheit einſauge; nein, die Welt iſt nicht bloß gottgetränkt, gottgeſchwängert, ſondern ſie iſt identiſch mit Gott. „Gott," welcher von Spinoza die eine Subſtanz und von den deutſchen Philoſophen das Abſolute genannt wird, „iſt Alles, was da iſt," er iſt ſowohl Materie wie Geiſt, Beides iſt gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, iſt eben ſo ſündhaft, wie Der, welcher ſündigt gegen den heiligen Geiſt.

Der Gott des Pantheiſten unterſcheidet ſich alſo von dem Gotte des Deiſten dadurch, daſs er in der Welt ſelbſt iſt, während Letzterer ganz außer oder, was Daſſelbe iſt, über der Welt iſt. Der Gott des Deiſten regiert die Welt von oben herab, als ein von ihm abgeſondertes Etabliſſement. Nur in Betreff der Art dieſes Regierens differenzieren unter einander die Deiſten. Die Hebräer denken ſich Gott als einen donnernden Tyrannen; die Chriſten als einen liebenden Vater; die Schüler Rouſſeau's, die ganze Genfer Schule, denken ſich ihn als einen weiſen Künſtler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa ſeine Uhren verfertigt, und als Kunſtverſtändige bewundern ſie das Werk und preiſen den Meiſter dort oben.

Dem Deiſten, welcher alſo einen außerweltlichen oder überweltlichen Gott annimmt, iſt nur

der Geist heilig, indem er letzteren gleichsam als den göttlichen Athem betrachtet, den der Weltschöpfer dem menschlichen Leibe, dem aus Lehm gekneteten Werk seiner Hände eingeblasen hat. Die Juden achteten daher den Leib als etwas Geringes, als eine armselige Hülle des Ruach hakodasch, des heiligen Hauchs, des Geistes, und nur diesem widmeten sie ihre Sorgfalt, ihre Ehrfurcht, ihren Kultus. Sie wurden daher ganz eigentlich das Volk des Geistes, keusch, genügsam, ernst, abstrakt, halsstarrig, geeignet zum Martyrthum, und ihre sublimste Blüthe ist Jesus Christus. Dieser ist im wahren Sinne des Wortes der inkarnierte Geist, und tiefsinnig bedeutungsvoll ist die schöne Legende, dass ihn eine leiblich unberührte, immakulierte Jungfrau nur durch geistige Empfängnis zur Welt gebracht habe.

Hatten aber die Juden den Leib nur mit Geringschätzung betrachtet, so sind die Christen auf dieser Bahn noch weiter gegangen, und betrachteten ihn als etwas Verwerfliches, als etwas Schlechtes, als das Übel selbst. Da sehen wir nun einige Jahrhunderte nach Christi Geburt eine Religion emporsteigen, welche ewig die Menschheit in Erstaunen setzen und den spätesten Geschlechtern die schauerlichste Bewunderung abtrotzen wird. Ja, es ist eine große, heilige, mit unendlicher Seligkeit erfüllte

Religion, die dem Geiste auf dieser Erde die unbedingteste Herrschaft erobern wollte. — Aber diese Religion war eben allzu erhaben, allzu rein, allzu gut für diese Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proklamiert, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Versuch einer Ausführung dieser Idee hat in der Geschichte unendlich viel' herrliche Erscheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon singen und sagen. Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen, ist jedoch, wie wir endlich sehen, aufs kläglichste verunglückt, und dieser unglückliche Versuch hat der Menschheit Opfer gekostet, die unberechenbar sind, und trübselige Folge derselben ist unser jetziges sociales Unwohlsein in ganz Europa. Wenn wir noch, wie Viele glauben, im Jugendalter der Menschheit leben, so gehörte das Christenthum gleichsam zu ihren überspanntesten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Christenthum den Händen Cäsar's und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, Ersterem die Suprematie abzusprechen und Letztere in der öffentlichen Meinung zu fletrieren — aber siehe! das gehasste Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende

die Obergewalt, und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständnis ist sogar eine solidarische Allianz geworden. Nicht bloß die römischen, sondern auch die englischen, die preußischen, kurz alle privilegierten Priester haben sich verbündet mit Cäsar und Konsorten zur Unterdrückung der Völker. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde. Zu dieser Einsicht gelangen schon einige Priester, und um die Religion zu retten, geben sie sich das Ansehen, als entsagten sie jener verderblichen Alliance, und sie laufen über in unsere Reihen*), sie setzen die rothe Mütze auf, sie schwören Tod und Haſs allen Königen, den sieben Blutsäufern, sie verlangen die irdische Gütergleichheit, sie fluchen trotz Marat und Robespierre. — Unter uns gesagt, wenn ihr sie genau betrachtet, so findet ihr, sie lesen Messe in der Sprache des Jakobinismus, und wie sie einst dem Cäsar das Gift beigebracht, versteckt in der Hostie, so suchen sie jetzt dem Volke ihre Hostien beizubringen,

*) Hier folgen in den französischen Ausgaben die Worte: „und hüllen sich in unsere Farben". Dagegen fehlen dort die nachfolgenden Zeilen bis zum Schlusse des Absatzes.

Der Herausgeber.

indem sie solche in revolutionärem Gifte verstecken; denn sie wissen, wir lieben dieses Gift.

Vergebens jedoch ist all euer Bemühen! Die Menschheit ist aller Hostien überdrüßig, und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brot und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Tugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Da ist wahrlich nicht mehr die Rede davon, das Schwert in den Händen des Cäsar's und gar den Säckel in den Händen seiner Knechte zu lassen. Dem Fürstendienst wird die privilegierte Ehre entrissen, und die Industrie wird der alten Schmach entlastet*). Die nächste Aufgabe ist, gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten

*) Diese beiden Sätze fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletriert, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mussten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest.

Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste. Puruşa wird wieder vermählt mit Prakriti. Durch ihre gewaltsame Trennung, wie in der indischen Mythe so sinnreich dargestellt wird, entstand die große Weltzerrissenheit, das Übel.

Wisst ihr nun, was in der Welt das Übel ist? Die Spiritualisten haben uns immer vorgeworfen, daſs bei der pantheistischen Ansicht der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen aufhöre. Das Böse ist aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eigenen Weltanschauung, anderen

Theils ist es ein reelles Ergebnis ihrer eigenen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanschauung ist die Materie an und für sich böse, was doch wahrlich eine Verleumdung ist, eine entsetzliche Gotteslästerung. Die Materie wird nur alsdann böse, wenn sie heimlich konspirieren muss gegen die Usurpationen des Geistes, wenn der Geist sie fletriert hat und sie sich aus Selbstverachtung prostituiert, oder wenn sie gar mit Verzweiflungshass sich an dem Geiste rächt; und somit wird das Übel nur ein Resultat der spiritualistischen Welteinrichtung.

Gott ist identisch mit der Welt. Er manifestiert sich in den Pflanzen, die ohne Bewusstsein ein kosmisch-magnetisches Leben führen. Er manifestiert sich in den Thieren, die in ihrem sinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Existenz empfinden. Aber am herrlichsten manifestiert er sich in dem Menschen, der zugleich fühlt und denkt, der sich selbst individuell zu unterscheiden weiß von der objektiven Natur, und schon in seiner Vernunft die Ideen trägt, die sich ihm in der Erscheinungswelt kundgeben. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewusstsein, und solches Selbstbewusstsein offenbart sie wieder durch den Menschen. Aber Dieses geschieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menschen, sondern in und durch die Ge-

sammtheit der Menschen, so dass jeder Mensch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffasst und darstellt, alle Menschen zusammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffassen und darstellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen bestimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kundzugeben, eine Reihe von Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen, und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine That, und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen, sie ist eine Inkarnation Gottes!

Es ist eine irrige Meinung, dass diese Religion, der Pantheismus, die Menschen zum Indifferentismus führe. Im Gegentheil, das Bewusstsein seiner Göttlichkeit wird den Menschen auch zur Kundgebung derselben begeistern, und jetzt erst werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums diese Erde verherrlichen.

Die politische Revolution, die sich auf die Principien des französischen Materialismus stützt, wird in den Pantheisten keine Gegner finden, sondern

Gehilfen, aber Gehilfen, die ihre Überzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiösen Syntheſe, geſchöpft haben. Wir befördern das Wohlſein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialiſten den Geiſt miſsachten, ſondern weil wir wiſſen, daſs die Göttlichkeit des Menſchen ſich auch in ſeiner leiblichen Erſcheinung kundgiebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerſtört oder aviliert, und der Geiſt dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revolution, das Saint-Juſt ausgeſprochen: Le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: Le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menſchenrechte des Volks, ſondern für die Gottesrechte des Menſchen. Hierin und in noch manchen andern Dingen unterſcheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sanskülotten ſein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präſidenten; wir ſtiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeſeligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltſame Sitten und ungewürzte Genüſſe; wir hingegen verlangen Nektar und Ambroſia, Purpurmäntel, koſtbare Wohlgerüche, Wolluſt und Pracht, lachenden Nymphentanz, Muſik und Komödien. — Seid deſshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner! Auf

eure cenſoriſchen Vorwürfe entgegnen wir euch, was ſchon ein Narr des Shakſpeare ſagte: Meinſt du, weil du tugendhaft biſt, ſolle es auf dieſer Erde keine angenehmen Torten und keinen ſüßen Sekt mehr geben?

Die Saint-Simoniſten haben Etwas der Art begriffen und gewollt. Aber ſie ſtanden auf ungünſtigem Boden, und der umgebende Materialismus hat ſie niedergedrückt, wenigſtens für einige Zeit. In Deutſchland hat man ſie beſſer gewürdigt. Denn Deutſchland iſt der gedeihlichſte Boden des Pantheismus; dieſer iſt die Religion unſerer größten Denker, unſerer beſten Künſtler, und der Deismus, wie ich ſpäter erzählen werde, iſt dort längſt in der Theorie geſtürzt. Er erhält ſich dort nur noch in der gedankenloſen Maſſe, ohne vernünftige Berechtigung, wie ſo manches Andere*). Man ſagt es nicht, aber Jeder weiß es; der Pantheismus iſt das öffentliche Geheimnis in Deutſchland. In der That, wir ſind dem Deismus entwachſen. Wir ſind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir ſind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorſorge. Auch ſind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus iſt eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Der Pantheismus ist die verborgene Religion Deutschlands, und dass es dahin kommen würde, haben diejenigen deutschen Schriftsteller vorausgesehen, die schon vor funfzig Jahren so sehr gegen Spinoza eiferten. Der wüthendste dieser Gegner Spinoza's war Fr. Heinr. Jakobi, dem man zuweilen die Ehre erzeigt, ihn unter den deutschen Philosophen zu nennen. Er war Nichts als ein zänkischer Schleicher, der sich in dem Mantel der Philosophie vermummte, und sich bei den Philosophen einschlich, ihnen erst Viel von seiner Liebe und weichem Gemüthe vorwimmerte und dann auf die Vernunft losschmähte. Sein Refrain war immer, die Philosophie, die Erkenntnis durch Vernunft sei eitel Wahn, die Vernunft wisse selbst nicht, wohin sie führe, sie bringe den Menschen in ein dunkles Labyrinth von Irrthum und Widerspruch, und nur der Glaube könne ihn sicher leiten. Der Maulwurf! er sah nicht, dass die Vernunft der ewigen Sonne gleicht, die, während sie droben sicher einherwandelt, sich selber mit ihrem eignen Lichte ihren Pfad beleuchtet. Nichts gleicht dem frommen, gemüthlichen Hasse des kleinen Jakobi gegen den großen Spinoza*).

*) „Gegen Spinoza, den großen Atheisten" steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Merkwürdig ist es, wie die verschiedensten Parteien gegen Spinoza gekämpft. Sie bilden eine Armee, deren bunte Zusammensetzung den spaßhaftesten Anblick gewährt. Neben einem Schwarm schwarzer und weißer Kapuzen, mit Kreuzen und dampfenden Weihrauchfässern, marschiert die Phalanx der Encyklopädisten, die ebenfalls gegen diesen penseur téméraire eifern. Neben dem Rabbiner der Amsterdammer Synagoge, der mit dem Bockshorn des Glaubens zum Angriff bläst, wandelt Arouet de Voltaire, der mit der Pickelflöte der Persifflage zum Besten des Deismus musiciert. Dazwischen greint das alte Weib Jakobi, die Marketenderin dieser Glaubensarmee.

Wir entrinnen so schnell als möglich solchem Charivari. Zurückkehrend von unserem pantheistischen Ausflug, gelangen wir wieder zur Leibnitzischen Philosophie, und haben ihre weiteren Schicksale zu erzählen.

Leibnitz hatte seine Werke, die ihr kennt, theils in lateinischer, theils in französischer Sprache geschrieben. Christian Wolf heißt der vortreffliche Mann, der die Ideen des Leibnitz nicht bloß systematisierte, sondern auch in deutscher Sprache vortrug. Sein eigentliches Verdienst besteht nicht darin, daſs er die Ideen des Leibnitz in ein festes

System einschloss, noch weniger darin, dass er sie durch die deutsche Sprache dem größeren Publikum zugänglich machte; sein Verdienst besteht darin, dass er uns anregte, auch in unserer Muttersprache zu philosophieren. Wie wir bis Luther die Theologie, so haben wir bis Wolf die Philosophie nur in lateinischer Sprache zu behandeln gewusst. Das Beispiel einiger Wenigen, die schon vorher Dergleichen auf Deutsch vortrugen, blieb ohne Erfolg; aber der Literarhistoriker muss ihrer mit besonderem Lobe gedenken. Hier erwähnen wir daher namentlich des Johannes Tauler, eines Dominikanermönchs, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Rheine geboren, und 1361 eben daselbst, ich glaube zu Straßburg, gestorben ist. Er war ein frommer Mann und gehörte zu jenen Mystikern, die ich als die platonische Partei des Mittelalters bezeichnet habe. In den letzten Jahren seines Lebens entsagte dieser Mann allem gelehrten Dünkel, schämte sich nicht, in der demüthigen Volkssprache zu predigen, und diese Predigten, die er aufgezeichnet, so wie auch die deutschen Übersetzungen, die er von einigen seiner früheren lateinischen Predigten mitgetheilt, gehören zu den Denkmälern der deutschen Sprache. Denn hier zeigt sie schon, dass sie zu metaphysischen Untersuchungen nicht bloß tauglich,

sondern weit geeigneter ist als die lateinische. Diese letztere, die Sprache der Römer, kann nie ihren Ursprung verleugnen. Sie ist eine Kommandosprache für Feldherren, eine Dekretalsprache für Administratoren, eine Justizsprache für Wucherer, eine Lapidarsprache für das steinharte Römervolk. Sie wurde die geeignete Sprache für den Materialismus. Obgleich das Christenthum mit wahrhaft christlicher Geduld länger als ein Jahrtausend sich damit abgequält, diese Sprache zu spiritualisieren, so ist es ihm doch nicht gelungen; und als Johannes Tauler sich ganz versenken wollte in die schauerlichsten Abgründe des Gedankens, und als sein Herz am heiligsten schwoll, da musste er deutsch sprechen. Seine Sprache ist wie ein Bergquell, der aus harten Felsen hervorbricht, wunderbar geschwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnisvollen Steinkräften. Aber erst in neuerer Zeit war die Benutzbarkeit der deutschen Sprache für die Philosophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimstes Werk offenbaren können, wie in unserer lieben deutschen Muttersprache. Nur auf der starken Eiche konnte die heilige Mistel gedeihen.

Hier wäre wohl der Ort zur Besprechung des Paracelsus oder, wie er sich nannte, des Theophra-

ſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim. Denn auch er ſchrieb meiſtens deutſch. Aber ich habe ſpäter in einer noch bedeutungsvolleren Beziehung von ihm zu reden. Seine Philoſophie war nämlich Das, was wir heut zu Tage Naturphiloſophie nennen, und eine ſolche Lehre von der ideenbelebten Natur, wie ſie dem deutſchen Geiſte ſo geheimnisvoll zuſagt, hätte ſich ſchon damals bei uns ausgebildet, wenn nicht durch zufälligen Einfluſs die lebloſe, mechaniſtiſche Phyſik der Carteſianer allgemein herrſchend geworden wäre. Paracelſus war ein großer Charlatan, und trug immer einen Scharlachrock, eine Scharlachhoſe, rothe Strümpfe und einen rothen Hut, und behauptete, homunculi, kleine Menſchen, machen zu können, wenigſtens ſtand er in vertrauter Bekanntſchaft mit verborgenen Weſen, die in den verſchiedenen Elementen hauſen — aber er war zugleich einer der tiefſinnigſten Naturkundigen, die mit deutſchem Forſcherherzen den vorchriſtlichen Volksglauben, den germaniſchen Pantheismus begriffen, und, was ſie nicht wuſſten, ganz richtig geahnt haben.

Von Jakob Böhm ſollte eigentlich auch hier die Rede ſein. Denn er hat ebenfalls die deutſche Sprache zu philoſophiſchen Darſtellungen benutzt und wird in dieſem Betracht ſehr gelobt. Aber ich habe mich noch nie entſchließen können ihn zu leſen.

Ich laſs mich nicht gern zum Narren halten. Ich habe nämlich die Lobredner dieſes Myſtikers in Verdacht, daſs ſie das Publikum myſtificieren wollen. Was den Inhalt ſeiner Werke betrifft, ſo hat euch ja Saint-Martin Einiges davon in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt. Auch die Engländer haben ihn überſetzt. Karl I. hatte von dieſem theoſophiſchen Schuſter eine ſo große Idee, daſs er eigens einen Gelehrten zu ihm nach Wörlitz ſchickte, um ihn zu ſtudieren. Dieſer Gelehrte war glücklicher als ſein königlicher Herr. Denn während Dieſer zu Whitehall den Kopf verlor durch Cromwell's Beil, hat Jener zu Wörlitz durch Jakobs Böhm's Theoſophie nur den Verſtand verloren.

Wie ich bereits geſagt, erſt Chriſtian Wolf hat mit Erfolg die deutſche Sprache in die Philoſophie eingeführt. Sein geringeres Verdienſt war ſein Syſtematiſieren und ſein Populariſieren der Leibnitziſchen Ideen. Beides unterliegt ſogar dem größten Tadel, und wir müſſen beiläufig Deſſen erwähnen. Sein Syſtematiſieren war nur eitel Schein, und das Wichtigſte der Leibnitziſchen Philoſophie war dieſem Scheine geopfert, z. B. der beſte Theil der Monadenlehre. Leibnitz hatte freilich kein ſyſtematiſches Lehrgebäude hinterlaſſen, ſondern nur die dazu nöthigen Ideen. Eines Rieſen bedurfte es,

um die koloſſalen Quadern und Säulen zuſammenzuſetzen, die ein Rieſe aus den tiefſten Marmorbrüchen hervorgeholt und zierlich ausgemeißelt hatte. Das wär' ein ſchöner Tempel geworden. Chriſtian Wolf jedoch war von ſehr unterſetzter Statur und konnte nur einen Theil ſolcher Baumateralien bemeiſtern, und er verarbeitete ſie zu einer kümmerlichen Stiftshütte des Deismus. Wolf war mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſyſtematiſcher, und die Einheit einer Lehre begriff er nur unter der Form der Vollſtändigkeit. Er war zufrieden mit einem gewiſſen Fachwerk, wo die Fächer ſchönſtens geordnet, beſtens gefüllt und mit deutlichen Etiketten verſehen ſind. So gab er uns eine „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften." Daſs er, der Enkel des Descartes, die großväterliche Form der mathematiſchen Beweisführung geerbt hat, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe mathematiſche Form habe ich bereits bei Spinoza gerügt. Durch Wolf ſtiftete ſie großes Unheil. Sie degenerierte bei ſeinen Schülern zum unleidlichſten Schematismus und zur lächerlichen Manie, Alles in mathematiſcher Weiſe zu demonſtrieren. Es entſtand der ſogenannte Wolf'ſche Dogmatismus. Alles tiefere Forſchen hörte auf, und ein langweiliger Eifer nach Deutlichkeit trat an deſſen Stelle. Die Wolf'ſche Philoſophie wurde

immer wässriger und überschwemmte endlich ganz Deutschland. Die Spuren dieser Sündfluth sind noch heut zu Tage bemerkbar, und hie und da auf unseren höchsten Musensitzen findet man noch alte Fossilien aus der Wolf'schen Schule.

Christian Wolf wurde geboren 1679 zu Breslau und starb 1754 zu Halle. Über ein halbes Jahrhundert dauerte seine Geistesherrschaft in Deutschland. Sein Verhältnis zu den Theologen jener Tage müssen wir besonders erwähnen, und wir ergänzen damit unsere Mittheilungen über die Schicksale des Lutherthums.

In der ganzen Kirchengeschichte giebt es keine verwickeltere Partie, als die Streitigkeiten der protestantischen Theologen seit dem dreißigjährigen Krieg. Nur das spitzfindige Gezänke der Byzantiner ist damit zu vergleichen; jedoch war dieses nicht so langweilig, da große, staatsinteressante Hofintriguen sich dahinter versteckten, statt dass die protestantische Klopffechterei meistens in dem Pedantismus enger Magisterköpfe und Schulfüchse ihren Grund hatte. Die Universitäten, besonders Tübingen, Wittenberg, Leipzig und Halle, sind die Schauplätze jener theologischen Kämpfe. Die zwei Parteien, die wir im katholischen Gewande während dem ganzen Mittel-

alter kämpfen ſahen, die platoniſche und die ariſtoteliſche, haben nur Koſtüme gewechſelt, und befehden ſich nach wie vor. Das ſind die Pietiſten und die Orthodoxen, deren ich ſchon oben erwähnt, und die ich als Myſtiker ohne Phantaſie und Dogmatiker ohne Geiſt bezeichnet habe. Johannes Spener war der Scotus Erigena des Proteſtantismus, und wie Dieſer durch ſeine Überſetzung des fabelhaften Dionyſius Areopagita den katholiſchen Myſticismus begründet, ſo begründete Jener den proteſtantiſchen Pietismus durch ſeine Erbauungsverſammlungen, colloquia pietatis, woher vielleicht der Name Pietiſten ſeinen Anhängern geblieben iſt. Er war ein frommer Mann, Ehre ſeinem Andenken. Ein Berliner Pietiſt, Herr Franz Horn, hat eine gute Biographie von ihm geliefert. Das Leben Spener's iſt ein beſtändiges Martyrthum für die chriſtliche Idee. Er war in dieſem Betracht ſeinen Zeitgenoſſen überlegen. Er drang auf gute Werke und Frömmigkeit, er war vielmehr ein Prediger des Geiſtes als des Wortes. Sein homiletiſches Weſen war damals löblich. Denn die ganze Theologie, wie ſie auf den erwähnten Univerſitäten gelehrt wurde, beſtand nur in engbrüſtiger Dogmatik und wortklaubender Polemik. Exegeſe und Kirchengeſchichte wurden ganz bei Seite geſetzt.

Ein Schüler jenes Spener's, Hermann Franke, begann in Leipzig Vorleſungen zu halten nach dem Beiſpiele und im Sinne ſeines Lehrers. Er hielt ſie auf Deutſch, ein Verdienſt, welches wir immer gern mit Anerkennung erwähnen. Der Beifall, den er dabei erwarb, erregte den Neid ſeiner Kollegen, die deſshalb unſerem armen Pietiſten das Leben ſehr ſauer machten. Er muſſte das Feld räumen, und er begab ſich nach Halle, wo er mit Wort und That das Chriſtenthum lehrte. Sein Andenken iſt dort unverwelklich, denn er iſt der Stifter des Halle'ſchen Waiſenhauſes. Die Univerſität Halle ward nun bevölkert von Pietiſten, und man nannte ſie „die Waiſenhauspartei.“ Nebenbei geſagt, dieſe hat ſich dort bis auf heutigen Tag erhalten; Halle iſt noch bis jetzt die Taupinière der Pietiſten, und ihre Streitigkeiten mit den proteſtantiſchen Rationaliſten haben noch vor einigen Jahren einen Skandal erregt, der durch ganz Deutſchland ſeinen Miſsduft verbreitete. Glückliche Franzoſen, die ihr Nichts davon gehört habt! Sogar die Exiſtenz jener evangeliſchen Klatſchblätter, worin die frommen Fiſchweiber der proteſtantiſchen Kirche ſich weiblich ausgeſchimpft, iſt euch unbekannt geblieben. Glückliche Franzoſen, die ihr keinen Begriff davon habt, wie hämiſch, wie kleinlich, wie widerwärtig unſre

evangeliſchen Prieſter einander begeifern können. Ihr wiſſt, ich bin kein Anhänger des Katholicismus. In meinen jetzigen religiöſen Überzeugungen lebt zwar nicht mehr die Dogmatik, aber doch immer der Geiſt des Proteſtantismus*). Ich bin alſo für die proteſtantiſche Kirche noch immer parteiiſch. Und doch muſs ich der Wahrheit wegen eingeſtehen, daſs ich nie in den Annalen des Papismus ſolche Miſerabilitäten gefunden habe, wie in der Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung bei dem erwähnten Skandal zum Vorſchein kamen. Die feigſten Mönchstücken, die kleinlichſten Kloſterränke ſind noch immer noble Gutmüthigkeiten in Vergleichung mit den chriſtlichen

*) In den franzöſiſchen Ausgaben findet ſich, ſtatt obigen Satzes, die ausführlichere Stelle: „Der Proteſtantismus war für mich mehr als eine Religion, er war für mich eine Sendung, und ſeit vierzehn Jahren kämpfe ich für ſeine Intereſſen gegen die Ränke der deutſchen Jeſuiten. Später freilich erloſch meine Sympathie für das Dogma, und ich erklärte offenherzig in meinen Schriften, mein ganzer Proteſtantismus beſtände nur noch in der Thatſache, daſs ich als evangeliſcher Chriſt in die Kirchenbücher der lutheriſchen Gemeinde eingetragen ſei . . . Aber eine geheime Vorliebe für Das, wofür wir einſtmals gekämpft und gelitten, bleibt immer in unſerm Herzen, und in meinen jetzigen religiöſen Überzeugungen lebt noch der Geiſt des Proteſtantismus.“

Der Herausgeber.

Heldenthaten, die unſere proteſtantiſchen Orthodoxen und Pietiſten gegen die verhaſſten Rationaliſten ausübten. Von dem Haſs, der bei ſolchen Gelegenheiten zum Vorſchein kommt, habt ihr Franzoſen keinen Begriff. Die Deutſchen ſind aber überhaupt vindikativer als die romaniſchen Völker.

Das kommt daher, ſie ſind Idealiſten auch im Haſs. Wir haſſen uns nicht um Außendinge, wie ihr, etwa wegen beleidigter Eitelkeit, wegen eines Epigramms, wegen einer nicht erwiederten Viſitenkarte, nein, wir haſſen bei unſern Feinden das Tiefſte, das Weſentlichſte, das in ihnen iſt, den Gedanken. Ihr Franzoſen ſeid leichtfertig und oberflächlich, wie in der Liebe, ſo auch im Haſs. Wir Deutſchen haſſen gründlich, dauernd; da wir zu ehrlich, auch zu unbeholfen ſind, um uns mit ſchneller Perfidie zu rächen, ſo haſſen wir bis zu unſerem letzten Athemzug.

Ich kenne, mein Herr, dieſe deutſche Ruhe, ſagte jüngſt eine Dame, indem ſie mich mit großgeöffneten Augen ungläubig und beängſtigt anſah; ich weiß, ihr Deutſchen gebraucht daſſelbe Wort für Verzeihen und Vergiften. Und in der That, ſie hat Recht, das Wort Vergeben bedeutet Beides.

Es waren nun, wenn ich nicht irre, die Halle'ſchen Orthodoxen, welche in ihrem Kampfe mit den

eingesiedelten Pietisten die Wolf'sche Philosophie zu Hilfe riefen. Denn die Religion, wenn sie uns nicht mehr verbrennen kann, kommt sie bei uns betteln. Aber alle unsere Gaben bringen ihr schlechten Gewinn. Das mathematische, demonstrative Gewand, womit Wolf die arme Religion recht liebevoll eingekleidet hatte, passte ihr so schlecht, dass sie sich noch beengter fühlte und in dieser Beengnis sehr lächerlich machte. Überall platzten die schwachen Nähte. Besonders der verschämte Theil, die Erbsünde, trat hervor in seiner grellsten Blöße. Hier half kein logisches Feigenblatt. Christlich lutherische Erbsünde und Leibnitz-Wolf'scher Optimismus sind unverträglich. Die französische Persifflage des Optimismus missfiel daher am wenigsten unseren Theologen. Voltaire's Witz kam der nackten Erbsünde zu Gute. Der deutsche Pangloss hat aber durch die Vernichtung des Optimismus sehr Viel verloren und suchte lange nach einer ähnlichen Trostlehre, bis das Hegel'sche Wort „Alles was ist, ist vernünftig!" ihm einigen Ersatz bot.

Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philosophie Hilfe begehrt, ist ihr Untergang unabwendlich. Sie sucht sich zu vertheidigen und schwatzt sich immer tiefer ins Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Absolutismus, darf sich nicht

juſtificieren. Prometheus wird an den Felſen gefeſſelt von der ſchweigenden Gewalt. Ja, Äſchylus läſſt die perſonificierte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muſs ſtumm ſein. Sobald die Religion einen räſonnierenden Katechismus drucken läſſt, ſobald der politiſche Abſolutismus eine officielle Staatszeitung herausgiebt, haben beide ein Ende. Aber Das iſt eben unſer Triumph, wir haben unſere Gegner zum Sprechen gebracht, und ſie müſſen uns Rede ſtehn.

Es iſt freilich nicht zu leugnen, daſs der religiöſe Abſolutismus, eben ſo wie der politiſche, ſehr gewaltige Organe ſeines Wortes gefunden hat. Doch laſſt uns darob nicht bange ſein. Lebt das Wort, ſo wird es von Zwergen getragen; iſt das Wort todt, ſo können es keine Rieſen aufrecht erhalten*).

Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hilfe ſuchte bei der Philoſophie, wurden von den deutſchen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angeſtellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm ſich dabei ungefähr wie Medea bei der Verjüngung des Königs Äſon. Zuerſt wurde

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

ihr zur Ader gelaſſen, alles abergläubiſche Blut wurde ihr langſam abgezapft; um mich bildlos auszudrücken, es wurde der Verſuch gemacht, allen hiſtoriſchen Inhalt aus dem Chriſtenthume herauszunehmen und nur den moraliſchen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Chriſtenthum zu einem reinen Deismus. Chriſtus hörte auf Mitregent Gottes zu ſein, er wurde gleichſam mediatiſiert, und nur noch als Privatperſon fand er anerkennende Verehrung. Seinen moraliſchen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Menſch er geweſen ſei. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, ſo erklärte man ſie phyſikaliſch oder man ſuchte ſo wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, ſagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente ſich ihrer gleichſam als Annonce. Dieſe Theologen, die alles Hiſtoriſche aus dem Chriſtenthume ſchieden, heißen Rationaliſten, und gegen Dieſe wendete ſich ſowohl die Wuth der Pietiſten als auch der Orthodoxen, die ſich ſeitdem minder heftig befehdeten und nicht ſelten verbündeten. Was die Liebe nicht vermochte, Das vermochte der gemeinſchaftliche Haſs, der Haſs gegen die Rationaliſten.

Dieſe Richtung in der proteſtantiſchen Theologie*) beginnt mit dem ruhigen Semler, den ihr nicht kennt, erſtieg ſchon eine beſorgliche Höhe mit dem klaren Teller, den ihr auch nicht kennt, und erreichte ihren Gipfel mit dem ſeichten Bahrdt, an deſſen Bekanntſchaft ihr Nichts verliert. Die ſtärkſten Anregungen kamen von Berlin, wo Friedrich der Große und der Buchhändler Nicolai regierten.

Über Erſteren, den gekrönten Materialismus, ſeid ihr hinlänglich unterrichtet. Ihr wiſſt, daſs er franzöſiſche Verſe machte, ſehr gut die Flöte blies, die Schlacht bei Roßbach gewann, viel Tabak ſchnupfte und nur an Kanonen glaubte. Einige von euch haben gewiſs auch Sansſouci beſucht, und der alte Invalide, der dort Schloſswart, hat euch in der Bibliothek die franzöſiſchen Romane gezeigt, die Friedrich als Kronprinz in der Kirche las, und die er in ſchwarzen Maroquin einbinden laſſen, damit ſein geſtrenger Vater glaubte, er läſe in einem lutheriſchen Geſangbuche. Ihr kennt ihn, den königlichen Weltweiſen, den ihr den Salomo des Nordens genannt habt. Frankreich war das Ophir dieſes nor-

*) „Dieſe Reform der proteſtantiſchen Theologie" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

diſchen Salomo's, und von dorther erhielt er ſeine Poeten und Philoſophen, für die er eine große Vorliebe hegte, gleich dem Salomo des Südens, welcher, wie ihr im Buche der Könige, Kapitel X., leſen könnt, durch ſeinen Freund Hiram ganze Schiffsladungen von Gold, Elfenbein, Poeten und Philoſophen aus Ophir kommen ließ *). Wegen ſolcher Vorliebe für ausländiſche Talente konnte nun freilich Friedrich der Große keinen allzugroßen Einfluſs auf den deutſchen Geiſt gewinnen. Er beleidigte vielmehr, er kränkte das deutſche Nationalgefühl. Die Verachtung, die Friedrich der Große unſerer Literatur angedeihen ließ, muſs ſogar uns Enkel noch verdrießen. Außer dem alten Gellert hatte Keiner Derſelben ſich ſeiner allergnädigſten Huld zu erfreuen. Die Unterredung, die er mit Demſelben führte, iſt merkwürdig.

Hat aber Friedrich der Große uns verhöhnt, ohne uns zu unterſtützen, ſo unterſtützte uns deſto mehr der Buchhändler Nicolai, ohne daſs wir deſs-

*) In den franzöſiſchen Ausgaben iſt hier die betreffende Stelle aus dem 1. Buch der Könige (X, 22) in lateiniſcher Sprache nach der Vulgata citiert: „Classis regis per mare cum classe Hiram semel per tres annos ibat, deferens inde aurum et argentum, et dentes elephantorum, et simias et pavos.“ Der Herausgeber.

halb Bedenken trugen, ihn zu verhöhnen. Dieſer Mann war ſein ganzes Leben lang unabläſſig thätig für das Wohl des Vaterlandes, er ſcheute weder Mühe noch Geld, wo er etwas Gutes zu befördern hoffte, und doch iſt noch nie in Deutſchland ein Mann ſo grauſam, ſo unerbittlich, ſo zernichtend verſpottet worden, wie eben dieſer Mann. Obgleich wir, die Spätergeborenen, recht wohl wiſſen, daſs der alte Nicolai, der Freund der Aufklärung, ſich in der Hauptſache durchaus nicht irrte; obgleich wir wiſſen, daſs es meiſtens unſere eignen Feinde, die Obſkuranten geweſen, die ihn zu Grunde perſifflert, ſo können wir doch nicht mit ganz ernſthaftem Geſichte an ihn denken. Der alte Nicolai ſuchte in Deutſchland Daſſelbe zu thun, was die franzöſiſchen Philoſophen in Frankreich gethan: er ſuchte die Vergangenheit im Geiſte des Volks zu vernichten; eine löbliche Vorarbeit, ohne welche keine radikale Revolution ſtattfinden kann. Aber vergebens, er war ſolcher Arbeit nicht gewachſen. Die alten Ruinen ſtanden noch zu feſt, und die Geſpenſter ſtiegen daraus hervor und verhöhnten ihn; dann aber wurde er ſehr unwirſch, und ſchlug blind drein, und die Zuſchauer lachten, wenn ihm die Fledermäuſe um die Ohren ziſchten und ſich in ſeiner wohlgepuderten Perücke verfingen. Auch geſchah es wohl zuweilen, daſs er

Windmühlen für Rieſen anſah und dagegen focht. Noch ſchlimmer aber bekam es ihm, wenn er manchmal wirkliche Rieſen für bloße Windmühlen anſah, z. B. einen Wolfgang Goethe. Er ſchrieb eine Satire gegen Deſſen Werther, worin er alle Intentionen des Autors aufs plumpſte verkannte. Indeſſen, in der Hauptſache hatte er immer Recht; wenn er auch nicht begriffen, was Goethe mit ſeinem Werther eigentlich ſagen wollte, ſo begriff er doch ganz gut deſſen Wirkung, die weichliche Schwärmerei, die unfruchtbare Sentimentalität, die durch dieſen Roman aufkam und mit jeder vernünftigen Geſinnung, die uns noth that, in feindlichem Widerſpruch war. Hier ſtimmte Nicolai ganz überein mit Leſſing, der an einen Freund folgendes Urtheil über den Werther ſchrieb:

„Wenn ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daſs es noch eine kleine kalte Schlufsrede haben müſſte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daſs je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen? Gewiſs nicht. Die wuſſten ſich vor der Schwär-

merei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer!"

Freund Nicolai hat nun wirklich nach ſolcher Angabe einen veränderten Werther herausgegeben. Nach dieſer Verſion hat ſich der Held nicht todtgeſchoſſen, ſondern nur mit Hühnerblut beſudelt; denn ſtatt mit Blei war die Piſtole nur mit letzterem geladen. Werther wird lächerlich, bleibt leben, heirathet Charlotte, kurz, endet noch tragiſcher als im Goethe'ſchen Original.

„Die allgemeine deutſche Bibliothek" hieß die Zeitſchrift, die Nicolai gegründet, und worin er und ſeine Freunde gegen Aberglauben, Jeſuiten, Hoflakaien u. Dgl. kämpften. Es iſt nicht zu leugnen, daſs mancher Hieb, der dem Aberglauben galt, unglücklicher Weiſe die Poeſie ſelbſt traf. So ſtritt Nicolai z. B. gegen die aufkommende Vorliebe für altdeutſche Volkslieder. Aber im Grunde hatte er

wieder Recht; bei aller möglichen Vorzüglichkeit enthielten doch jene Lieder mancherlei Erinnerungen, die eben nicht zeitgemäß waren, die alten Klänge, der Kuhreigen des Mittelalters, konnten die Gemüther des Volks wieder in den Glaubensstall der Vergangenheit zurücklocken. Er suchte, wie Odysseus, die Ohren seiner Gefährten zu verstopfen, damit sie den Gesang der Sirenen nicht hörten, unbekümmert, daſs sie alsdann auch taub wurden für die unschuldigen Töne der Nachtigall. Damit das Feld der Gegenwart nur radikal von allem Unkraut gesäubert werde, trug der praktische Mann wenig Bedenken, auch die Blumen mit auszureuten. Dagegen erhob sich nun feindlichst die Partei der Blumen und Nachtigallen, und Alles, was zu dieser Partei gehört, Schönheit, Grazie, Witz und Scherz, und der arme Nicolai unterlag.

In dem heutigen Deutschland haben sich die Umstände geändert, und die Partei der Blumen und der Nachtigallen ist eng verbunden mit der Revolution. Uns gehört die Zukunft, und es dämmert schon herauf die Morgenröthe des Sieges. Wenn einst sein schöner Tag sein Licht über unser ganzes Vaterland ergießt, dann gedenken wir auch der Todten; dann gedenken wir gewiſs auch deiner, alter Nicolai, armer Märtyrer der Vernunft! wir werden

deine Asche nach dem deutschen Pantheon tragen, der Sarkophag umgeben vom jubelnden Triumphzug und begleitet vom Chor der Musikanten, unter deren Blasinstrumenten bei Leibe keine Querpfeife sein wird; wir werden auf deinen Sarg die anständigste Lorberkrone legen, und wir werden uns alle mögliche Mühe geben, nicht dabei zu lachen.

Da ich von den philosophischen und religiösen Zuständen jener Zeit einen Begriff geben möchte, muss ich hier auch derjenigen Denker erwähnen, die mehr oder minder in Gemeinschaft mit Nicolai zu Berlin thätig waren und gleichsam ein Zwischenmilieu zwischen Philosophen und Belletristik bildeten. Sie hatten kein bestimmtes System, sondern nur eine bestimmte Tendenz. Sie gleichen den englischen Moralisten in ihrem Styl und in ihren letzten Gründen. Sie schreiben ohne wissenschaftlich strenge Form, und das sittliche Bewusstsein ist die einzige Quelle ihrer Erkenntnis. Ihre Tendenz ist ganz dieselbe, die wir bei den französischen Philanthropen finden. In der Religion sind sie Rationalisten. In der Politik sind sie Weltbürger. In der Moral sind sie Menschen, edle, tugendhafte Menschen, streng gegen sich selbst, milde gegen Andere. Was Talent betrifft, so mögen wohl Mendelssohn, Sulzer, Abt, Moritz, Garve, Engel und Biester als die ausgezeichnetsten

genannt werden. Moritz ist mir der Liebste. Er leistete Viel in der Erfahrungsseelenkunde. Er war von einer köstlichen Naivetät, wenig verstanden von seinen Freunden. Seine Lebensgeschichte ist eins der wichtigsten Denkmäler jener Zeit. Mendelssohn hat jedoch vor allen Übrigen eine große sociale Bedeutung. Er war der Reformator der deutschen Israeliten, seiner Glaubensgenossen, er stürzte das Ansehen des Talmudismus, er begründete den reinen Mosaismus. Dieser Mann, den seine Zeitgenossen den deutschen Sokrates nannten und wegen seines Seelenadels und seiner Geisteskraft so ehrfurchtsvoll bewunderten, war der Sohn eines armen Küsters der Synagoge von Dessau. Außer diesem Geburtsübel hatte ihn die Vorsehung auch noch mit einem Buckel belastet, gleichsam um dem Pöbel in recht greller Weise die Lehre zu geben, daſs man den Menschen nicht nach seiner äußern Erscheinung, sondern nach seinem innern Werthe schätzen solle. Oder hat ihm die Vorsehung eben aus gütiger Vorsicht einen Buckel zugetheilt, damit er manche Unbill des Pöbels einem Übel zuschreibe, worüber ein Weiser sich leicht trösten kann*)?

*) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Wie Luther das Papſtthum, ſo ſtürzte Mendelsſohn den Talmud, und zwar in derſelben Weiſe, indem er nämlich die Tradition verwarf, die Bibel für die Quelle der Religion erklärte, und den wichtigſten Theil derſelben überſetzte. Er zerſtörte hierdurch den jüdiſchen, wie Luther den chriſtlichen Katholicismus. In der That, der Talmud iſt der Katholicismus der Juden. Er iſt ein gothiſcher Dom, der zwar mit kindiſchen Schnörkeleien überladen, aber doch durch ſeine himmelkühne Rieſenhaftigkeit uns in Erſtaunen ſetzt. Er iſt eine Hierarchie von Religionsgeſetzen, die oft die putzigſten, lächerlichſten Subtilitäten betreffen, aber ſo ſinnreich einander über- und untergeordnet ſind, einander ſtützen und tragen, und ſo furchtbar konſequent zuſammenwirken, daſs ſie ein grauenhaft trotziges, koloſſales Ganze bilden.

Nach dem Untergang des chriſtlichen Katholicismus muſſte auch der jüdiſche, der Talmud, untergehen. Denn der Talmud hatte alsdann ſeine Bedeutung verloren; er diente nämlich nur als Schutzwerk gegen Rom, und ihm verdanken es die Juden, daſs ſie dem chriſtlichen Rom ebenſo heldenmüthig wie einſt dem heidniſchen Rom widerſtehen konnten. Und ſie haben nicht bloß widerſtanden, ſondern auch geſiegt. Der arme Rabbi von Naza-

reth, über deſſen ſterbendes Haupt der heidniſche Römer die hämiſchen Worte ſchrieb: „König der Juden“ — eben dieſer dornengekrönte, mit dem ironiſchen Purpur behängte Spottkönig der Juden wurde am Ende der Gott der Römer, und ſie muſſten vor ihm niederknien! Wie das heidniſche Rom wurde auch das chriſtliche Rom beſiegt, und dieſes wurde ſogar tributär. Wenn du, theurer Leſer, dich in den erſten Tagen des Trimeſters nach der Straße Lafitte verfügen willſt, und zwar nach dem Hotel Numero 15, ſo ſiehſt du dort vor einem hohen Portal eine ſchwerfällige Kutſche, aus welcher ein dicker Mann hervorſteigt. Dieſer begiebt ſich die Treppe hinauf nach einem kleinen Zimmer, wo ein blonder junger Menſch ſitzt, der dennoch älter iſt als er wohl ausſieht, und in deſſen vornehmer, grandſeigneurlicher Nonchalance dennoch etwas ſo Solides liegt, etwas ſo Poſitives, etwas ſo Abſolutes, als habe er alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche. Und wirklich, er hat alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche, und er heißt Monſieur James de Rothſchild, und der dicke Mann iſt Monſignor Grimbaldi, Abgeſandter Seiner Heiligkeit des Papſtes, und er bringt in Deſſen Namen die Zinſen der römiſchen Anleihe, den Tribut von Rom.

Wozu jetzt noch der Talmud?

Moſes Mendelsſohn verdient daher großes Lob, daſs er dieſen jüdiſchen Katholicismus wenigſtens in Deutſchland geſtürzt hat. Denn was überflüſſig iſt, iſt ſchädlich. Die Tradition verwerfend, ſuchte er jedoch das moſaiſche Ceremonialgeſetz als religiöſe Verpflichtung aufrecht zu erhalten. War es Feigheit oder Klugheit? War es eine wehmüthige Nachliebe, die ihn abhielt, die zerſtörende Hand an Gegenſtände zu legen, die ſeinen Vorvätern am heiligſten waren, und wofür ſo viel Märtyrerblut und Märtyrerthränen gefloſſen? Ich glaube nicht. Wie die Könige der Materie, ſo müſſen auch die Könige des Geiſtes unerbittlich ſein gegen Familiengefühle; auch auf dem Throne des Gedankens darf man keinen ſanften Gemüthlichkeiten nachgeben. Ich bin deſshalb vielmehr der Meinung, daſs Moſes Mendelsſohn in dem reinen Moſaismus eine Inſtitution ſah, die dem Deismus gleichſam als eine letzte Verſchanzung dienen konnte. Denn der Deismus war ſein innerſter Glaube und ſeine tiefſte Überzeugung. Als ſein Freund Leſſing ſtarb, und man Denſelben des Spinozismus anklagte, vertheidigte er ihn mit dem ängſtlichſten Eifer, und er ärgerte ſich bei dieſer Gelegenheit zu Tode.

Ich habe hier ſchon zum zweiten Male den Namen genannt, den kein Deutſcher ausſprechen

kann, ohne daſs in ſeiner Bruſt ein mehr oder minder ſtarkes Echo laut wird. Aber ſeit Luther hat Deutſchland keinen größeren und beſſeren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Leſſing. Dieſe Beiden ſind unſer Stolz und unſere Wonne. In der Trübnis der Gegenwart ſchauen wir hinauf nach ihren tröſtenden Standbildern, und ſie nicken eine glänzende Verheißung. Ja, kommen wird auch der dritte Mann, der da vollbringt, was Luther begonnen, was Leſſing fortgeſetzt, und deſſen das deutſche Vaterland ſo ſehr bedarf, — der dritte Befreier! — Ich ſehe ſchon ſeine goldne Rüſtung, die aus dem purpurnen Kaiſermantel hervorſtrahlt, „wie die Sonne aus dem Morgenroth!“

Gleich dem Luther wirkte Leſſing nicht nur, indem er etwas Beſtimmtes that, ſondern indem er das deutſche Volk bis in ſeine Tiefen aufregte, und indem er eine heilſame Geiſterbewegung hervorbrachte, durch ſeine Kritik, durch ſeine Polemik. Er war die lebendige Kritik ſeiner Zeit, und ſein ganzes Leben war Polemik. Dieſe Kritik machte ſich geltend im weiteſten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt. Dieſe Polemik überwand jeden Gegner und erſtarkte nach jedem Siege. Leſſing, wie er ſelbſt eingeſtand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geiſtes-

entwickelung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntniſſe und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampf erſchlug, und in dieſer Weiſe endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich iſt es, daſs ſolch ein ſtreitluſtiger Kämpe nicht geringen Lärm in Deutſchland verurſachte, in dem ſtillen Deutſchland, das damals noch ſabbathlich ſtiller war als heute. Verblüfft wurden die Meiſten ob ſeiner literariſchen Kühnheit. Aber eben dieſe kam ihm hilfreich zu ſtatten; denn oser! iſt das Geheimnis des Gelingens in der Literatur, eben ſo wie in der Revolution — und in der Liebe. Vor dem Leſſing'ſchen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm ſicher. Ja, manchen Schädel hat er ſogar aus Übermuth heruntergeſchlagen, und dann war er dabei noch ſo boshaft, ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publikum zu zeigen, daſs er inwendig hohl war. Wen ſein Schwert nicht erreichen konnte, Den tödtete er mit den Pfeilen ſeines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieſer Pfeile; die Feinde fühlten die Spitzen in ihren Herzen. Der Leſſing'ſche Witz gleicht nicht jenem enjouement, jener gaité, jenen ſpringenden saillies, wie man hier zu Land Dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines franzöſiſches

Windhündchen, das ſeinem eigenen Schatten nachläuft; ſein Witz war vielmehr ein großer deutſcher Kater, der mit der Maus ſpielt, ehe er ſie würgt.

Ja, Polemik war die Luſt unſeres Leſſing's, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner ſeiner würdig war. So hat er eben durch ſeine Polemik manchen Namen der wohlverdienteſten Vergeſſenheit entriſſen. Mehre winzige Schriftſtellerlein hat er mit dem geiſtreichſten Spott, mit dem köſtlichſten Humor gleichſam umſponnen, und in den Leſſing'ſchen Werken erhalten ſie ſich nun für ewige Zeiten, wie Inſekten, die ſich in einem Stück Bernſtein verfangen. Indem er ſeine Gegner tödtete, machte er ſie zugleich unſterblich. Wer von uns hätte jemals Etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Leſſing ſo viel Hohn und Scharfſinn verſchwendet! Die Felſenblöcke, die er auf dieſen armen Antiquar geſchleudert und womit er ihn zerſchmettert, ſind jetzt Deſſen unverwüſtliches Denkmal.

Merkwürdig iſt es, daſs jener witzigſte Menſch in Deutſchland auch zugleich der ehrlichſte war. Nichts gleicht ſeiner Wahrheitsliebe. Leſſing machte der Lüge nicht die mindeſte Konceſſion, ſelbſt wenn er dadurch in der gewöhnlichen Weiſe der Weltklugen den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte Alles für die Wahrheit thun, nur nicht

lügen. Wer darauf denkt, sagte er einst, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, aber ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

Das schöne Wort Büffon's „der Stil ist der Mensch selber!“ ist auf Niemand anwendbarer als auf Lessing. Seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter, wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die inwohnende Stärke. Sein Stil ist ganz der Stil der römischen Bauwerke: höchste Solidität bei der höchsten Einfachheit; gleich Quadersteinen ruhen die Sätze auf einander, und wie bei jenen das Gesetz der Schwere, so ist bei diesen die logische Schlussfolge das unsichtbare Bindemittel. Daher in der Lessing'schen Prosa so Wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünsten, die wir bei unserem Periodenbau gleichsam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche ihr la belle phrase nennt.

Dass ein Mann wie Lessing niemals glücklich sein konnte, werdet ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte, und wenn er sie auch nicht selbstwillig überall verfochten hätte, so musste er doch unglücklich sein; denn er war ein Genie. Alles wird man dir verzeihen, sagte jüngst ein seufzender Dichter, man verzeiht dir deinen

Reichthum, man verzeiht dir die hohe Geburt, man verzeiht dir deine Wohlgestalt, man läſst dir sogar Talent hingehen, aber man ist unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böse Wille von außen, so fände das Genie doch schon in sich selber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deſshalb ist die Geschichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn sie auch nicht litten für die große Menschheit, so litten sie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphilisterliche, für ihr Miſsbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Miſsbehagen, welches sie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauspielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Leſsing begegnete.

Mehr als Dieſes hat ihm aber der böse Leumund nicht nachsagen können, und aus seiner Biographie erfahren wir nur, daſs ihm schöne Komödiantinnen amüsanter dünkten als Hamburgiſche Paſtöre, und daſs stumme Karten ihm beſsere Unterhaltung gewährten als schwatzende Wolfianer.

Es ist herzzerreißend, wenn wir in dieſer Biographie leſen, wie das Schicksal auch jede Freude dieſem Manne verſagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte, in der Umfriedung der Familie

mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beſchuldigte. Vertheidigung und Eifer waren ebenſo lächerlich wie überflüſſig. Beruhige dich im Grabe, alter Moſes; dein Leſſing war zwar auf dem Wege zu dieſem entſetzlichen Irrthum, zu dieſem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinozismus — aber der Allerhöchſte, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Leſſing war kein Spinoziſt, wie die Verleumdung behauptete; er ſtarb als guter Deiſt, wie du und Nicolai und Teller und die allgemeine deutſche Bibliothek!

Leſſing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Teſtament ins dritte hinüberdeutete. Ich habe ihn den Fortſetzer des Luther genannt, und eigentlich in dieſer Eigenſchaft habe ich ihn hier zu beſprechen. Von ſeiner Bedeutung für die deutſche Kunſt kann ich erſt ſpäter reden. In dieſer hat er nicht bloß durch ſeine Kritik, ſondern auch durch ſein Beiſpiel eine heilſame Reform bewirkt, und dieſe Seite ſeiner Thätigkeit wird gewöhnlich zumeiſt hervorgehoben und beleuchtet. Wir jedoch betrachten ihn von einem anderen Standpunkte aus, und ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Kämpfe ſind uns wichtiger als ſeine Dramaturgie und ſeine Dramata. Letztere jedoch, wie alle ſeine Schriften, haben eine

ſociale Bedeutung, und „Nathan der Weiſe“ iſt im Grunde nicht bloß eine gute Komödie, ſondern auch eine philoſophiſch theologiſche Abhandlung zu Gunſten des reinen Deismus. Die Kunſt war für Leſſing ebenfalls eine Tribüne, und wenn man ihn von der Kanzel oder vom Katheder herabſtieß, dann ſprang er aufs Theater, und ſprach dort noch viel deutlicher, und gewann ein noch zahlreicheres Publikum.

Ich ſage, Leſſing hat den Luther fortgeſetzt. Nachdem Luther uns von der Tradition befreit, und die Bibel zur alleinigen Quelle des Chriſtenthums erhoben hatte, da entſtand, wie ich ſchon oben erzählt, ein ſtarrer Wortdienſt, und der Buchſtabe der Bibel herrſchte eben ſo tyranniſch wie einſt die Tradition. Zur Befreiung von dieſem tyranniſchen Buchſtaben hat nun Leſſing am meiſten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der Einzige war, der die Tradition bekämpft, ſo kämpfte Leſſing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigſten gegen den Buchſtaben. Hier erſchallt am lauteſten ſeine Schlachtſtimme. Hier ſchwingt er ſein Schwert am freudigſten, und es leuchtet und tödtet. Hier aber auch wird Leſſing am ſtärkſten bedrängt von der ſchwarzen Schar, und in ſolcher Bedrängnis rief er einſt aus:

„O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der Dieſes ausrief, nur noch Dieſes ausrufen konnte. (Huß rief Dieſes auf dem Scheiterhaufen). Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

„O daſs er es könnte, er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreiend aber gleichgültig, daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſt: wer erlöſet uns von dem unerträglicheren Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!“

Ja, der Buchſtabe, ſagte Leſſing, ſei die letzte Hülle des Chriſtenthums, und erſt nach Vernichtung dieſer Hülle trete hervor der Geiſt. Dieſer Geiſt iſt aber nichts Anders, als Das, was die Wolf'ſchen Philoſophen zu demonſtrieren gedacht, was die Philanthropen in ihrem Gemüthe gefühlt, was Mendelsſohn im Moſaismus gefunden, was die Freimaurer geſungen, was die Poeten gepfiffen, was ſich da-

mals in Deutschland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus.

Lessing starb zu Braunschweig, im Jahre 1781, verkannt, gehasst und verschrieen. In demselben Jahre erschien zu Königsberg die Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Mit diesem Buche, welches durch sonderbare Verzögerung erst am Ende der achtziger Jahre allgemein bekannt wurde, beginnt eine geistige Revolution in Deutschland, die mit der materiellen Revolution in Frankreich die sonderbarsten Analogien bietet, und dem tieferen Denker eben so wichtig dünken muss wie jene. Sie entwickelt sich mit denselben Phasen, und zwischen beiden herrscht der merkwürdigste Parallelismus. Auf beiden Seiten des Rheines sehen wir denselben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradition wird alle Ehrfurcht aufgekündigt; wie hier in Frankreich jedes Recht, so muss dort in Deutschland jeder Gedanke sich justificieren, und wie hier das Königthum, der Schlussstein der alten socialen Ordnung, so stürzt dort der Deismus, der Schlussstein des geistigen alten Regimes.

Von dieser Katastrophe, von dem 21. Januar des Deismus, sprechen wir im folgenden Stücke. Ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnisvolle Pietät erlaubt uns heute nicht, weiter zu schreiben.

Unsere Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid — es ist der alte Jehovah selber*), der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Ägypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde — Wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen seines heimatlichen Nilthals Ade sagte, und in Palästina bei einem armen Hirtenvölkchen ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpallast wohnte — Wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch-babylonischen Civilisation in Berührung kam, und seine allzumenschlichen Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte — Wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er allen Nationalvorurtheilen entsagte, und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamierte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete und so lange intriguierte, bis er zur Herrschaft gelangte, und vom Kapitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte —

*) „Der Alte vom Himmel selber" steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Wir ſahen, wie er ſich noch mehr vergeiſtigte, wie er ſanftſelig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menſchenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philanthrop — es konnte ihm Alles Nichts helfen —

Hört ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — Man bringt die Sakramente einem ſterbenden Gotte.

Drittes Buch.

Von Kant bis Hegel.

Es geht die Sage, daſs ein engliſcher Mechanikus, der ſchon die künſtlichſten Maſchinen erdacht, endlich auch auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu fabricieren; Dieſes ſei ihm auch endlich gelungen, das Werk ſeiner Hände konnte ſich ganz wie ein Menſch gebärden und betragen, es trug in der ledernen Bruſt ſogar eine Art menſchlichen Gefühls, das von den gewöhnlichen Gefühlen der Engländer nicht gar zu ſehr verſchieden war, es konnte in artikulierten Tönen ſeine Empfindungen mittheilen, und eben das Geräuſch der innern Räder, Raſpeln und Schrauben, das man dann vernahm, gab dieſen Tönen eine echt engliſche Ausſprache; kurz, dieſes Automat war ein vollendeter

Gentleman, und zu einem echten Menſchen fehlte ihm gar Nichts als eine Seele. Dieſe aber hat ihm der engliſche Mechanikus nicht geben können, und das arme Geſchöpf, das ſich ſolchen Mangels bewuſſt worden, quälte nun Tag und Nacht ſeinen Schöpfer mit der Bitte, ihm eine Seele zu geben. Solche Bitte, die ſich immer dringender wiederholte, wurde jenem Künſtler endlich ſo unerträglich, daſs er vor ſeinem eignen Kunſtwerk die Flucht ergriff. Das Automat aber nahm gleich Extrapoſt, verfolgte ihn nach dem Kontinente, reiſt beſtändig hinter ihm her, erwiſcht ihn manchmal, und ſchnarrt und grunzt ihm dann entgegen: Give me a soul! Dieſen beiden Geſtalten begegnen wir nun in allen Ländern, und nur wer ihr beſonderes Verhältnis kennt, begreift ihre ſonderbare Haſt und ihren ängſtlichen Miſsmuth. Wenn man aber dieſes beſondere Verhältnis kennt, ſo ſieht man darin wieder etwas Allgemeines, man ſieht, wie ein Theil des engliſchen Volks ſeines mechaniſchen Daſeins überdrüſſig iſt und eine Seele verlangt, der andere Theil aber aus Angſt vor ſolcherlei Begehrnis in die Kreuz und die Quer getrieben wird, beide aber es daheim nicht mehr aushalten können.

Dieſes iſt eine grauenhafte Geſchichte. Es iſt entſetzlich, wenn die Körper, die wir geſchaffen haben,

von uns eine Seele verlangen. Weit grauenhafter, entsetzlicher, unheimlicher ist es jedoch, wenn wir eine Seele geschaffen und diese von uns ihren Leib verlangt und uns mit diesem Verlangen verfolgt. Der Gedanke, den wir gedacht, ist eine solche Seele, und er lässt uns keine Ruhe, bis wir ihm seinen Leib gegeben, bis wir ihn zur sinnlichen Erscheinung gefördert. Der Gedanke will That, das Wort will Fleisch werden. Und, wunderbar! der Mensch, wie der Gott der Bibel, braucht nur seinen Gedanken auszusprechen, und es gestaltet sich die Welt, es wird Licht oder es wird Finsternis, die Wasser sondern sich von dem Festland, oder gar wilde Bestien kommen zum Vorschein. Die Welt ist die Signatur des Wortes.

Dieses merkt euch, ihr stolzen Männer der That. Ihr seid Nichts als unbewusste Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demüthigster Stille euch all euer Thun aufs bestimmteste vorgezeichnet haben. Maximilian Robespierre war Nichts als die Hand von Jean Jacques Rousseau, die blutige Hand, die aus dem Schoße der Zeit den Leib hervorzog, dessen Seele Rousseau geschaffen. Die unstäte Angst, die dem Jean Jacques das Leben verkümmerte, rührte sie vielleicht daher, dass er schon im Geiste ahnte, welch eines Geburtshelfers seine

Gedanken bedurften, um leiblich zur Welt zu kommen*)?

Der alte Fontenelle hatte vielleicht Recht, als er ſagte: Wenn ich alle Gedanken**) dieſer Welt in meiner Hand trüge, ſo würde ich mich hüten, ſie zu öffnen. Ich meinestheils, ich denke anders. Wenn ich alle Gedanken**) dieſer Welt in meiner Hand hätte — ich würde euch vielleicht bitten, mir die Hand gleich abzuhauen; auf keinen Fall hielte ich ſie lange verſchloſſen. Ich bin nicht dazu geeignet, ein Kerkermeiſter der Gedanken zu ſein. Bei Gott! ich laſſ' ſie los. Mögen ſie ſich immerhin zu den bedenklichſten Erſcheinungen verkörpern, mögen ſie immerhin wie ein toller Bacchantenzug alle Lande durchſtürmen, mögen ſie mit ihren Thyrſusſtäben unſere unſchuldigſten Blumen zerſchlagen, mögen ſie immerhin in unſere Hoſpitäler hereinbrechen und die kranke alte Welt aus ihren Betten jagen — es wird freilich mein Herz ſehr bekümmern, und ich ſelber werde dabei zu Schaden kommen! Denn, ach! ich gehöre ja ſelber zu dieſer kranken alten Welt, und mit Recht ſagt

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

**) „alle Wahrheiten" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

der Dichter: Wenn man auch ſeiner Krücken ſpottet, ſo kann man darum doch nicht beſſer gehen. Ich bin der Krankſte von euch allen und um ſo bedauernswürdiger, da ich weiß, was Geſundheit iſt. Ihr aber, ihr wiſſt es nicht, ihr Beneidenswerthen! Ihr ſeid kapabel zu ſterben, ohne es ſelbſt zu merken. Ja, Viele von euch ſind längſt todt und behaupten, jetzt erſt beginne ihr wahres Leben. Wenn ich ſolchem Wahnſinn widerſpreche, dann wird man mir gram und ſchmäht mich — und, entſetzlich! die Leichen ſpringen an mich heran und ſchimpfen, und mehr noch als ihre Schmähworte beläſtigt mich ihr Moderduft . . . . . Fort, ihr Geſpenſter! ich ſpreche jetzt von einem Manne, deſſen Name ſchon eine exorcierende Macht ausübt, ich ſpreche von Immanuel Kant!

Man ſagt, die Nachtgeiſter erſchrecken, wenn ſie das Schwert eines Scharfrichters erblicken. — Wie müſſen ſie erſt erſchrecken, wenn man ihnen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" entgegen hält! Dieſes Buch iſt das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutſchland.

Ehrlich geſtanden, ihr Franzoſen, in Vergleichung mit uns Deutſchen ſeid ihr zahm und moderant. Ihr habt höchſtens einen König tödten können, und Dieſer hatte ſchon den Kopf verloren, ehe ihr

köpftet*). Und dabei mussten ihr so viel trommeln und schreien und mit den Füßen trampeln, dass es den ganzen Erdkreis erschütterte. Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robespierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Maximilian Robespierre, der große Spießbürger von der Rue Saint-Honoré, bekam freilich seine Anfälle von Zerstörungswuth, wenn es das Königthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in seiner regiciden Epilepsie; aber sobald vom höchsten Wesen die Rede war, wusch er sich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog seinen blauen Sonntagsrock an mit den Spiegelknöpfen, und steckte noch obendrein einen Blumenstrauß vor seinen breiten Brustlatz.

Die Lebensgeschichte des Immanuel Kant ist schwer zu beschreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geschichte. Er lebte ein mechanisch geordnetes, fast abstraktes Hagestolzenleben in einem stillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöstlichen Grenze Deutschlands. Ich glaube nicht, dass die große Uhr der dortigen Ka-

*) Die letzte Hälfte dieses Satzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

thedrale leidenſchaftsloſer und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte, wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufſtehn, Kaffetrinken, Schreiben, Kollegienleſen, Eſſen, Spazierengehn, Alles hatte ſeine beſtimmte Zeit, und die Nachbaren wuſſten ganz genau, daſs die Glocke halb vier ſei, wenn Immanuel Kant in ſeinem grauen Leibrock, das ſpaniſche Röhrchen in der Hand, aus ſeiner Hausthüre trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man ſeinetwegen noch jetzt den Philoſophengang nennt. Achtmal ſpazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, ſah man ſeinen Diener, den alten Lampe, ängſtlich beſorgt hinter ihm drein wandeln mit einem langen Regenſchirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorſehung.

Sonderbarer Kontraſt zwiſchen dem äußeren Leben des Mannes und ſeinen zerſtörenden, weltzermalmenden Gedanken! Wahrlich, hätten die Bürger von Königsberg die ganze Bedeutung dieſes Gedankens geahnt, ſie würden vor jenem Manne eine weit grauenhaftere Scheu empfunden haben als vor einem Scharfrichter, vor einem Scharfrichter, der nur Menſchen hinrichtet — aber die guten Leute ſahen in ihm nichts Anderes als einen Profeſſor der

Philoſophie, und wenn er zur beſtimmten Stunde vorbeiwandelte, grüßten ſie freundlich, und richteten etwa nach ihm ihre Taſchenuhr.

Wenn aber Immanuel Kant, dieſer große Zerſtörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, ſo hat er doch mit Dieſem manche Ähnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffordern. Zunächſt finden wir in Beiden dieſelbe unerbittliche, ſchneidende, poeſieloſe, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in Beiden daſſelbe Talent des Mißtrauens, nur daſs es der Eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der Andere es gegen Menſchen anwendet und republikaniſche Tugend betitelt. Im höchſten Grade jedoch zeigt ſich in Beiden der Typus des Spießbürgerthums — die Natur hatte ſie beſtimmt, Kaffe und Zucker zu wiegen, aber das Schickſal wollte, daſs ſie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem Anderen einen Gott auf die Wagſchale . . .

Und ſie gaben das richtige Gewicht!

Die „Kritik der reinen Vernunft“ iſt das Hauptwerk von Kant, und wir müſſen uns vorzugsweiſe damit beſchäftigen. Keine von allen Schriften Kant's hat größere Wichtigkeit. Dieſes Buch, wie ſchon erwähnt, erſchien 1781 und wurde

erſt 1789 allgemein bekannt. Es wurde Anfangs ganz überſehen, nur zwei unbedeutende Anzeigen ſind damals darüber erſchienen, und erſt ſpät wurde durch Artikel von Schütz, Schulz und Reinhold die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes große Buch geleitet. Die Urſache dieſer verzögerten Anerkenntnis liegt wohl in der ungewöhnlichen Form und ſchlechten Schreibart. In Betreff der letztern verdient Kant größeren Tadel als irgend ein anderer Philoſoph; um ſo mehr, wenn wir ſeinen vorhergehenden beſſeren Styl erwägen. Die kürzlich erſchienene Sammlung ſeiner kleinen Schriften enthält die erſten Verſuche, und wir wundern uns da über die gute, manchmal ſehr witzige Schreibart. Während Kant im Kopfe ſchon ſein großes Werk ausarbeitete, hat er dieſe kleinen Aufſätze vor ſich hingeträllert. Er lächelt da wie ein Soldat, der ſich ruhig waffnet, um in eine Schlacht zu gehen, wo er gewiſs zu ſiegen denkt. Unter jenen kleinen Schriften ſind beſonders merkwürdig: „Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels,“ geſchrieben ſchon 1755; „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen,“ geſchrieben zehn Jahre ſpäter, ſo wie auch „Träume eines Geiſterſehers,“ voll guter Laune in der Art der franzöſiſchen Essais. Der Witz eines Kant, wie er

Es geht die Sage, daſs ein engliſcher Mechanikus, der ſchon die künſtlichſten Maſchinen erdacht, endlich auch auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu fabricieren; Dieſes ſei ihm auch endlich gelungen, das Werk ſeiner Hände konnte ſich ganz wie ein Menſch gebärden und betragen, es trug in der ledernen Bruſt ſogar eine Art menſchlichen Gefühls, das von den gewöhnlichen Gefühlen der Engländer nicht gar zu ſehr verſchieden war, es konnte in artikulierten Tönen ſeine Empfindungen mittheilen, und eben das Geräuſch der innern Räder, Raſpeln und Schrauben, das man dann vernahm, gab dieſen Tönen eine echt engliſche Ausſprache; kurz, dieſes Automat war ein vollendeter

versuchsweise, hypothetisch, vorangestellt; die eigentlich richtige Definition erscheine nur am Ende als Resultat.

Wie kommt es, dass die Philosophen so viel Vorliebe für die mathematische Form zeigen? Diese Vorliebe beginnt schon mit Pythagoras, der die Principien der Dinge durch Zahlen bezeichnete. Dieses war ein genialer Gedanke. In einer Zahl ist alles Sinnliche und Endliche abgestreift, und dennoch bezeichnet sie etwas Bestimmtes und dessen Verhältnis zu etwas Bestimmtem, welches letztere, wenn es ebenfalls durch eine Zahl bezeichnet wird, denselben Charakter des Entsinnlichten und Unendlichen angenommen. Hierin gleicht die Zahl den Ideen, die denselben Charakter und dasselbe Verhältnis zu einander haben. Man kann die Ideen, wie sie in unserem Geiste und in der Natur sich kundgeben, sehr treffend durch Zahlen bezeichnen; aber die Zahl bleibt doch immer das Zeichen der Idee, nicht die Idee selber. Der Meister bleibt dieses Unterschieds noch bewusst, der Schüler aber vergisst dessen, und überliefert seinen Nachschülern nur eine Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffern, deren lebendige Bedeutung Niemand mehr kennt, und die man mit Schulstolz nachplappert. Dasselbe gilt von

den übrigen Elementen der mathematiſchen Form. Das Geiſtige in ſeiner ewigen Bewegung erlaubt kein Fixieren; eben ſo wenig wie durch die Zahl läſſt es ſich fixieren durch Linie, Dreieck, Viereck und Kreis. Der Gedanke kann weder gezählt werden, noch gemeſſen.

Da es mir hauptſächlich darum zu thun iſt, das Studium der deutſchen Philoſophie in Frankreich zu erleichtern, ſo beſpreche ich immer zumeiſt diejenigen Äußerlichkeiten, die den Fremden leicht abſchrecken, wenn man ihn nicht vorher darüber in Kenntnis geſetzt hat. Literatoren, die den Kant für das franzöſiſche Publikum bearbeiten wollen, mache ich beſonders darauf aufmerkſam, daſs ſie denjenigen Theil ſeiner Philoſophie ausſcheiden können, der bloß dazu dient, die Abſurditäten der Wolf'ſchen Philoſophie zu bekämpfen. Dieſe Polemik, die ſich überall durchdrängt, kann bei den Franzoſen nur Verwirrung und gar keinen Nutzen hervorbringen. — Wie ich höre, beſchäftigt ſich der Herr Doktor Schön, ein deutſcher Gelehrter in Paris, mit einer franzöſiſchen Herausgabe des Kant. Ich hege eine zu günſtige Meinung von den philoſophiſchen Einſichten des Obgenannten, als daſs ich es für nöthig erachtete, obigen Wink auch an ihn

zu richten, und ich erwarte vielmehr von ihm ein eben so nützliches wie wichtiges Buch*).

Die „Kritik der reinen Vernunft“ ist, wie ich bereits gesagt, das Hauptbuch von Kant, und seine übrigen Schriften sind einigermaßen als entbehrlich, oder allenfalls als Kommentare zu betrachten. Welche sociale Bedeutung jenem Hauptbuche innewohnt, wird sich aus Folgendem ergeben.

Die Philosophen vor Kant haben zwar über den Ursprung unserer Erkenntnisse nachgedacht, und sind, wie wir bereits gezeigt, in zwei verschiedene Wege gerathen, jenachdem sie Ideen a priori oder Ideen a posteriori annahmen; über das Erkenntnisvermögen selber, über den Umfang unseres Erkenntnisvermögens, oder über die Grenzen unseres Erkenntnisvermögens ist weniger nachgedacht worden. Dieses ward nun die Aufgabe von Kant, er unterwarf unser Erkenntnisvermögen einer schonungslosen Untersuchung, er sondierte die ganze Tiefe dieses Vermögens und konstatierte alle seine Grenzen. Da fand er nun freilich, dass wir gar Nichts wissen können von sehr vielen Dingen, mit denen wir früher in vertrautester Bekanntschaft zu stehen

*) Die letzten zwei Sätze fehlen in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

vermeinten. Das war ſehr verdrießlich. Aber es war doch immer nützlich zu wiſſen, von welchen Dingen wir Nichts wiſſen können. Wer uns vor nutzloſen Wegen warnt, leiſtet uns einen eben ſo guten Dienſt wie Derjenige, der uns den rechten Weg anzeigt. Kant bewies uns, daſs wir von den Dingen, wie ſie an und für ſich ſelber ſind, Nichts wiſſen, ſondern daſs wir nur inſofern Etwas von ihnen wiſſen, als ſie ſich in unſerem Geiſte reflektieren. Da ſind wir nun ganz wie die Gefangenen, wovon Plato im ſiebenten Buche vom Staate ſo Betrübſames erzählt. Dieſe Unglücklichen, gefeſſelt an Hals und Schenkeln, ſo daſs ſie ſich mit dem Kopfe nicht herumdrehen können, ſitzen in einem Kerker, der oben offen iſt, und von obenher erhalten ſie einiges Licht. Dieſes Licht aber kömmt von einem Feuer, welches hinter ihnen oben brennt, und zwar noch getrennt von ihnen durch eine kleine Mauer. Längs dieſer Mauer wandeln Menſchen, welche allerlei Statuen, Holz- und Steinbilder vorübertragen und mit einander ſprechen. Die armen Gefangenen können nun von dieſen Menſchen, welche nicht ſo hoch wie die Mauer, gar Nichts ſehen, und von den vorbeigetragenen Statuen, die über die Mauer hervorragen, ſehen ſie nur die Schatten, welche ſich an der ihnen gegenüberſtehenden Wand

dahinbewegen; und sie halten nun diese Schatten für die wirklichen Dinge und, getäuscht durch das Echo ihres Kerkers, glauben sie, es seien diese Schatten, welche mit einander sprechen.

Die bisherige Philosophie, die schnüffelnd an den Dingen herumlief, und sich Merkmale derselben einsammelte und sie klassificierte, hörte auf, als Kant erschien, und Dieser lenkte die Forschung zurück in den menschlichen Geist und untersuchte, was sich da kundgab. Nicht mit Unrecht vergleicht er daher seine Philosophie mit dem Verfahren des Kopernikus. Früher, als man die Welt stillstehen und die Sonne um dieselbe herumwandeln ließ, wollten die Himmelsberechnungen nicht sonderlich übereinstimmen; da ließ Kopernikus die Sonne stillstehen und die Erde um sie herumwandeln, und, siehe! Alles ging nun vortrefflich. Früher lief die Vernunft gleich der Sonne um die Erscheinungswelt herum und suchte sie zu beleuchten; Kant aber läßt die Vernunft, die Sonne, stillstehen, und die Erscheinungswelt dreht sich um sie herum und wird beleuchtet, jenachdem sie in den Bereich dieser Sonne kömmt.

Nach diesen wenigen Worten, womit ich die Aufgabe Kant's angedeutet, ist Jedem begreiflich, daß ich denjenigen Abschnitt seines Buches, worin er die

ſogenannten Phänomena und Noumena abhandelt, für den wichtigſten Theil, für den Mittelpunkt ſeiner Philoſophie halte. Kant macht nämlich einen Unterſchied zwiſchen den Erſcheinungen der Dinge und den Dingen an ſich. Da wir von den Dingen nur inſoweit etwas wiſſen können, als ſie ſich uns durch Erſcheinung kundgeben, und da alſo die Dinge nicht, wie ſie an und für ſich ſelbſt ſind, ſich uns zeigen, ſo hat Kant die Dinge, inſofern ſie erſcheinen, Phänomena, und die Dinge an und für ſich Noumena genannt. Nur von den Dingen als Phänomena können wir Etwas wiſſen, Nichts aber können wir von den Dingen wiſſen als Noumena. Letztere ſind nur problematiſch, wir können weder ſagen: ſie exiſtieren, noch: ſie exiſtieren nicht. Ja, das Wort Noumen iſt nur dem Wort Phänomen nebengeſetzt, um von Dingen, inſoweit ſie uns erkennbar, ſprechen zu können, ohne in unſerem Urtheil die Dinge, die uns nicht erkennbar, zu berühren.

Kant hat alſo nicht, wie manche Lehrer, die ich nicht nennen will, die Dinge unterſchieden in Phänomena und Noumena, in Dinge, welche für uns exiſtieren, und in Dinge, welche für uns nicht exiſtieren. Dieſes wäre ein irländiſcher Bull in der Philoſophie. Er hat nur einen Grenzbegriff geben wollen.

Gott ist nach Kant ein Noumen. In Folge seiner Argumentation ist jenes transcendentale Idealwesen, welches wir bisher Gott genannt, nichts Anders als eine Erdichtung. Es ist durch eine natürliche Illusion entstanden. Ja, Kant zeigt, wie wir von jenem Noumen, von Gott, gar Nichts wissen können, und wie sogar jede künftige Beweisführung seiner Existenz unmöglich sei. Die Dante'schen Worte: „Lasst die Hoffnung zurück!" schreiben wir über diese Abtheilung der Kritik der reinen Vernunft.

Ich glaube, man erlässt mir gern die populäre Erörterung dieser Partie, wo „von den Beweisgründen der spekulativen Vernunft, auf das Dasein eines höchsten Wesens zu schließen," gehandelt wird. Obwohl die eigentliche Widerlegung dieser Beweisgründe nicht viel Raum einnimmt und erst in der zweiten Hälfte des Buches zum Vorschein kommt, so ist sie doch schon von vornherein aufs absichtlichste eingeleitet, und sie gehört zu dessen Pointen. Es knüpft sich daran die „Kritik aller spekulativen Theologie," und vernichtet werden die übrigen Luftgebilde der Deisten. Bemerken muss ich, dass Kant, indem er die drei Hauptbeweisarten für das Dasein Gottes, nämlich den ontologischen, den kosmologischen und den physikotheologischen Beweis angreift, nach meiner Meinung die zwei letzteren, aber nicht den

ersteren zu Grunde richten kann. Ich weiß nicht, ob die obigen Ausdrücke hier bekannt sind, und ich gebe daher die Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft, wo Kant ihre Unterscheidungen formuliert:

„Es sind nur drei Beweisarten vom Dasein Gottes aus spekulativer Vernunft möglich. Alle Wege, die man in dieser Absicht einschlagen mag, fangen entweder von der bestimmten Erfahrung und der dadurch erkannten besonderen Beschaffenheit unserer Sinnenwelt an, und steigen von ihr nach Gesetzen der Kausalität bis zur höchsten Ursache außer der Welt hinauf; oder sie legen nur unbestimmte Erfahrung, Das ist irgend ein Dasein zum Grunde, oder sie abstrahieren endlich von aller Erfahrung und schließen gänzlich a priori aus bloßen Begriffen auf das Dasein einer höchsten Ursache. Der erste Beweis ist der physikotheologische, der zweite der kosmologische, der dritte ist der ontologische Beweis. Mehr giebt es ihrer nicht, und mehr kann es ihrer auch nicht geben."

Nach mehrmaligem Durchstudieren des Kant'schen Hauptbuchs glaubte ich zu erkennen, dass die Polemik gegen jene bestehenden Beweise für das Dasein Gottes überall hervorlauscht, und ich würde sie weitläufiger besprechen, wenn mich nicht ein religiöses Gefühl davon abhielte. Schon dass ich

Jemanden das Daſein Gottes diskutieren ſehe, erregt in mir eine ſo ſonderbare Angſt, eine ſo unheimliche Beklemmung, wie ich ſie einſt in London zu New-Bedlam empfand, als ich, umgeben von lauter Wahnſinnigen, meinen Führer aus den Augen verlor. „Gott iſt Alles, was da iſt," und Zweifel an ihm iſt Zweifel an dem Leben ſelbſt, es iſt der Tod.

So verwerflich aber jede Diskuſſion über das Daſein Gottes iſt, deſto preislicher iſt das Nachdenken über die Natur Gottes. Dieſes Nachdenken iſt ein wahrhafter Gottesdienſt, unſer Gemüth wird dadurch abgezogen vom Vergänglichen und Endlichen, und gelangt zum Bewuſſtſein der Urgüte und der ewigen Harmonie. Dieſes Bewuſſtſein durchſchauert den Gefühlsmenſchen im Gebet oder bei der Betrachtung kirchlicher Symbole; der Denker findet dieſe heilige Stimmung in der Ausübung jener erhabenen Geiſteskraft, welche wir Vernunft nennen, und deren höchſte Aufgabe es iſt, die Natur Gottes zu erforſchen. Ganz beſonders religiöſe Menſchen beſchäftigen ſich mit dieſer Aufgabe von Kind auf, geheimnisvoll ſind ſie davon ſchon bedrängt durch die erſte Regung der Vernunft*). Der

*) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe fehlen der Schluſs dieſes und die erſten zwei Sätze des nächſtfolgenden Abſatzes. Der Herausgeber.

Verfasser dieser Blätter ist sich einer solchen frühen, ursprünglichen Religiosität aufs freudigste bewusst, und sie hat ihn nie verlassen. Gott war immer der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken. Wenn ich jetzt frage: Was ist Gott? was ist seine Natur? so frug ich schon als kleines Kind: Wie ist Gott? wie sieht er aus? Und damals konnte ich ganze Tage in den Himmel hinaufsehen, und war des Abends sehr betrübt, dass ich niemals das allerheiligste Angesicht Gottes, sondern immer nur graue, blöde Wolkenfratzen erblickt hatte. Ganz konfus machten mich die Mittheilungen aus der Astronomie, womit man damals, in der Aufklärungsperiode, sogar die kleinsten Kinder nicht verschonte, und ich konnte mich nicht genug wundern, dass alle diese Tausendmillionen Sterne eben so große, schöne Erdkugeln seien wie die unsrige, und über all dieses leuchtende Weltengewimmel ein einziger Gott waltete. Einst im Traume, erinnere ich mich, sah ich Gott, ganz oben in der weitesten Ferne. Er schaute vergnüglich zu einem kleinen Himmelsfenster hinaus, ein frommes Greisengesicht mit einem kleinen Judenbärtchen, und er streute eine Menge Saatkörner herab, die, während sie vom Himmel niederfielen, im unendlichen Raum gleichsam aufgingen, eine ungeheure Ausdehnung gewannen, bis

ſie lauter ſtrahlende, blühende, bevölkerte Welten wurden, jede ſo groß, wie unſere eigene Erdkugel. Ich habe dieſes Geſicht nie vergeſſen können, noch oft im Traume ſah ich den heiteren Alten aus ſeinem kleinen Himmelfenſter die Weltenſaat herabſchütten; ich ſah ihn einſt ſogar mit den Lippen ſchnalzen, wie unſere Magd, wenn ſie den Hühnern ihr Gerſtenfutter zuwarf. Ich konnte nur ſehen, wie die fallenden Saatkörner ſich immer zu großen leuchtenden Weltkugeln ausdehnten; aber die etwanigen großen Hühner, die vielleicht irgendwo mit aufgeſperrten Schnäbeln lauerten, um mit den hingeſtreuten Weltkugeln gefüttert zu werden, konnte ich nicht ſehen.

Du lächelſt, lieber Leſer, über die großen Hühner. Dieſe kindiſche Anſicht iſt aber nicht allzuſehr entfernt von der Anſicht der reifſten Deiſten. Um von dem außerweltlichen Gott einen Begriff zu geben, haben ſich der Orient und der Occident in kindiſchen Hyperbeln erſchöpft. Mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat ſich aber die Phantaſie der Deiſten vergeblich abgequält. Hier zeigt ſich ganz ihre Ohnmacht, die Haltloſigkeit ihrer Weltanſicht, ihrer Idee von der Natur Gottes. Es betrübt uns daher wenig, wenn dieſe Idee zu Grunde gerichtet wird. Dieſes Leid aber

hat ihnen Kant wirklich angethan, indem er ihre Beweisführungen von der Existenz Gottes zerstörte*).

Die Rettung des ontologischen Beweises käme dem Deismus gar nicht besonders heilsam zu Statten, denn dieser Beweis ist ebenfalls für den Pantheismus zu gebrauchen. Zu näherem Verständnis bemerke ich, dass der ontologische Beweis derjenige ist, den Descartes aufstellt, und der schon lange vorher im Mittelalter durch Anselm von Canterbury in einer rührenden Gebetform ausgesprochen worden. Ja, man kann sagen, dass der heilige Augustin schon im zweiten Buche De libero arbitrio den ontologischen Beweis aufgestellt hat.

Ich enthalte mich, wie gesagt, aller popularisierenden Erörterung der Kant'schen Polemik gegen jene Beweise. Ich begnüge mich zu versichern, dass der Deismus seitdem im Reiche der spekulativen

*) In der neuesten französischen Ausgabe lautet dieser Absatz, wie folgt: „Der Orient und der Occident haben sich in Hyperbeln erschöpft. Denn mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat sich die Phantasie der Deisten vergeblich abgequält. Hier zeigt sich ganz ihre Ohnmacht, die Haltlosigkeit ihrer Weltansicht, ihrer Idee von der Natur Gottes, ihrer Beweise für sein Dasein, und es betrübt uns wenig zu sehen, wie Kant diese Beweisführungen von der Existenz Gottes zerstört hat."

Der Herausgeber.

Vernunft erblichen ist. Diese betrübende Todesnachricht bedarf vielleicht einiger Jahrhunderte, ehe sie sich allgemein verbreitet hat — wir aber haben längst Trauer angelegt. De profundis!

Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hause gehn? Bei Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philosophen traciert, er hat den Himmel gestürmt, er hat die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen, der Oberherr der Welt schwimmt unbewiesen in seinem Blute, es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenseitige Belohnung für diesseitige Enthaltsamkeit, die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — Das röchelt, Das stöhnt — und der alte Lampe steht dabei, mit seinem Regenschirm unterm Arm, als betrübter Zuschauer, und Angstschweiß und Thränen rinnen ihm vom Gesichte. Da erbarmt sich Immanuel Kant und zeigt, daſs er nicht bloß ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironisch spricht er: „Der alte Lampe muſs einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein — der Mensch soll aber auf der Welt glücklich sein — Das sagt die praktische Vernunft — meinetwegen — so

mag auch die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen.“ In Folge dieſes Arguments unterſcheidet Kant zwiſchen der theoretiſchen Vernunft und der praktiſchen Vernunft, und mit dieſer, wie mit einem Zauberſtäbchen, belebte er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretiſche Vernunft getödtet.

Hat vielleicht Kant dieſe Reſurrektion nicht bloß des alten Lampe wegen, ſondern auch der Polizei wegen unternommen? Oder hat er wirklich aus Überzeugung gehandelt? Hat er eben dadurch, daſs er alle Beweiſe für das Daſein Gottes zerſtörte, uns recht zeigen wollen, wie miſslich es iſt, wenn wir Nichts von der Exiſtenz Gottes wiſſen können? Er handelte da faſt eben ſo weiſe wie mein weſtphäliſcher Freund, welcher alle Laternen auf der Grohnderſtraße zu Göttingen zerſchlagen hatte, und uns nun dort, im Dunklen ſtehend, eine lange Rede hielt über die praktiſche Nothwendigkeit der Laternen, welche er nur deſshalb theoretiſch zerſchlagen habe, um uns zu zeigen, wie wir ohne dieſelben Nichts ſehen können.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daſs die Kritik der reinen Vernunft bei ihrem Erſcheinen nicht die geringſte Senſation gemacht. Erſt mehre Jahre ſpäter, als einige ſcharfſinnige Philoſophen Erläu-

terungen über dieſes Buch geſchrieben, erregte es die Aufmerkſamkeit des Publikums, und im Jahre 1789 war in Deutſchland von Nichts mehr die Rede als von Kant'ſcher Philoſophie, und ſie hatte ſchon in Hülle und Fülle ihre Kommentare, Chreſtomathien, Erklärungen, Beurtheilungen, Apologien u. ſ. w. Man braucht nur einen Blick auf den erſten beſten philoſophiſchen Katalog zu werfen, und die Unzahl von Schriften, die damals über Kant erſchienen, zeugt hinreichend von der geiſtigen Bewegung, die von dieſem einzigen Manne ausging. Bei dem Einen zeigte ſich ein ſchäumender Enthuſiasmus, bei dem Andern eine bittere Verdrießlichkeit, bei Vielen eine glotzende Erwartung über den Ausgang dieſer geiſtigen Revolution. Wir hatten Emeuten in der geiſtigen Welt eben ſo gut wie ihr in der materiellen Welt, und bei dem Niederreißen des alten Dogmatismus echauffierten wir uns eben ſo ſehr wie ihr beim Sturm der Baſtille. Es waren freilich ebenfalls nur ein paar alte Invaliden, welche den Dogmatismus, Das iſt die Wolf'ſche Philoſophie, vertheidigten. Es war eine Revolution, und es fehlte nicht an Greuel. Unter der Partei der Vergangenheit waren die eigentlichen guten Chriſten über jene Greuel am wenigſten ungehalten. Ja, ſie wünſchten noch ſchlimmere Greuel, damit ſich das

Maß fülle, und die Kontrerevolution desto schneller als nothwendige Reaktion stattfinde. Es gab bei uns Pessimisten in der Philosophie wie bei euch in der Politik. Wie es in Frankreich Leute gab, welche behaupteten, daſs Robespierre nur ein Agent Pitt's sei, gingen bei uns manche Pessimisten in der Selbstverblendung so weit, daſs sie sich einbildeten, Kant sei mit ihnen in einem geheimen Einverständnis, und habe die bisherigen Beweise für das Dasein Gottes nur deſshalb zerstört, damit die Welt einsehe, daſs man durch die Vernunft nimmermehr zur Erkenntnis Gottes gelange, und daſs man sich also hier an die geoffenbarte Religion halten müsse.

Diese große Geisterbewegung hat Kant nicht sowohl durch den Inhalt seiner Schriften hervorgebracht, als vielmehr durch den kritischen Geist, der darin waltete, und der sich jetzt in alle Wissenschaften eindrängte. Alle Disciplinen wurden davon ergriffen. Ja, sogar die Poesie blieb nicht verschont von ihrem Einfluſs. Schiller z. B. war ein gewaltsamer Kantianer, und seine Kunstansichten sind geschwängert von dem Geist der Kant'schen Philosophie. Der schönen Literatur und den schönen Künsten wurde diese Kant'sche Philosophie wegen ihrer abstrakten Trockenheit sehr schädlich. Zum Glück mischte sie sich nicht in die Kochkunst.

Das deutſche Volk läſſt ſich nicht leicht bewegen; iſt es aber einmal in irgend eine Bahn hineinbewegt, ſo wird es dieſelbe mit beharrlichſter Ausdauer bis ans Ende verfolgen. So zeigten wir uns in den Angelegenheiten der Religion. So zeigten wir uns nun auch in der Philoſophie. Werden wir uns eben ſo konſequent weiterbewegen in der Politik?

Deutſchland war durch Kant in die philoſophiſche Bahn hineingezogen, und die Philoſophie ward eine Nationalſache. Eine ſchöne Schar großer Denker ſproſſte plötzlich aus dem deutſchen Boden, wie hervorgezaubert. Wenn einſt, gleich der franzöſiſchen Revolution, auch die deutſche Philoſophie ihren Thiers und ihren Mignet findet, ſo wird die Geſchichte derſelben eine eben ſo merkwürdige Lektüre bieten, und der Deutſche wird ſie mit Stolz und der Franzoſe wird ſie mit Bewunderung leſen.

Unter den Schülern Kant's ragte ſchon frühe hervor Johann Gottlieb Fichte.

Ich verzweifle faſt, von der Bedeutung dieſes Mannes einen richtigen Begriff geben zu können. Bei Kant hatten wir nur ein Buch zu betrachten. Hier aber kommt außer dem Buche auch ein Mann in Betrachtung; in dieſem Manne ſind Gedanke und Geſinnung Eins, und in ſolcher großartigen

Einheit wirken sie auf die Mitwelt. Wir haben daher nicht bloß eine Philosophie zu erörtern, sondern auch einen Charakter, durch den sie gleichsam bedingt wird, und um beider Einfluss zu begreifen, bedürfte es auch wohl einer Darstellung der damaligen Zeitverhältnisse. Welche weitreichende Aufgabe! Vollauf sind wir gewiss entschuldigt, wenn wir hier nur dürftige Mittheilungen bieten.

Schon über den Fichte'schen Gedanken ist sehr schwer zu berichten. Auch hier stoßen wir auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Sie betreffen nicht bloß den Inhalt, sondern auch die Form und die Methode; Beides Dinge, womit wir den Ausländer gern zunächst bekannt machen. Zuerst also über die Fichte'sche Methode. Diese ist anfänglich ganz dem Kant entlehnt. Bald aber ändert sich diese Methode durch die Natur des Gegenstandes. Kant hatte nämlich nur eine Kritik, also etwas Negatives, Fichte aber hatte späterhin ein System, folglich etwas Positives aufzustellen. Wegen jenes Mangels an einem festen System hat man der Kant'schen Philosophie manchmal den Titel „Philosophie" absprechen wollen. In Beziehung auf Immanuel Kant selber hatte man Recht, keineswegs aber in Beziehung auf die Kantianer, die aus Kant's Sätzen eine hinlängliche Anzahl von festen Systemen zusammengebaut. In

ſeinen früheren Schriften bleibt Fichte, wie geſagt, der Kant'ſchen Methode ganz treu, ſo daſs man ſeine erſte Abhandlung, als ſie anonym erſchien, für ein Werk von Kant halten konnte. Da Fichte aber ſpäter ein Syſtem aufſtellt, ſo geräth er in ein eifriges, gar eigenſinniges Konſtruieren, und wenn er die ganze Welt konſtruiert hat, ſo beginnt er eben ſo eifrig und eigenſinnig von oben bis unten herab ſeine Konſtruktionen zu demonſtrieren. In dieſem Konſtruieren und Demonſtrieren bekundet Fichte eine, ſo zu ſagen, abſtrakte Leidenſchaft. Wie in ſeinem Syſtem ſelbſt, ſo herrſcht bald die Subjektivität auch in ſeinem Vortrag. Kant hingegen legt den Gedanken vor ſich hin, und ſeciert ihn, und zerlegt ihn in ſeine feinſten Faſern, und ſeine Kritik der reinen Vernunft iſt gleichſam das anatomiſche Theater des Geiſtes. Er ſelber bleibt dabei kalt, gefühllos, wie ein echter Wundarzt.

Wie die Methode, ſo auch die Form der Fichte'ſchen Schriften. Sie iſt lebendig, aber ſie hat auch alle Fehler des Lebens: ſie iſt unruhig und verwirrſam. Um recht lebendig zu bleiben, verſchmäht Fichte die gewöhnliche Terminologie der Philoſophen, die ihm etwas Todtes dünkt; aber wir gerathen dadurch noch viel weniger zum Verſtändnis. Er hat überhaupt über Verſtändnis ganz eigene Grillen.

Als Reinhold mit ihm gleicher Meinung war, erklärte Fichte, daſs ihn Niemand beſſer verſtehe wie Reinhold. Als Dieſer aber ſpäter von ihm abwich, erklärte Fichte, er habe ihn nie verſtanden. Als er mit Kant differencierte, ließ er drucken, Kant verſtehe ſich ſelber nicht. Ich berühre hier überhaupt die komiſche Seite unſerer Philoſophen. Sie klagen beſtändig über Nichtverſtandenwerden. Als Hegel auf dem Todbette lag, ſagte er: „Nur Einer hat mich verſtanden," aber gleich darauf fügte er verdrießlich hinzu: „Und Der hat mich auch nicht verſtanden."

In Betreff ihres Inhalts an und für ſich hat die Fichte'ſche Philoſophie keine große Bedeutung. Sie hat der Geſellſchaft keine Reſultate geliefert. Nur inſofern ſie eine der merkwürdigſten Phaſen der deutſchen Philoſophie überhaupt iſt, nur inſofern ſie die Unfruchtbarkeit des Idealismus in ſeiner letzten Konſequenz beurkundet, und nur inſofern ſie den nothwendigen Übergang zur heutigen Naturphiloſophie bildet, iſt der Inhalt der Fichte'ſchen Lehre von einigem Intereſſe. Da dieſer Inhalt alſo mehr hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich als ſocial wichtig iſt, will ich ihn nur mit den kürzeſten Worten andeuten.

Die Aufgabe, welche sich Fichte stellt, ist: Welche Gründe haben wir, anzunehmen, dass unseren Vorstellungen von Dingen auch Dinge außer uns entsprechen? Und dieser Frage giebt er die Lösung: Alle Dinge haben Realität nur in unserem Geiste.

Wie die Kritik der reinen Vernunft das Hauptbuch von Kant, so ist die „Wissenschaftslehre“ das Hauptbuch von Fichte. Dieses Buch ist gleichsam eine Fortsetzung des ersteren. Die Wissenschaftslehre verweist den Geist ebenfalls in sich selbst. Aber wo Kant analysiert, da konstruiert Fichte. Die Wissenschaftslehre beginnt mit einer abstrakten Formel (Ich=Ich), sie erschafft die Welt hervor aus der Tiefe des Geistes, sie fügt die zersetzten Theile wieder zusammen, sie macht den Weg der Abstraktion zurück, bis sie zur Erscheinungswelt gelangt. Diese Erscheinungswelt kann alsdann der Geist für nothwendige Handlungen der Intelligenz erklären.

Bei Fichte ist noch die besondere Schwierigkeit, dass er dem Geiste zumuthet, sich selber zu beobachten, während er thätig ist. Das Ich soll über seine intellektuellen Handlungen Betrachtungen anstellen, während es sie ausführt. Der Gedanke soll sich selber belauschen, während er denkt, während er allmählich warm und wärmer und endlich gar wird. Diese Operation mahnt uns an den

Affen, der am Feuerherde vor einem kupfernen Keſſel ſitzt und ſeinen eigenen Schwanz kocht. Denn er meinte, die wahre Kochkunſt beſteht nicht darin, daſs man bloß objektiv kocht, ſondern auch ſubjektiv des Kochens bewuſſt wird.

Es iſt ein eigener Umſtand, daſs die Fichte'ſche Philoſophie immer Viel von der Satire auszuſtehen hatte. Ich ſah mal eine Karikatur, die eine Fichte'ſche Gans vorſtellt. Sie hat eine ſo große Leber, daſs ſie nicht mehr weiß, ob ſie die Gans oder ob ſie die Leber iſt. Auf ihrem Bauch ſteht: Ich=Ich. Jean Paul hat die Fichte'ſche Philoſophie aufs heilloſeſte perſifflert in einem Buche, betitelt Clavis Fichteana. Daſs der Idealismus in ſeiner konſequenten Durchführung am Ende gar die Realität der Materie leugnete, Das erſchien dem großen Publikum als ein Spaß, der zu weit getrieben. Wir mokierten uns nicht übel über das Fichte'ſche Ich, welches die ganze Erſcheinungswelt durch ſein bloßes Denken producierte. Unſeren Spöttern kam dabei ein Miſsverſtändnis zu Statten, das zu populär geworden, als daſs ich es unerwähnt laſſen dürfte. Der große Haufe meinte nämlich, das Fichte'ſche Ich, Das ſei das Ich von Johann Gottlieb Fichte, und dieſes individuelle Ich leugne alle anderen Exiſtenzen. Welche Unverſchämtheit! riefen die guten Leute, dieſer

Mensch glaubt nicht, dass wir existieren, wir, die wir weit korpulenter als er und als Bürgermeister und Amtsaktuare sogar seine Vorgesetzten sind! Die Damen fragten: Glaubt er nicht wenigstens an die Existenz seiner Frau? Nein? Und Das lässt Madame Fichte so hingehn?

Das Fichte'sche Ich ist aber kein individuelles Ich, sondern das zum Bewusstsein gekommene allgemeine Welt-Ich. Das Fichte'sche Denken ist nicht das Denken eines Individuums, eines bestimmten Menschen, der Johann Gottlieb Fichte heißt; es ist vielmehr ein allgemeines Denken, das sich in einem Individuum manifestiert. So wie man sagt: „Es regnet, es blitzt" u. s. w., so sollte auch Fichte nicht sagen: „Ich denke," sondern: „Es denkt," „Das allgemeine Weltdenken denkt in mir."

Bei einer Vergleichung der französischen Revolution mit der deutschen Philosophie habe ich einst, mehr aus Scherz als im Ernste, den Fichte mit Napoleon verglichen. Aber, in der That, es bieten sich hier bedeutsame Ähnlichkeiten. Nachdem die Kantianer ihr terroristisches Zerstörungswerk vollbracht, erscheint Fichte, wie Napoleon erschienen, nachdem die Konvention ebenfalls mit einer reinen Vernunftkritik die ganze Vergangenheit niedergerissen hatte. Napoleon und Fichte repräsentieren das große

unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und That Eins sind, und die kolossalen Gebäude, welche Beide zu konstruieren wissen, zeugen von einem kolossalen Willen. Aber durch die Schrankenlosigkeit dieses Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zu Grunde, und die Wissenschaftslehre wie das Kaiserreich zerfallen und verschwinden eben so schnell, wie sie entstanden.

Das Kaiserreich gehört nur noch der Geschichte, aber die Bewegung, welche der Kaiser in der Welt hervorgebracht, ist noch immer nicht gestillt, und von dieser Bewegung lebt noch unsere Gegenwart. So ist es auch mit der Fichte'schen Philosophie. Sie ist ganz untergegangen, aber die Geister sind noch aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar ist die Nachwirkung seines Wortes. Wenn auch der ganze Transcendentalidealismus ein Irrthum war, so lebte doch in den Fichte'schen Schriften eine stolze Unabhängigkeit, eine Freiheitsliebe, eine Manneswürde, die besonders auf die Jugend einen heilsamen Einfluss übte. Fichte's Ich war ganz übereinstimmend mit seinem unbeugsamen, hartnäckigen, eisernen Charakter. Die Lehre von einem solchen allmächtigen Ich konnte vielleicht nur einem solchen Charakter entsprießen, und ein solcher Charakter musste, zurückwurzelnd in

eine solche Lehre, noch unbeugsamer werden, noch hartnäckiger, noch eiserner.

Wie musste dieser Mann den gesinnungslosen Skeptikern, den frivolen Eklektikern und den Moderanten von allen Farben ein Greuel sein! Sein ganzes Leben war ein beständiger Kampf. Seine Jugendgeschichte ist eine Reihe von Kümmernissen, wie bei fast allen unseren ausgezeichneten Männern. Armuth sitzt an ihrer Wiege und schaukelt sie groß, und diese magere Amme bleibt ihre treue Lebensgefährtin.

Nichts ist rührender, als den willenstolzen Fichte zu sehen, wie er sich durch Hofmeisterei in der Welt durchzuquälen sucht. Solches klägliche Dienstbrot kann er nicht einmal in der Heimath finden, und er muss nach Warschau wandern. Dort die alte Geschichte. Der Hofmeister missfällt der gnädigen Frau, oder vielleicht gar der ungnädigen Kammerjungfer. Seine Kratzfüße sind nicht fein genug, nicht französisch genug, und er wird nicht mehr würdig befunden, die Erziehung eines kleinen polnischen Junkers zu leiten. Johann Gottlieb Fichte wird abgeschafft wie ein Lakai, erhält von der missvergnügten Herrschaft kaum einen dürftigen Zehrpfennig, verlässt Warschau und wandert nach Königsberg, in jugendlichem Enthusiasmus, um Kant kennen zu lernen. Das Zusammentreffen dieser beiden Männer

ist in jeder Hinsicht interessant, und ich glaube, Beider Weise und Zustände nicht besser veranschaulichen zu können, als indem ich ein Fragment aus Fichte's Tagebuch mittheile, das in einer Biographie Desselben, die sein Sohn unlängst herausgegeben, enthalten ist:

„Am fünfundzwanzigsten Juni ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorther, und traf ohne besondere Fährlichkeiten am ersten Juli daselbst ein. — Den vierten. Kant besucht, der mich indeß nicht sonderlich aufnahm; ich hospitierte bei ihm, und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag ist schläfrig. Unterdeß schrieb ich dies Tagebuch. —

„— Schon lange wollte ich Kant ernsthafter besuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf, eine Kritik aller Offenbarungen zu schreiben, und sie ihm statt einer Empfehlung zu überreichen. Ich fing ungefähr den dreizehnten damit an, und arbeitete seitdem ununterbrochen fort. — Am achtzehnten August überschickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant, und ging den fünfundzwanzigsten hin, um sein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichneter Güte, und schien sehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem näheren wissenschaftlichen Gespräche kam es nicht; wegen meiner philosophischen Zweifel

verwies er mich an seine Kritik der reinen Vernunft und an den Hofprediger Schulz, den ich sofort aufsuchen werde. Am sechsundzwanzigsten speiste ich bei Kant, in Gesellschaft des Professor Sommer, und fand einen sehr angenehmen, geistreichen Mann an Kant; erst jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen, in seinen Schriften niedergelegten Geistes würdig sind.

„Den siebenundzwanzigsten endigte ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher schon die Excerpte aus den Kant'schen Vorlesungen über Anthropologie, welche mir Herr v. S. geliehen, beendigt hatte. Zugleich beschließe ich, jenes hinfüro ordentlich alle Abende vor Schlafengehn fortzusetzen, und alles Interessante, was mir begegnet, besonders aber Charakterzüge und Bemerkungen, einzutragen."

„Den achtundzwanzigsten, Abends. Noch gestern fing ich an, meine Kritik zu revidieren, und kam auf recht gute tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daſs die erste Bearbeitung von Grund aus oberflächlich ist. Heute wollte ich die neuen Untersuchungen fortsetzen, fand mich aber von meiner Phantasie so fortgerissen, daſs ich den ganzen Tag Nichts habe thun können. In meiner jetzigen Lage ist Dies nun leider kein Wunder! Ich habe berechnet, daſs ich von heute an nur noch vierzehn Tage hier sub-

fiſtieren kann. — Freilich bin ich ſchon in ſolchen Verlegenheiten geweſen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderem Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entſchluſs, kann keinen faſſen. — Dem Paſtor Borowski, zu welchem Kant mich gehen ließ, werde ich mich nicht entdecken; ſoll ich mich ja entdecken, ſo geſchieht es an Niemand als an Kant ſelbſt.

„Am neunundzwanzigſten ging ich zu Borowski, und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er ſchlug mir eine Kondition vor, die aber noch nicht völlig gewiſs iſt, und die mich auch gar nicht ſehr freut; zugleich nöthigte er mir durch ſeine Offenheit das Geſtändnis ab, daſs ich preſſiert ſei, eine Verſorgung zu wünſchen. Er rieth mir, zu Profeſſor W. zu gehen. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. — Am folgenden Tage ging ich in der That zu W., und nachher zum Hofprediger Schülz. Die Ausſichten bei Erſterem ſind ſehr miſslich; doch ſprach er von Hauslehrerſtellen im Kurländiſchen, die mich ebenfalls nur die höchſte Noth anzunehmen bewegen wird! Nachher zum Hofprediger, wo Anfangs mich ſeine Gattin empfing. Auch er erſchien, aber in mathematiſche Zirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch

die Empfehlung Kant's desto freundlicher. Es ist ein eckiges preußisches Gesicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit selbst aus seinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen Herrn Bräunlich und Dessen Pflegbefohlnen, den Grafen Dänhof, Herrn Büttner, Neveu des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Ehrhard, einen guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntnis.

„Am ersten September stand ein Entschluss in mir fest, den ich Kant entdecken wollte; eine Hauslehrerstelle, so ungern ich dieselbe auch angenommen hätte, findet sich nicht, und die Ungewissheit meiner Lage hindert mich hier, mit freiem Geiste zu arbeiten und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen: also fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehen, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kant's Vermittelung verschafft werden. Aber indem ich zu ihm gehen und meinen Vorschlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beschloss, zu schreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen sehr angenehmen Abend verlebte. Am zweiten vollendete ich den Brief an Kant und schickte ihn ab."

Trotz seiner Merkwürdigkeit, kann ich mich doch nicht entschließen, diesen Brief hier in fran-

zösischer Sprache mitzutheilen. Ich glaube, es steigt mir eine Röthe in die Wangen, und mir ist, als sollte ich die verschämtesten Kümmernisse der eignen Familie vor fremden Leuten erzählen. Trotz meinem Streben nach französischem Weltsinn, trotz meinem philosophischen Kosmopolitismus, sitzt doch immer das alte Deutschland mit allen seinen Spießbürgergefühlen in meiner Brust. — Genug, ich kann jenen Brief nicht mittheilen, und ich berichte hier nur: Immanuel Kant war so arm, daſs er, trotz der herzzerreißend rührenden Sprache jenes Briefes, dem Johann Gottlieb Fichte kein Geld borgen konnte. Letzterer ward aber darob nicht im mindesten unmuthig, wie wir aus den Worten des Tagebuchs, die ich noch hierhersetzen will, schließen können:

„Am dritten September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Offenheit, sagte aber, er habe sich über meinen Vorschlag noch nicht resolviert; jetzt bis in vierzehn Tagen sei er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Übrigens machte er Schwierigkeiten über meine Desseins, welche verriethen, daſs er unsere Lage in Sachsen nicht genug kennt. — — Alle diese Tage habe ich Nichts gemacht; ich will aber wieder arbeiten und das Übrige schlechthin Gott überlassen. — Am sechsten. Ich war zu Kant

gebeten, der mir vorschlug, mein Manuskript über die Kritik aller Offenbarungen durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es sei gut geschrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung sprach. — Ist Dies wahr? Und doch sagt es Kant! — Übrigens schlug er mir meine erste Bitte ab. — Am zehnten war ich zu Mittag bei Kant. Nichts von unserer Affäre; Magister Gensichen war zugegen, und nur allgemeine zum Theil sehr interessante Gespräche; auch ist Kant ganz unverändert gegen mich Derselbe. — — Am dreizehnten. Heute wollte ich arbeiten, und thue Nichts. Mein Missmuth überfällt mich. Wie wird Dies ablaufen? Wie wird es heut über acht Tage um mich stehen? Da ist mein Geld rein aufgezehrt!"

Nach vielem Umherirren, nach einem langen Aufenthalt in der Schweiz findet Fichte endlich eine feste Stelle in Jena, und von hieraus datiert sich seine Glanzperiode. Jena und Weimar, zwei sächsische Städtchen, die nur wenige Stunden von einander entfernt liegen, waren damals der Mittelpunkt des deutschen Geisterlebens. In Weimar war der Hof und die Poesie, in Jena war die Universität und die Philosophie. Dort sahen wir die größten Dichter, hier die größten Gelehrten Deutschlands. Anno 1794 begann Fichte seine Vorlesungen

in Jena. Die Jahrzahl ist bedeutsam und erklärt sowohl den Geist seiner damaligen Schriften, als auch die Tribulationen, denen er seitdem ausgesetzt stand, und denen er vier Jahre später endlich unterlag. Anno 1798 nämlich erheben sich gegen ihn die Anklagen wegen Atheismus, die ihm unleidliche Verfolgungen zuziehen und auch seinen Abgang von Jena bewirken. Diese Begebenheit, die merkwürdigste in Fichte's Leben, hat zugleich eine allgemeine Bedeutung, und wir dürfen nicht davon schweigen. Hier kommt auch Fichte's Ansicht von der Natur Gottes ganz eigentlich zur Sprache.

In der Zeitschrift „Philosophisches Journal," welche Fichte damals herausgab, druckte er einen Aufsatz, betitelt „Entwickelung des Begriffs Religion," der ihm von einem gewissen Forberg, welcher Schullehrer zu Sahlfeld, eingesendet worden. Diesem Aufsatz fügte er noch eine kleine erläuternde Abhandlung hinzu, unter dem Titel: „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung."

Die beiden Stücke nun wurden von der kursächsischen Regierung konfisciert, unter dem Vorgeben, sie enthielten Atheismus, und zugleich ging von Dresden aus ein Requisitionsschreiben an den Weimar'schen Hof, worin derselbe aufgefordert wurde, den Professor Fichte ernstlich zu bestrafen. Der Wei-

mar'sche Hof hatte nun freilich von dergleichen Ansinnen sich keineswegs irreleiten lassen; aber da Fichte bei diesem Vorfalle die größten Fehlgriffe beging, da er nämlich eine Appellation ans Publikum schrieb, ohne seine officielle Behörde zu berücksichtigen, so hat diese, die Weimar'sche Regierung, verstimmt und von außen gedrängt, dennoch nicht vermeiden können, den in seinen Ausdrücken unvorsichtigen Professor mit einer gelinden Rüge zu erquicken. Fichte aber, der sich in seinem Rechte glaubte, wollte solche Rüge nicht geduldig hinnehmen und verließ Jena. Nach seinen damaligen Briefen zu schließen, wurmte ihn ganz besonders das Verhalten zweier Männer, die durch ihre amtliche Stellung in seiner Sache besonders wichtige Stimmen hatten, und Dieses waren Se. Ehrwürden der Oberkonsistorialrath von Herder und Se. Excellenz der Geheime-Rath von Goethe. Aber Beide sind hinreichend zu entschuldigen. Es ist rührend, wenn man in Herder's hinterlassenen Briefen liest, wie der arme Herder seine liebe Noth hatte mit den Kandidaten der Theologie, die, nachdem sie in Jena studiert, zu ihm nach Weimar kamen, um als protestantische Prediger examiniert zu werden. Über Christus, den Sohn, wagte er im Examen sie gar nicht mehr zu befragen; er war froh genug, wenn man ihm nur

die Existenz des Vaters zugestand. Was Goethe betrifft, so hat er sich in seinen Memoiren über obiges Ereignis folgendermaßen geäußert:

„Nach Reinhold's Abgang von Jena, der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen im höheren Betracht Nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

„Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorlesungen benutzen wollte, an Werktagen verkümmert hatte, so unternahm er Sonntags Vorlesungen, deren Einleitung Hindernisse fand. Kleine und größere daraus entspringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der oberen Behörden, getuscht und geschlichtet, als uns Dessen Äußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zuzogen.

„Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien. Er ward in Anspruch genommen; seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man diesseits für ihn gesinnt sei, wie wohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben so wenig, wie man ihm auf das gelindeste herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Bestärken und Entschließen wogte in vielfachen unsicheren Reden auf der Akademie in einander; man sprach von einem ministeriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, dessen Fichte sich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Fassung, hielt er sich für berechtigt, ein heftiges Schreiben beim Ministerium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiss voraussetzend, mit Ungestüm und Trotz erklärte, er werde Dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in solchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer, mit ihm einstimmig, den Ort zu verlassen gedächten.

„Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysirt; hier blieb kein Ausweg, keine Vermittlung übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne Weiteres seine Entlassung zu ertheilen. Nun erst, nachdem die Sache sich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er musste seinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.“

Ist Das nicht, wie er leibt und lebt, der ministerielle, schlichtende, vertuschende Goethe? Er rügt im Grunde nur, dass Fichte Das gesprochen, was er dachte, und dass er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken gesprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, sondern das Wort. Dass der Deismus in der deutschen Denkerwelt seit Kant vernichtet sei, war, wie ich schon einmal gesagt, ein Geheimnis, das Jeder wusste, das man aber nicht laut auf dem Markte ausschreien sollte. Goethe war so wenig Deist wie Fichte; denn er war Pantheist. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe mit seinem scharfen Auge die Haltlosigkeit der Fichte'schen Philosophie am besten durchschauen, und seine milden Lippen mussten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deisten am Ende Alle sind, musste Fichte ein Greuel sein; dem großen Heiden war er bloß

eine Thorheit. Der „große Heide“ ist nämlich der Name, den man in Deutschland dem Goethe beilegt. Doch ist dieser Name nicht ganz passend. Das Heidenthum des Goethe ist wunderbar moderniſiert. Seine ſtarke Heidennatur bekundet ſich in dem klaren, ſcharfen Auffaſſen aller äußeren Erſcheinungen, aller Farben und Geſtalten; aber das Chriſtenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einer tieferen Verſtändnis begabt, trotz ſeines ſträubenden Widerwillens hat das Chriſtenthum ihn eingeweiht in die Geheimniſſe der Geiſterwelt, er hat vom Blute Chriſti genoſſen, und dadurch verſtand er die verborgenſten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verſtand, als ein Tropfen Blut des erſchlagenen Drachen ſeine Lippen benetzte. Es iſt merkwürdig wie bei Goethe jene Heidennatur von unſerer heutigſten Sentimentalität durchdrungen war, wie der antike Marmor ſo modern pulſierte, und wie er die Leiden eines jungen Werther's eben ſo ſtark mitempfand, wie die Freuden eines alten Griechengotts. Der Pantheismus des Goethe iſt alſo von dem heidniſchen ſehr unterſchieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poeſie. Alle Gedichte Goethe's ſind durchdrungen von demſelben Geiſte, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht.

Daſs Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wenigſtens beſchäftigte er ſich damit während ſeiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang ſeiner Memoiren, ſo wie auch in dem kürzlich erſchienenen letzten Bande derſelben, hat er Solches freimüthig bekannt. Ich weiß nicht mehr, wo ich es geleſen, daſs Herder über dieſe beſtändige Beſchäftigung mit Spinoza einſt übellaunig ausrief: Wenn doch der Goethe einmal ein anderes lateiniſches Buch als den Spinoza in die Hand nähme! Aber Dieſes gilt nicht bloß von Goethe; noch eine Menge ſeiner Freunde, die ſpäter mehr oder minder als Dichter bekannt wurden, huldigten frühzeit dem Pantheismus, und dieſer blühte praktiſch in der deutſchen Kunſt, ehe er noch als philoſophiſche Theorie bei uns zur Herrſchaft gelangte. Eben zur Zeit Fichte's, als der Idealismus im Reiche der Philoſophie ſeine erhabenſte Blüthezeit feierte, ward er im Reiche der Kunſt gewaltſam zerſtört, und es entſtand hier jene berühmte Kunſtrevolution, die noch heute nicht beendigt iſt, und die mit dem Kampfe der Romantiker gegen das altklaſſiſche Regime, mit den Schlegel'ſchen Emeuten*), anfängt.

*) Die Worte „mit den Schlegel'ſchen Emeuten" fehlen in den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

In der That, unſere erſten Romantiker handelten aus einem pantheiſtiſchen Inſtinkt, den ſie ſelbſt nicht begriffen. Das Gefühl, das ſie für Heimweh nach der katholiſchen Mutterkirche hielten, war tieferen Urſprungs als ſie ſelbſt ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Überlieferungen des Mittelalters, für deſſen Volksglauben, Teufelthum, Zauberweſen, Hexerei . . . alles Das war eine bei ihnen plötzlich erwachte, aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der ſchnöde beſchmutzten und boshaft verſtümmelten Geſtalt liebten ſie eigentlich nur die vorchriſtliche Religion ihrer Väter. Hier muſs ich erinnern an das erſte Buch, wo ich gezeigt, wie das Chriſtenthum die Elemente der altgermaniſchen Religion in ſich aufgenommen, wie dieſe nach ſchmählichſter Umwandlung ſich im Volksglauben des Mittelalters erhalten haben, ſo daſs der alte Naturdienſt als lauter böſe Zauberei, die alten Götter als lauter häſsliche Teufel und ihre keuſchen Prieſterinnen als lauter ruchloſe Hexen betrachtet wurden. Die Verirrungen unſerer erſten Romantiker laſſen ſich von dieſem Geſichtspunkte aus etwas milder beurtheilen, als es ſonſt geſchieht. Sie wollten das katholiſche Weſen des Mittelalters reſtaurieren, weil ſie fühlten, daſs von den Heilig-

thümern ihrer älteſten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer früheſten Nationalität, ſich noch Manches darin erhalten hat; es waren dieſe verſtümmelten und geſchändeten Reliquien, die ihr Gemüth ſo ſympathetiſch anzogen, und ſie haſſten den Proteſtantismus und den Liberalismus, die Dergleichen mitſammt der ganzen katholiſchen Vergangenheit zu vertilgen ſtreben.

Doch darüber werde ich ſpäter ſprechen. Hier gilt es nur zu erwähnen, daſs der Pantheismus ſchon zur Zeit Fichte's in die deutſche Kunſt eindrang, daſs ſogar die katholiſchen Romantiker unbewuſſt dieſer Richtung folgten, und daſs Goethe ſie am beſtimmteſten ausſprach. Dieſes geſchieht ſchon im Werther, wo er nach einer liebeſeligen Identificierung mit der Natur ſchmachtet. Im Fauſt ſucht er ein Verhältnis mit der Natur anzuknüpfen auf einem trotzig myſtiſchen, unmittelbaren Wege; er beſchwört die geheimen Erdkräfte durch die Zauberformeln des Höllenzwangs*). Aber am reinſten und lieb-

*) „— des uralten Zauberbuchs, das ich mal in einer alten Kloſterbibliothek geſehen, wo es an der Kette lag; das Titelblatt zeigt das Bild des Feuerkönigs, an deſſen Lippen ein Schloſs hängt, und auf deſſen Haupt der Vogel Specht ſteht mit der Wünſchelruthe im Schnabel," folgt hier in den franzöſiſchen Ausgaben. In dem deutſchen Manuſkript hat

lichsten beurkundet sich dieser Goethe'sche Pantheismus in seinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethe'sches Lied. Daher die Wuth unserer Orthodoxen und Pietisten gegen das Goethe'sche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen sie nach diesem Schmetterling, der ihnen beständig entflattert. Das ist so zart ätherisch, so duftig beflügelt. Ihr Franzosen könnt euch keinen Begriff davon machen, wenn ihr die Sprache nicht kennt. Diese Goethe'schen Lieder haben einen neckischen Zauber, der unbeschreibbar. Die harmonischen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küsst.

In Goethe's Betragen gegen Fichte sehen wir also keineswegs die häßlichen Motive, die von manchen Zeitgenossen mit noch häßlicheren Worten bezeichnet worden. Sie hatten die verschiedene Natur beider Männer nicht begriffen. Die Mildesten missdeuteten die Passivität Goethe's, als später Fichte stark bedrängt und verfolgt wurde. Sie berücksichtigten nicht Goethe's Lage. Dieser Riese war Mi-

---

Heine die Stelle durchstrichen. In der neuesten französischen Ausgabe ist „Specht" in „Rabe" geändert.

Der Herausgeber.

niſter in einem deutſchen Zwergſtaate. Er konnte ſich nie natürlich bewegen. Man ſagte von dem ſitzenden Jupiter des Phidias zu Olympia, daſs er das Dachgewölbe des Tempels zerſprengen würde, wenn er Einmal plötzlich aufſtünde. Dies war ganz die Lage Goethe's zu Weimar; wenn er aus ſeiner ſtillſitzenden Ruhe einmal plötzlich in die Höhe gefahren wäre, er hätte den Staatsgiebel durchbrochen, oder, was noch wahrſcheinlicher, er hätte ſich daran den Kopf zerſtoßen. Und Dieſes ſollte er riskieren für eine Lehre, die nicht bloß irrig, ſondern auch lächerlich? Der deutſche Jupiter blieb ruhig ſitzen, und ließ ſich ruhig anbeten und beräuchern.

Es würde mich von meinem Thema zu ſehr entfernen, wollte ich vom Standpunkte damaliger Kunſtintereſſen aus das Betragen Goethe's bei Gelegenheit der Anklage Fichte's noch gründlicher rechtfertigen. Für Fichte ſpricht nur, daſs die Anklage eigentlich ein Vorwand war und daſs ſich politiſche Verhetzungen dahinter verbargen. Denn wegen Atheismus kann wohl ein Theolog angeklagt werden, weil er ſich verpflichtet hat, beſtimmte Doktrinen zu lehren. Ein Philoſoph hat aber keine ſolche Verpflichtung eingegangen, kann ſie nicht eingehn, und ſein Gedanke iſt frei wie der Vogel in der Luft. — Es iſt vielleicht Unrecht, daſs ich, theils um meine

eigenen, theils um Anderer Gefühle zu ſchonen, nicht Alles, was jene Anklage ſelbſt begründete und rechtfertigte, hier mittheile. Nur eine von den miſslichen Stellen will ich aus dem inkulpierten Aufſatze hier herſetzen: „— — Die lebendige und wirkende moraliſche Ordnung iſt ſelbſt Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes, und können keinen anderen faſſen. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moraliſchen Weltordnung herauszugehen und vermittelſt eines Schluſſes vom Begründeten auf den Grund noch ein beſonderes Weſen als die Urſache deſſelben anzunehmen; der urſprüngliche Verſtand macht ſonach dieſen Schluſs ſicher nicht, und kennt kein ſolches beſonderes Weſen; nur eine ſich ſelbſt miſsverſtehende Philoſophie macht ihn. — —“

Wie es halsſtarrigen Menſchen eigenthümlich, ſo hat ſich Fichte in ſeiner Appellation an das Publikum und ſeiner gerichtlichen Verantwortung noch derber und greller ausgeſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die unſer tiefſtes Gemüth verletzen. Wir, die wir an einen wirklichen Gott glauben, der unſeren Sinnen in der unendlichen Ausdehnung, und unſerem Geiſte in dem unendlichen Gedanken ſich offenbart, wir, die wir einen ſichtbaren Gott verehren in der Natur, und ſeine unſichtbare Stimme in unſerer eigenen Seele vernehmen: wir werden

widerwärtig berührt von den grellen Worten, womit Fichte unſeren Gott für ein bloßes Hirngeſpinſt erklärt und ſogar ironiſiert. Es iſt zweifelhaft, in der That, ob es Ironie oder bloßer Wahnſinn iſt, wenn Fichte den lieben Gott von allem ſinnlichen Zuſatze ſo rein befreit, daſs er ihm ſogar die Exiſtenz abſpricht, weil Exiſtieren ein ſinnlicher Begriff und nur als ſinnlicher möglich iſt! Die Wiſſenſchaftslehre, ſagt er, kennt kein anderes Sein als das ſinnliche, und da nur den Gegenſtänden der Erfahrung ein Sein zugeſchrieben werden kann, ſo iſt dieſes Prädikat bei Gott nicht zu gebrauchen. Demnach hat der Fichte'ſche Gott keine Exiſtenz, er iſt nicht, er manifeſtiert ſich nur als reines Handeln, als eine Ordnung von Begebenheiten, als ordo ordinans, als das Weltgeſetz.

Solchermaßen hat der Idealismus die Gottheit durch alle möglichen Abſtraktionen ſo lange durchfiltriert, bis am Ende gar Nichts mehr von ihr übrig blieb. Jetzt, wie bei euch an der Stelle eines Königs, ſo bei uns an der Stelle eines Gottes, herrſchte das Geſetz.

Was iſt aber unſinniger, eine loi athée, ein Geſetz, welches keinen Gott hat, oder ein Dieu-loi, ein Gott, der nur ein Geſetz iſt?

Der Fichte'sche Idealismus gehört zu den kolossalsten Irrthümern, die jemals der menschliche Geist ausgeheckt. Er ist gottloser und verdammlicher als der plumpste Materialismus. Was man Atheismus der Materialisten hier in Frankreich nennt, wäre, wie ich leicht zeigen könnte, noch immer etwas Erbauliches, etwas Frommgläubiges, in Vergleichung mit den Resultaten des Fichte'schen Transcendentalidealismus. So Viel weiß ich, beide sind mir zuwider. Beide Ansichten sind auch antipoetisch. Die französischen Materialisten haben eben so schlechte Verse gemacht, wie die deutschen Transcendentalidealisten. Aber staatsgefährlich ist die Lehre Fichte's keineswegs gewesen, und noch weniger verdiente sie als staatsgefährlich verfolgt zu werden. Um von dieser Irrlehre missleitet werden zu können, dazu bedurfte man eines spekulativen Scharfsinns, wie er nur bei wenigen Menschen gefunden wird. Dem großen Haufen mit seinen tausend dicken Köpfen war diese Irrlehre ganz unzugänglich. Die Fichte'sche Ansicht von Gott hätte also auf rationellem, aber nicht auf polizeilichem Wege widerlegt werden müssen. Wegen Atheismus in der Philosophie angeklagt zu werden, war auch in Deutschland so etwas Befremdliches, dass Fichte wirklich im Anfang gar nicht wusste, was man begehre. Ganz richtig sagte

er, die Frage, ob eine Philoſophie atheiſtiſch ſei oder nicht, klinge einem Philoſophen eben ſo wunderlich, wie etwa einem Mathematiker die Frage, ob ein Dreieck grün oder roth ſei.

Jene Anklage hatte alſo ihre verborgenen Gründe, und dieſe hat Fichte bald begriffen. Da er der ehrlichſte Menſch von der Welt war, ſo dürfen wir einem Briefe, worin er ſich gegen Reinhold über jene verborgenen Gründe ausſpricht, völligen Glauben ſchenken, und da dieſer Brief, datiert vom zweiundzwanzigſten Mai 1799, die ganze Zeit ſchildert und die ganze Bedrängnis des Mannes veranſchaulichen kann, ſo wollen wir einen Theil desſelben hierherſetzen:

„Ermattung und Ekel beſtimmen mich zu dem Dir ſchon mitgetheilten Entſchluſſe, für einige Jahre ganz zu verſchwinden. Ich war, meiner damaligen Anſicht der Sache nach, ſogar überzeugt, daſs dieſen Entſchluſs die Pflicht fordere, indem bei der gegenwärtigen Gährung ich ohnedies nicht gehört werden und die Gährung nur ärger machen würde, nach ein Paar Jahren aber, wenn die erſte Befremdung ſich gelegt, ich mit deſto größerem Nachdruck ſprechen würde. — Ich denke jetzt anders. Ich darf jetzt nicht verſtummen; ſchweige ich jetzt, ſo dürfte ich wohl nie wieder ans Reden kommen. — Es war

mir, seit der Verbindung Rußlands mit Östreich, schon längst wahrscheinlich, was mir nunmehr durch die neuesten Begebenheiten, und besonders seit dem gräßlichen Gesandtenmord (über den man hier jubelt, und über welchen S. und G. ausrufen: So ist's Recht, diese Hunde muß man todtschlagen), völlig gewiß ist, daß der Despotismus sich von nun an mit Verzweiflung vertheidigen wird, daß er durch Paul und Pitt konsequent wird, daß die Basis seines Plans die ist, die Geistesfreiheit auszurotten, und daß die Deutschen ihm die Erreichung dieses Zwecks nicht erschweren werden.

„Glaube z. B. nicht, daß der Weimar'sche Hof geglaubt hat, der Frequenz der Universität werde durch meine Gegenwart geschadet werden; er weiß zu wohl das Gegentheil. Er hat zufolge des allgemeinen, besonders von Kursachsen kräftigst ergriffenen Plans mich entfernen müssen. Burscher in Leipzig, ein Eingeweihter dieser Geheimnisse, ist schon gegen Ende des vorigen Jahrs eine ansehnliche Wette eingegangen, daß ich zu Ende dieses Jahrs Exulant sein würde. Voigt ist durch Burgsdorf schon längst gegen mich gewonnen worden. Vom Departement der Wissenschaften zu Dresden ist bekannt gemacht worden, daß Keiner, der sich auf die neuere Philosophie lege, befördert werden,

oder, wenn er es ſchon iſt, weiter rücken ſolle. In der Freiſchule zu Leipzig iſt ſogar die Roſenmüller'ſche Aufklärung bedenklich gefunden; Luther's Katechismus iſt neuerlich dort wieder eingeführt, und die Lehrer ſind von Neuem auf die ſymboliſchen Bücher konfirmiert worden. Das wird weiter gehn und ſich verbreiten. — — — In Summa: es iſt Nichts gewiſſer als das Gewiſſeſte, daſs, wenn nicht die Franzoſen die ungeheuerſte Übermacht erringen und in Deutſchland, wenigſtens einem beträchtlichen Theile deſſelben, eine Veränderung durchſetzen, in einigen Jahren in Deutſchland kein Menſch mehr, der dafür bekannt iſt, in ſeinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruheſtätte finden wird. — Es iſt mir alſo gewiſſer als das Gewiſſeſte, daſs, finde ich auch jetzt irgendwo ein Winkelchen, ich doch in einem, höchſtens in zwei Jahren wieder fortgejagt werden würde; und es iſt gefährlich, ſich an mehreren Orten fortjagen zu laſſen; Dies lehrt hiſtoriſch Rouſſeau's Beiſpiel.

„Geſetzt, ich ſchweige ganz, ſchreibe nicht das Geringſte mehr; wird man mich unter dieſer Bedingung ruhig laſſen? Ich glaube Dies nicht, und geſetzt, ich könnte es von den Höfen hoffen, wird nicht die Geiſtlichkeit, wohin ich mich auch wende, den Pöbel gegen mich aufhetzen, mich von ihm

steinigen lassen, und nun — die Regierungen bitten, mich als einen Menschen, der Unruhen erregt, zu entfernen? Aber darf ich dann schweigen? Nein, Das darf ich wahrlich nicht; denn ich habe Grund zu glauben, dass, wenn noch Etwas gerettet werden kann des deutschen Geistes, es durch mein Reden gerettet werden kann, und durch mein Stillschweigen die Philosophie ganz und zu frühe zu Grunde gehen würde. Denen ich nicht zutraue, dass sie mich schweigend würden existieren lassen, traue ich noch weniger zu, dass sie mich werden reden lassen.

„Aber ich werde sie von der Unschädlichkeit meiner Lehre überzeugen. — Lieber Reinhold, wie Du mir so gut von diesen Menschen denken kannst! Je klärer ich werde, je unschuldiger ich erscheine, desto schwärzer werden sie, und desto größer wird überhaupt mein wahres Vergehen. Ich habe nie geglaubt, dass sie meinen vorgeblichen Atheismus verfolgen; sie verfolgen in mir einen Freidenker, der anfängt sich verständlich zu machen, (Kant's Glück war seine Obskurität) und einen verschrieenen Demokraten; es erschreckt sie, wie ein Gespenst, die Selbständigkeit, die, wie sie dunkel ahnen, meine Philosophie weckt."

Ich bemerke nochmals, dass dieser Brief nicht von gestern ist, sondern das Datum des 22. Mai 1799

trägt. Die politischen Verhältnisse jener Zeit haben eine gar betrübende Ähnlichkeit mit den neuesten Zuständen in Deutschland; nur daſs damals der Freiheitssinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und sonstigen Literaten blühte, heutigen Tags aber unter Diesen viel minder, sondern weit mehr in der großen aktiven Masse, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, sich ausspricht. Während zur Zeit der ersten Revolution die bleiern deutscheste Schlafsucht auf dem Volke lastete, und gleichsam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrschte, offenbarte sich in unserer Schriftwelt das wildeste Gähren und Wallen. Der einsamste Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutschlands lebte, nahm Theil an dieser Bewegung; fast sympathetisch, ohne von den politischen Vorgängen genau unterrichtet zu sein, fühlte er ihre sociale Bedeutung, und sprach sie aus in seinen Schriften. Dieses Phänomen mahnt mich an die großen Seemuscheln, welche wir zuweilen als Zierat auf unsere Kamine stellen, und die, wenn sie auch noch so weit vom Meere entfernt sind, dennoch plötzlich zu rauschen beginnen, sobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küste heranwogen. Als hier in Paris, in dem großen Menschenocean, die Revolution losfluthete, als es hier brandete und stürmte, da

rauſchten und brauſten jenſeit des Rheins die deutſchen Herzen . . . Aber ſie waren ſo iſoliert, ſie ſtanden unter lauter fühlloſem Porzellan, Theetaſſen und Kaffekannen und chineſiſchen Pagoden, die mechaniſch mit dem Kopfe nickten, als wüſſten ſie, wovon die Rede ſei. Ach! unſere armen Vorgänger in Deutſchland muſſten für jene Revolutionsſympathie ſehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpſten und gemeinſten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris, und ſind hier in Armuth und Elend verkommen und verſchollen. Ich habe jüngſt einen blinden Landsmann geſehen, der noch ſeit jener Zeit in Paris iſt; ich ſah ihn im Palais-Royal, wo er ſich ein biſschen an der Sonne gewärmt hatte. Es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er blaſs und mager war und ſich ſeinen Weg an den Häuſern weiter fühlte. Man ſagte mir, es ſei der alte Dichter Heiberg*). Auch die Dachſtube habe ich jüngſt geſehen, wo der Bürger Georg

*) Peter Andreas Heiberg, geboren 1758 in Dänemark, Vater des bekannten Theaterdichters, ging, wegen politiſcher Schriften des Landes verwieſen, nach Paris, ward unter Napoleon I. beim Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt, und ſtarb daſelbſt in den dreißiger Jahren. Er ſchrieb, außer zahlreichen Luſtſpielen: Précis histor. de la monarchie danoise, Paris 1820, ꝛc.

Der Herausgeber.

Forſter geſtorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutſchland blieben, wäre es aber noch weit ſchlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und ſeine Franzoſen uns beſiegt hätten. Napoleon hat gewiſs nie geahnt, daſs er ſelber der Retter der Ideologie geweſen. Ohne ihn wären unſere Philoſophen mitſammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutſchen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikaniſch geſinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um ſich der Fremdherrſchaft anzuſchließen, hüllten ſich ſeitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit verſchloſſenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten ſie, aber wehmüthig, und ſchwiegen; ſie nahmen faſt gar keinen Theil an dem patriotiſchen Enthuſiasmus, der damals mit allerhöchſter Bewilligung in Deutſchland emporjubelte. Sie wuſſten, was ſie wuſſten, und ſchwiegen. Da dieſe Republikaner eine ſehr keuſche, einfache Lebensart führen, ſo werden ſie gewöhnlich ſehr alt, und als die Juliusrevolution ausbrach, waren noch Viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir ſonſt immer ſo gebeugt und faſt blödſinnig ſchweigend umherwandeln geſehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten und

die Hände drückten, und lustige Geschichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich sogar singen; denn im Kaffehause sang er uns die Marseiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die schönen Worte, und es dauerte nicht lange, so sangen wir sie besser als der Alte selbst; denn Der hat manchmal in der besten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es ist immer gut, wenn so alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden sie nicht vergessen, und Einige von uns werden sie einst jenen Enkeln einstudieren, die jetzt noch nicht geboren sind. Viele von uns werden aber unterdessen verfault sein, daheim im Gefängnisse, oder auf einer Dachstube in der Fremde. — —

Lasst uns wieder von Philosophie reden! Ich habe oben gezeigt, wie die Fichte'sche Philosophie aus den dünnsten Abstraktionen aufgebaut, dennoch eine eiserne Unbeugsamkeit in ihren Folgerungen, die bis zur verwegensten Spitze emporstiegen, kundgab. Aber eines frühen Morgens erblicken wir in ihr eine große Veränderung. Das fängt an zu blümeln und zu flennen, und wird weich und bescheiden. Aus dem idealistischen Titanen, der auf der Gedankenleiter den Himmel erklettert und mit kecker Hand in dessen leere Gemächer herumgetastet,

wird jetzt etwas gebückt Christliches, das Viel von Liebe seufzt. Solches ist nun die zweite Periode von Fichte, die uns hier wenig angeht. Sein ganzes System erleidet die befremdlichsten Modifikationen. In jener Zeit schrieb er ein Buch, welches ihr jüngst übersetzt: „Die Bestimmung des Menschen.“ Ein ähnliches Buch „Anweisung zum seligen Leben“ gehört ebenfalls in jene Periode.

Fichte, der starrsinnige Mann, wie sich von selbst versteht, wollte dieser eignen großen Umwandlung niemals eingeständig sein. Er behauptete, seine Philosophie sei noch immer dieselbe, nur die Ausdrücke seien verändert, verbessert; man habe ihn nie verstanden. Er behauptete auch, die Naturphilosophie, die damals in Deutschland aufkam und den Idealismus verdrängte, sei im Grunde ganz und gar sein eignes System, und sein Schüler, Herr Joseph Schelling, welcher sich von ihm losgesagt und jene neue Philosophie eingeleitet, habe bloß die Ausdrücke umgeschaffen und seine alte Lehre nur durch unerquickliche Zuthat erweitert.

Wir gelangen hier zu einer neuen Phase des deutschen Gedankens. Wir erwähnten die Namen Joseph Schelling und Naturphilosophie; da nun Ersterer hier fast ganz unbekannt ist, und da auch der Ausdruck Naturphilosophie nicht allgemein ver-

ſtanden wird, ſo habe ich Beider Bedeutung zu erklären. Erſchöpfend können wir Solches nun freilich nicht in dieſen Blättern; ein ſpäteres Buch werden wir einer ſolchen Aufgabe widmen. Nur einige eindringende Irrthümer wollen wir hier abweiſen, und nur der ſocialen Wichtigkeit der erwähnten Philoſophie einige Aufmerkſamkeit leihen.

Zuerſt iſt zu erwähnen, daſs Fichte nicht ſo ganz Unrecht hat, wenn er eiferte, des Herrn Joſeph Schelling's Lehre ſei eigentlich die ſeinige, nur anders formuliert und erweitert. Eben ſo wie Herr Joſeph Schelling lehrte auch Fichte: Es giebt nur ein Weſen, das Ich, das Abſolute; er lehrte Identität des Idealen und des Realen. In der Wiſſenſchaftslehre, wie ich gezeigt, hat Fichte durch intellektuelle Konſtruktion aus dem Idealen das Reale konſtruieren wollen. Herr Joſeph Schelling hat aber die Sache umgekehrt: er ſuchte aus dem Realen das Ideale herauszudeuten. Um mich noch klarer auszudrücken: von dem Grundſatze ausgehend, daſs der Gedanke und die Natur Eins und Daſſelbe ſeien, gelangt Fichte durch Geiſtesoperation zur Erſcheinungswelt, aus dem Gedanken ſchafft er die Natur, aus dem Idealen das Reale; dem Herrn Schelling hingegen, während er von demſelben Grundſatz ausgeht, wird die Erſcheinungswelt zu

lauter Ideen, die Natur wird ihm zum Gedanken, das Reale zum Idealen. Beide Richtungen, die von Fichte und die von Herrn Schelling, ergänzen sich daher gewissermaßen. Denn nach jenem erwähnten obersten Grundsatze konnte die Philosophie in zwei Theile zerfallen, und in dem einen Theile würde man zeigen, wie aus der Idee die Natur zur Erscheinung kommt; in dem andern Theil würde man zeigen, wie die Natur sich in lauter Ideen auflöst. Die Philosophie konnte daher zerfallen in transcendentalen Idealismus und in Naturphilosophie. Diese beiden Richtungen hat nun auch Herr Schelling wirklich anerkannt, und die letztere verfolgte er in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur," und erstere in seinem „System des transcendentalen Idealismus."

Diese Werke, wovon das eine 1797 und das andere 1800 erschien, erwähne ich nur deßhalb, weil jene ergänzenden Richtungen schon in ihrem Titel ausgesprochen sind, nicht weil etwa ein vollständiges System in ihnen enthalten sei. Nein, dieses findet sich in keinem von Herrn Schelling's Büchern. Bei ihm giebt es nicht, wie bei Kant und bei Fichte, ein Hauptbuch, welches als Mittelpunkt seiner Philosophie betrachtet werden kann. Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man Herrn

Schelling nach dem Umfange eines Buches und nach der Strenge des Buchſtabens beurtheilen wollte. Man muſs vielmehr ſeine Bücher chronologiſch leſen, die allmähliche Ausbildung ſeines Gedankens darin verfolgen, und ſich dann an ſeiner Grundidee feſthalten. Ja, es ſcheint mir auch nöthig, daſs man bei ihm nicht ſelten unterſcheide, wo der Gedanke aufhört und die Poeſie anfängt. Denn Herr Schelling iſt eines von jenen Geſchöpfen, denen die Natur mehr Neigung zur Poeſie als poetiſche Potenz verliehen hat, und die, unfähig den Töchtern des Parnaſſus zu genügen, ſich in die Wälder der Philoſophie geflüchtet, und dort mit abſtrakten Hamadryaden die unfruchtbarſte Ehe führen. Ihr Gefühl iſt poetiſch, aber das Werkzeug, das Wort, iſt ſchwach; ſie ringen vergebens nach einer Kunſtform, worin ſie ihre Gedanken und Erkenntniſſe mittheilen können. Die Poeſie iſt Herrn Schelling's Force und Schwäche. Sie iſt es, wodurch er ſich von Fichte unterſcheidet, ſowohl zu ſeinem Vortheil als auch zu ſeinem Nachtheil. Fichte iſt nur Philoſoph, und ſeine Macht beſteht in Dialektik und ſeine Stärke beſteht im Demonſtrieren. Dieſes aber iſt die ſchwache Seite des Herrn Schelling, er lebt mehr in Anſchauungen, er fühlt ſich nicht heimiſch in den kalten Höhen der Logik, er ſchnappt gern über in

die Blumenthäler der Symbolik, und seine philoso-phische Stärke besteht im Konstruieren. Letzteres aber ist eine Geistesfähigkeit, die bei den mittelmäßigen Poeten eben so oft gefunden, wie bei den besten Philosophen.

Nach dieser letzteren Andeutung wird begreiflich, daſs Herr Schelling in demjenigen Theile der Philosophie, der bloß transcendentaler Idealismus ist, nur ein Nachbeter von Fichte geblieben und bleiben mussſte; daſs er aber in der Philosophie der Natur, wo er unter Blumen und Sternen zu wirthschaften hatte, gar gewaltig blühen und strahlen mussſte. Diese Richtung ist daher nicht bloß von ihm, sondern auch von den gleichgestimmten Freunden vorzugsweise verfolgt worden, und der Ungestüm, der dabei zum Vorschein kam, war gleichsam nur eine dichterlingsche Reaktion gegen die frühere abstrakte Geistesphilosophie. Wie freigelassene Schulknaben, die den ganzen Tag in engen Sälen unter der Last der Vokabeln und Chiffern geseufzt, so stürmten die Schüler des Herrn Schelling hinaus in die Natur, in das duftende, sonnige Reale, und jauchzten, und schlugen Burzelbäume, und machten einen großen Spektakel.

Der Ausdruck „die Schüler des Herrn Schelling“ darf hier ebenfalls nicht in seinem gewöhn-

lichen Sinne genommen werden. Herr Schelling ſelber ſagt, nur in der Art der alten Dichter habe er eine Schule bilden wollen, eine Dichterſchule, wo Keiner an eine beſtimmte Doktrin und durch eine beſtimmte Disciplin gebunden iſt, ſondern wo Jeder dem Geiſte gehorcht und Jeder ihn in ſeiner Weiſe offenbart. Er hätte auch ſagen können, er ſtifte eine Prophetenſchule, wo die Begeiſterten zu prophezeien anfangen, nach Luſt und Laune, und in beliebiger Sprechart. Dies thaten auch wirklich die Jünger, die des Meiſters Geiſt angeregt, die beſchränkteſten Köpfe fingen an zu prophezeien, jeder in einer anderen Zunge, und es entſtand ein großes Pfingſtfeſt in der Philoſophie.

Wie das Bedeutendſte und Herrlichſte zu lauter Mummenſchanz und Narrethei verwendet werden kann, wie eine Rotte von feigen Schälken und melancholiſchen Hanswürſten im Stande iſt, eine große Idee zu kompromittieren, Das ſehen wir hier bei Gelegenheit der Naturphiloſophie. Aber das Ridikül, das ihr die Prophetenſchule oder die Dichterſchule des Herrn Schelling bereitet, kommt wahrlich nicht auf ihre eigne Rechnung. Denn die Idee der Naturphiloſophie iſt ja im Grunde nichts Anders als die Idee des Spinoza, der Pantheismus.

Die Lehre des Spinoza und die Naturphilosophie, wie sie Herr Schelling in seiner besseren Periode aufstellte, sind wesentlich Eins und Dasselbe. Die Deutschen, nachdem sie den Locke'schen Materialismus verschmäht und den Leibnitz'schen Idealismus bis auf die Spitze getrieben und diesen ebenfalls unfruchtbar erfunden, gelangten endlich zu dem dritten Sohne des Descartes, zu Spinoza. Die Philosophie hat wieder einen großen Kreislauf vollendet, und man kann sagen, es sei derselbe, den sie schon vor zweitausend Jahren in Griechenland durchlaufen. Aber bei näherer Vergleichung dieser beiden Kreisläufe zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit. Die Griechen hatten eben so kühne Skeptiker wie wir, die Eleaten haben die Realität der Außenwelt eben so bestimmt geleugnet wie unsere neueren Transcendentalidealisten. Plato hat eben so gut wie Herr Schelling in der Erscheinungswelt die Geisteswelt wiedergefunden. Aber wir haben Etwas voraus vor den Griechen, so wie auch vor den carteſianiſchen Schulen, wir haben Etwas vor ihnen voraus, nämlich: wir begannen unseren philosophischen Kreislauf mit einer Prüfung der menschlichen Erkenntnisquellen, mit der Kritik der reinen Vernunft unseres Immanuel Kant.

Bei Erwähnung Kant's kann ich obigen Betrachtungen hinzufügen, daſs der Beweis für das Daſein Gottes, den Derſelbe noch beſtehen laſſen, nämlich der ſogenannte moraliſche Beweis, von Herrn Schelling mit großem Eklat umgeſtoßen worden. Ich habe aber oben ſchon bemerkt, daſs dieſer Beweis nicht von ſonderlicher Stärke war, und daſs Kant ihn vielleicht nur aus Gutmüthigkeit beſtehen laſſen. Der Gott des Herrn Schelling iſt das Gott-Welt-All des Spinoza. Wenigſtens war er es im Jahre 1801, im zweiten Bande der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik. Hier iſt Gott die abſolute Identität der Natur und des Denkens, der Materie und des Geiſtes, und die abſolute Identität iſt nicht Urſache des Welt-Alls, ſondern ſie iſt das Welt-All ſelbſt, ſie iſt alſo das Gott-Welt-All. In dieſem giebt es auch keine Gegenſätze und Theilungen. Die abſolute Identität iſt auch die abſolute Totalität. Ein Jahr ſpäter hat Herr Schelling ſeinen Gott noch mehr entwickelt, nämlich in einer Schrift, betitelt: „Bruno, oder über das göttliche oder natürliche Princip der Dinge.“ Dieſer Titel erinnert an den edelſten Märtyrer unſerer Doktrin, Giordano Bruno von Nola, glorreichen Andenkens. Die Italiäner behaupten, Herr Schelling habe dem alten Bruno ſeine beſten Gedanken entlehnt, und ſie be-

ſchuldigen ihn des Plagiats. Sie haben Unrecht, denn es giebt kein Plagiat in der Philoſophie. Anno 1804 erſchien der Gott des Herrn Schelling endlich ganz fertig in einer Schrift, betitelt: „Philoſophie und Religion.“ Hier finden wir in ihrer Vollſtändigkeit die Lehre vom Abſoluten. Hier wird das Abſolute in drei Formeln ausgedrückt. Die erſte iſt die kategoriſche: Das Abſolute iſt weder das Ideale noch das Reale (weder Geiſt noch Materie), ſondern es iſt die Identität Beider. Die zweite Formel iſt die hypothetiſche: Wenn ein Subjekt und ein Objekt vorhanden iſt, ſo iſt das Abſolute die weſentliche Gleichheit dieſer Beiden. Die dritte Formel iſt die disjunktive: Es iſt nur ein Sein, aber dies Eine kann zu gleicher Zeit, oder abwechſelnd, als ganz ideal oder als ganz real betrachtet werden. Die erſte Formel iſt ganz negativ, die zweite ſetzt eine Bedingung voraus, die noch ſchwerer zu begreifen iſt als das Bedingte ſelbſt, und die dritte Formel iſt ganz die des Spinoza: Die abſolute Subſtanz iſt erkennbar entweder als Denken oder als Ausdehnung. Auf philoſophiſchem Wege konnte alſo Herr Schelling nicht weiter kommen als Spinoza, da nur unter der Form dieſer beiden Attribute, Denken und Ausdehnung, das Abſolute zu begreifen iſt. Aber Herr Schelling verläſſt jetzt

den philoſophiſchen Weg, und ſucht durch eine Art myſtiſcher Intuition zur Anſchauung des Abſoluten ſelbſt zu gelangen, er ſucht es anzuſchauen in ſeinem Mittelpunkt, in ſeiner Weſenheit, wo es weder etwas Ideales iſt noch etwas Reales, weder Gedanken noch Ausdehnung, weder Subjekt noch Objekt, weder Geiſt noch Materie, ſondern . . . was weiß ich!

Hier hört die Philoſophie auf bei Herrn Schelling, und die Poeſie, ich will ſagen: die Narrheit beginnt. Hier aber auch findet er den meiſten Anklang bei einer Menge von Faſelhänſen, denen es eben recht iſt, das ruhige Denken aufzugeben, und gleichſam jene Derwiſch-Tourneurs nachzuahmen, die, wie unſer Freund Jules David erzählt, ſich ſo lange im Kreiſe herumdrehen, bis ſowohl objektive wie ſubjektive Welt ihnen entſchwindet, bis Beides zuſammenfließt in ein weißes Nichts, das weder real noch ideal iſt, bis ſie Etwas ſehen, was nicht ſichtbar, hören, was nicht hörbar, bis ſie Farben hören und Töne ſehen, bis ſich das Abſolute ihnen veranſchaulicht.

Ich glaube, mit dem Verſuch, das Abſolute intellektuell anzuſchauen, iſt die philoſophiſche Laufbahn des Herrn Schelling beſchloſſen. Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphiloſophie zu einem vollendeten Syſtem ausbildet, aus ihrer

Syntheſe die ganze Welt der Erſcheinungen erklärt, die großen Ideen ſeiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, ſie durch alle Disciplinen durchführt und alſo wiſſenſchaftlich begründet. Er iſt ein Schüler des Herrn Schelling, aber ein Schüler, der allmählich im Reiche der Philoſophie aller Macht ſeines Meiſters ſich bemeiſterte, Dieſem herrſchſüchtig über den Kopf wuchs, und ihn endlich in die Dunkelheit verſtieß. Es iſt der große Hegel, der größte Philoſoph, den Deutſchland ſeit Leibnitz erzeugt hat. Es iſt keine Frage, daſs er Kant und Fichte weit überragt. Er iſt ſcharf wie Jener und kräftig wie Dieſer, und hat dabei noch einen konſtituierenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bei Kant und Fichte nicht finden, da in Dieſen mehr der revolutionäre Geiſt waltet. Dieſen Mann mit Herrn Joſeph Schelling zu vergleichen, iſt gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Beſtehenden in Staat und Kirche einige allzu bedenkliche Rechtfertigungen verlieh, ſo geſchah Dieſes doch für einen Staat, der dem Princip des Fortſchrittes wenigſtens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Princip der freien Forſchung als ihr Lebenselement betrachtet; und er machte daraus kein Hehl, er war aller ſeiner Abſichten eingeſtändig.

Herr Schelling hingegen windet sich wurmhaft in den Vorzimmern eines sowohl praktischen wie theoretischen Absolutismus, und er handlangert in der Jesuitenhöhle, wo Geistesfesseln geschmiedet werden; und dabei will er uns weiß machen, er sei noch immer unverändert derselbe Lichtmensch, der er einst war, er verleugnet seine Verleugnung, und zu der Schmach des Abfalls fügt er noch die Feigheit der Lüge!

Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verschweigen: der Mann, welcher einst am kühnsten in Deutschland die Religion des Pantheismus ausgesprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinsetzung des Menschen in seine Gottesrechte am lautesten verkündet, dieser Mann ist abtrünnig geworden von seiner eignen Lehre, er hat den Altar verlassen, den er selber eingeweiht, er ist zurückgeschlichen in den Glaubensstall der Vergangenheit, er ist jetzt gut katholisch, und predigt einen außerweltlichen, persönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe, die Welt zu erschaffen.“ Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleison singen ob solcher Bekehrung — es beweist aber Nichts für ihre Meinung, es beweist nur, daſs der Mensch sich dem Katholicis-

uns*) zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er seine physischen und geistigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todbette sind so viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie, und würden nur schlechtes Zeugnis geben für eure Sache. Sie bewiesen am Ende nur, dass es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, solange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.

Ich glaube, Ballanche sagt, es sei ein Naturgesetz, dass die Initiatoren gleich sterben müssen, sobald sie das Werk der Initiation vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, Das ist nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: Wenn das Werk der Initiation vollbracht ist, stirbt der Initiator — oder er wird abtrünnig. Und so können wir vielleicht das strenge Urtheil, welches das denkende Deutschland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die schwere, dicke Verachtung, die auf ihm lastet, in stilles Mitleid verwandeln,

*) „der Religion" steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

und seinen Abfall von der eignen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgesetzes, daſs Derjenige, der an das Aussprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle seine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er diesen Gedanken ausgesprochen oder ausgeführt hat, erschöpft dahinsinkt, dahinsinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme seiner ehemaligen Gegner.

Nach solcher Erklärung begreifen wir vielleicht noch grellere Phänomene des Tages, die uns so tief betrüben. Wir begreifen dadurch vielleicht, warum Männer, die für ihre Meinung Alles geopfert, die dafür gekämpft und gelitten, endlich, wenn sie gesiegt hat, diese Meinung verlassen und ins feindliche Lager hinübertreten! Nach solcher Erklärung darf ich auch darauf aufmerksam machen, daſs nicht bloß Herr Joseph Schelling, sondern gewissermaßen auch Fichte und Kant des Abfalls zu beschuldigen sind. Fichte ist noch zeitig genug gestorben, ehe sein Abfall von der eigenen Philosophie allzu eklatant werden konnte. Und Kant ist der Kritik der reinen Vernunft schon gleich untreu geworden, indem er die Kritik der praktischen Vernunft schrieb. Der Initiator stirbt — oder wird abtrünnig.

Ich weiß nicht, wie es kommt, dieser letzte Satz wirkt so melancholisch zähmend auf mein Ge-

müth, daſs ich in dieſem Augenblick nicht im Stande bin, die übrigen herben Wahrheiten, die den heutigen Herrn Schelling betreffen, hier mitzutheilen. Laſſt uns lieber jenen ehemaligen Schelling preiſen, deſſen Andenken unvergeſslich blüht in den Annalen des deutſchen Gedankens; denn der ehemalige Schelling repräſentiert, eben ſo wie Kant und Fichte, eine der großen Phaſen unſerer philoſophiſchen Revolution, die ich in dieſen Blättern mit den Phaſen der politiſchen Revolution Frankreichs verglichen habe. In der That, wenn man in Kant die terroriſtiſche Konvention und in Fichte das napoleoniſche Kaiſerreich ſieht, ſo ſieht man in Herrn Schelling die reſtaurierende Reaktion, welche hierauf folgte. Aber es war zunächſt ein Reſtaurieren im beſſeren Sinne. Herr Schelling ſetzte die Natur wieder ein in ihre legitimen Rechte, er ſtrebte nach einer Verſöhnung von Geiſt und Natur, er wollte beide wieder vereinigen in der ewigen Weltſeele. Er reſtaurierte jene große Naturphiloſophie, die wir bei den altgriechiſchen Philoſophen finden, die erſt durch Sokrates mehr ins menſchliche Gemüth ſelbſt hineingeleitet wird, und die nachher ins Ideelle verfließt. Er reſtaurierte jene große Naturphiloſophie, die, aus der alten, pantheiſtiſchen Religion der Deutſchen heimlich emporkeimend, zur Zeit des Paracel-

ſus die ſchönſten Blüthen verkündete, aber durch den eingeführten Carteſianismus erdrückt wurde. Ach! und am Ende reſtaurierte er Dinge, wodurch er auch im ſchlechten Sinne mit der franzöſiſchen Reſtauration verglichen werden kann. Doch da hat ihn die öffentliche Vernunft nicht länger geduldet, er wurde ſchmählich herabgeſtoßen vom Throne des Gedankens, Hegel, ſein Majordomus, nahm ihm die Krone vom Haupt, und ſchor ihn, und der entſetzte Schelling lebte ſeitdem wie ein armſeliges Mönchlein zu München, einer Stadt, welche ihren pfäffiſchen Charakter ſchon im Namen trägt und auf Latein Monacho monachorum heißt. Dort ſah ich ihn geſpenſtiſch umherſchwanken mit ſeinen großen blaſſen Augen und ſeinem niedergedrückten, abgeſtumpften Geſichte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit. Hegel aber ließ ſich krönen zu Berlin, leider auch ein biſschen ſalben, und beherrſchte ſeitdem die deutſche Philoſophie.

Unſere philoſophiſche Revolution iſt beendigt. Hegel hat ihren großen Kreis geſchloſſen. Wir ſehen ſeitdem nur Entwicklung und Ausbildung der naturphiloſophiſchen Lehre. Dieſe iſt, wie ich ſchon geſagt, in alle Wiſſenſchaften eingedrungen und hat da das Außerordentlichſte und Großartigſte hervorgebracht. Viel Unerfreuliches, wie ich ebenfalls an-

gedeutet, musste zugleich ans Licht treten. Diese Erscheinungen sind so vielfältig, dass schon zu ihrer Aufzählung ein ganzes Buch nöthig wäre. Hier ist die eigentlich interessante und farbenreiche Partie unserer Philosophiegeschichte. Ich bin jedoch überzeugt, dass es den Franzosen nützlicher ist, von dieser Partie gar Nichts zu erfahren. Denn dergleichen Mittheilungen könnten dazu beitragen, die Köpfe in Frankreich noch mehr zu verwirren; manche Sätze der Naturphilosophie, aus ihrem Zusammenhang gerissen, könnten bei euch großes Unheil anrichten. So Viel weiß ich, wäret ihr vor vier Jahren*) mit der deutschen Naturphilosophie bekannt gewesen, so hättet ihr nimmermehr die Juliusrevolution machen können. Zu dieser That gehörte ein Koncentrieren von Gedanken und Kräften, eine edle Einseitigkeit, eine gewisse Tugend, ein süffisanter Leichtsinn, wie Dessen nur eure alte Schule gestattet. Philosophische Verkehrtheiten, womit man die Legitimität und die katholische Inkarnationslehre allenfalls vertreten konnte, hätten eure Begeisterung gedämpft, euren Muth gelähmt. Ich halte es daher für welthistorisch wichtig, dass euer großer Eklektiker,

*) „im Jahre 1830" steht in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

der euch damals die deutsche Philosophie lehren wollte, auch nicht das Mindeste davon verstanden hat*). Seine providentielle Unwissenheit war heilsam für Frankreich und für die ganze Menschheit.

Ach, die Naturphilosophie, die in manchen Regionen des Wissens, namentlich in den eigentlichen Naturwissenschaften die herrlichsten Früchte hervorgebracht, hat in anderen Regionen das verderblichste Unkraut erzeugt. Während Oken, der genialste Denker und einer der größten Bürger Deutschlands, seine neuen Ideenwelten entdeckte und die deutsche Jugend für die Urrechte der Menschheit, für Freiheit und Gleichheit, begeisterte: ach! zu derselben Zeit docierte Adam Müller die Stallfütterung der Völker nach naturphilosophischen Principien; zu derselben Zeit predigte Herr Görres den Obskurantismus des Mittelalters, nach der naturwissenschaftlichen Ansicht, daſs der Staat nur ein Baum sei und in seiner organischen Gliederung auch einen Stamm, Zweige und Blätter haben müsse, welches Alles so hübsch in der Korporations-Hierarchie des

*) „daſs gewisse deutsche Sendlinge, die damals nach Paris kamen, um euch die deutsche Philosophie zu lehren, auch nicht das Mindeste davon verstanden haben. Ihre providentielle ꝛc.“ steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Mittelalters zu finden sei; zu derselben Zeit proklamierte Herr Steffens das philosophische Gesetz, wonach der Bauernstand sich von dem Adelstand dadurch unterscheidet, daſs der Bauer von der Natur bestimmt sei, zu arbeiten ohne zu genieſsen, der Adlige aber berechtigt sei, zu genieſsen ohne zu arbeiten; — ja, vor einigen Monaten, wie man mir sagt, hat ein Krautjunker in Westphalen, ein Hans Narr, ich glaube mit dem Zunamen Haxthausen, eine Schrift herausgegeben, worin er die königlich preuſsische Regierung angeht, den konsequenten Parallelismus, den die Philosophie im ganzen Weltorganismus nachweist, zu berücksichtigen, und die politischen Stände strenger abzuscheiden, denn wie es in der Natur vier Elemente gebe, Feuer, Luft, Wasser und Erde, so gebe es auch vier analoge Elemente in der Gesellschaft, nämlich Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern.

Wenn man solche betrübende Thorheiten aus der Philosophie emporsprossen und zur schädlichsten Blüthe gedeihen sah; wenn man überhaupt bemerkte, daſs die deutsche Jugend, versenkt in metaphysischen Abstraktionen, der nächsten Zeitinteressen vergaſs und untauglich wurde für das praktische Leben, so mussten wohl die Patrioten und Freiheitsfreunde einen gerechten Unmuth gegen die Philosophie em-

den philoſophiſchen Weg, und ſucht durch eine Art myſtiſcher Intuition zur Anſchauung des Abſoluten ſelbſt zu gelangen, er ſucht es anzuſchauen in ſeinem Mittelpunkt, in ſeiner Weſenheit, wo es weder etwas Ideales iſt noch etwas Reales, weder Gedanken noch Ausdehnung, weder Subjekt noch Objekt, weder Geiſt noch Materie, ſondern . . . was weiß ich!

Hier hört die Philoſophie auf bei Herrn Schelling, und die Poeſie, ich will ſagen: die Narrheit beginnt. Hier aber auch findet er den meiſten Anklang bei einer Menge von Faſelhänſen, denen es eben recht iſt, das ruhige Denken aufzugeben, und gleichſam jene Derwiſch-Tourneurs nachzuahmen, die, wie unſer Freund Jules David erzählt, ſich ſo lange im Kreiſe herumdrehen, bis ſowohl objektive wie ſubjektive Welt ihnen entſchwindet, bis Beides zuſammenfließt in ein weißes Nichts, das weder real noch ideal iſt, bis ſie Etwas ſehen, was nicht ſichtbar, hören, was nicht hörbar, bis ſie Farben hören und Töne ſehen, bis ſich das Abſolute ihnen veranſchaulicht.

Ich glaube, mit dem Verſuch, das Abſolute intellektuell anzuſchauen, iſt die philoſophiſche Laufbahn des Herrn Schelling beſchloſſen. Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphiloſophie zu einem vollendeten Syſtem ausbildet, aus ihrer

Syntheſe die ganze Welt der Erſcheinungen erklärt, die großen Ideen ſeiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, ſie durch alle Disciplinen durchführt und alſo wiſſenſchaftlich begründet. Er iſt ein Schüler des Herrn Schelling, aber ein Schüler, der allmählich im Reiche der Philoſophie aller Macht ſeines Meiſters ſich bemeiſterte, Dieſem herrſchſüchtig über den Kopf wuchs, und ihn endlich in die Dunkelheit verſtieß. Es iſt der große Hegel, der größte Philoſoph, den Deutſchland ſeit Leibnitz erzeugt hat. Es iſt keine Frage, daſs er Kant und Fichte weit überragt. Er iſt ſcharf wie Jener und kräftig wie Dieſer, und hat dabei noch einen konſtituierenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bei Kant und Fichte nicht finden, da in Dieſen mehr der revolutionäre Geiſt waltet. Dieſen Mann mit Herrn Joſeph Schelling zu vergleichen, iſt gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Beſtehenden in Staat und Kirche einige allzu bedenkliche Rechtfertigungen verlieh, ſo geſchah Dieſes doch für einen Staat, der dem Princip des Fortſchrittes wenigſtens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Princip der freien Forſchung als ihr Lebenselement betrachtet; und er machte daraus kein Hehl, er war aller ſeiner Abſichten eingeſtändig.

wenn die Hand des Kantianers ſtark und ſicher zuſchlägt, weil ſein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil ſie für ihn in der Realität gar nicht exiſtiert: ſo wird der Naturphiloſoph dadurch furchtbar ſein, daſs er mit den urſprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daſs er die dämoniſchen Kräfte des altgermaniſchen Pantheismus beſchwören kann, und daſs alsdann in ihm jene Kampfluſt erwacht, die wir bei den alten Deutſchen finden, und die nicht kämpft, um zu zernichten, noch um zu ſiegen, ſondern bloß um zu kämpfen. Das Chriſtenthum — und Das iſt ſein ſchönſtes Verdienſt — hat jene brutale germaniſche Kampfluſt einigermaßen beſänftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſo Viel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht*). Die alten ſteinernen Götter er-

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Es heißt dort: „Dann — und, ach! dieſer Tag wird kommen — erheben ſich die alten ſteinernen Götter ꝛc.“

Der Herausgeber.

heben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gothischen Dome... Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch das Feuer anzufachen, hütet euch es zu löschen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, über den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrika's werden die Schwänze einkneifen

und ſich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutſchland, wogegen die franzöſiſche Revolution nur wie eine harmloſe Idylle erſcheinen möchte. Jetzt iſt es freilich ziemlich ſtill; und gebärdet ſich auch dort der Eine oder der Andere etwas lebhaft, ſo glaubt nur nicht, Dieſe würden einſt als wirkliche Akteure auftreten. Es ſind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erſcheint, wo dort die Schar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen ſollen.

Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker ſich um Deutſchland herumgruppieren, um die großen Kampfſpiele zu betrachten. Ich rathe euch, ihr Franzoſen, verhaltet euch alsdann ſehr ſtille, und bei Leibe! hütet euch zu applaudieren. Wir könnten Das leicht miſsverſtehen und euch, in unſerer unhöflichen Art, etwas barſch zur Ruhe verweiſen; denn wenn wir früherhin, in unſerem ſervil verdroſſenen Zuſtande euch manchmal überwältigen konnten, ſo vermöchten wir es noch weit eher im Übermuthe des jungen Freiheitsrauſches. Ihr wiſſt ja ſelber, was man in einem ſolchen Zuſtande vermag, —

und ihr seid nicht mehr in einem solchen Zustande. Nehmt euch in Acht! Ich meine es gut mit euch, und deßhalb sage ich euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu fürchten, als von der ganzen heiligen Alliance mitsammt allen Kroaten und Kosaken. Denn erstens liebt man euch nicht in Deutschland, welches fast unbegreiflich ist, da ihr doch so liebenswürdig seid, und euch bei eurer Anwesenheit in Deutschland so viel Mühe gegeben habt, wenigstens der bessern und schönern Hälfte des deutschen Volks zu gefallen. Und wenn diese Hälfte euch auch liebte, so ist es doch eben diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt, und deren Freundschaft euch also wenig frommt. Was man eigentlich gegen euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einst im Bierkeller zu Göttingen äußerte ein junger Altdeutscher, daß man Rache an den Franzosen nehmen müsse für Konradin von Staufen, den sie zu Neapel geköpft. Ihr habt Das gewiß längst vergessen. Wir aber vergessen Nichts. Ihr seht, wenn wir mal Lust bekommen mit euch anzubinden, so wird es uns nicht an triftigen Gründen fehlen. Jedenfalls rathe ich euch daher auf eurer Hut zu sein. Es mag in Deutschland vorgehen, was da wolle, es mag der

Kronprinz von Preußen *) oder der Doktor Wirth zur Herrschaft gelangen, haltet euch immer gerüstet, bleibt ruhig auf eurem Posten stehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit euch, und es hat mich schier erschreckt, als ich jüngst vernahm, eure Minister beabsichtigten, Frankreich zu entwaffnen. —

Da ihr trotz eurer jetzigen Romantik geborene Klassiker seid, so kennt ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinnen, die sich dort bei Nektar und Ambrosia erlustigen, seht ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von solcher Freude und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält.

Es ist die Göttin der Weisheit.

---

*) „der Prinz von Kyritz" steht in dem ältesten Originalmanuskript.

Der Herausgeber.

Druck von Jacob & Holzhausen in Wien.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Sechster Band.

Über Deutschland. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Über Deutſchland

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Die romantiſche Schule.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Die romantische Schule.

Vorbericht zur ersten Auflage. I. II. 5
Vorrede zur zweiten Auflage 11
Erstes Buch. Die deutsche Literatur bis zu Goethe's Tode. 13
Zweites Buch. Die Romantiker.
1. Die Gebrüder Schlegel 105
2. Ludwig Tieck 133
3. Schelling's Einfluß auf die romantische Schule 154
4. Hoffmann und Novalis 171
Drittes Buch. Die Romantiker (Fortsetzung).
1. Clemens Brentano 185
2. Achim von Arnim 204
3. Jean Paul 221
4. Zacharias Werner. — De la Motte Fouqué . 233
5. Ludwig Uhland 254
6. Nachwort 271
Anhang. (Victor Cousin) 281

Vorwort des Herausgebers.

Der größte Theil des vorliegenden Bandes (vgl. die Anmerkung auf S. 220) ward zuerst in französischer Sprache während des Jahres 1833 in der „Europe littéraire“ abgedruckt, und erschien noch im selben Jahre in deutscher Version unter dem Titel: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ (Zwei Theile; Paris und Leipzig, Heideloff und Campe). Auch die erste französische Ausgabe des Buches „De l'Allemagne“ (Paris, Eugène Renduel, 1835) enthielt noch nicht die späteren Ergänzungen des dritten Buches; diese wurden vielmehr erst der zweiten deutschen Ausgabe beigefügt, welche 1836 unter dem Titel: „Die romantische Schule“ herauskam. Die neue Auflage ward nöthig, da zufolge des (auf S. VIII des Vorworts zum fünften Bande erwähnten) Bundesbeschlusses vom 5. Juli 1832 der Vertrieb der

früheren, im Ausland publicierten Ausgabe faſt in ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten auf unüberwindliche Hemmniſſe ſtieß. Alles politiſch Verfängliche ward vom Rothſtift des Cenſors ausgemerzt, und erſt in der vorliegenden Ausgabe ſind die dadurch entſtandenen zahlreichen Lücken nach ſorgfältiger Vergleichung mit dem noch vorhandenen Originalmanuſkript wieder ausgefüllt worden.

Der letzte Abſchnitt des dritten Buches, das Nachwort zur deutſchen Ausgabe der „Romantiſchen Schule," bildete, wie ſchon im Vorwort zum fünften Bande bemerkt ward, die Vorrede zur erſten Auflage der franzöſiſchen Ausgabe des Buches „Über Deutſchland."

Aus dem Originalmanuſkript ergänzte ich:

S. 12 glorreiche

S. 12 Dem Mitleid der ewigen Götter — Gedanken ſeiner Schriftſteller.

S. 37 und vielleicht erſt durch die politiſche Befreiung getilgt wird.

S. 51 Wir hätten auch den Napoleon — S. 52 unſeren Fürſten befohlen wird.

S. 93 Aber nein, das Wiſſen — S. 94 die große Tochter der Reformation.

S. 101 War es Reſpekt — S. 102 aber die Könige behalten wir.

S. 112 die Pfaffenpartei, deren Hauptquartier in München,

S. 136 Aber man muſs auch — S. 138 Kuppler und Artiſten.

S. 147 Aber ſie iſt nur ein Zeichen — S. 148 daſs er wirklich wahnſinnig iſt.

S. 159 nämlich in die Schlingen der katholiſchen Propaganda, deren Hauptquartier zu München.

S. 160 und die jeſuitiſche Lüge im Gewande der Philoſophie ſie deſto leichter bethört.

S. 161 beauftragt von der heiligen Alliance,

S. 162 Die Fürſten hatten ſeiner nicht mehr nöthig — dient er bis auf dieſe Stunde, und

S. 220 O! ich möchte — der ganze Spuk wäre zu Ende.

S. 251 wo, wie ihr wiſſt, alles Ruſſiſche gut aufgenommen wird;

S. 263 die nicht mehr von den Erinnerungen des ſogenannten Freiheitskrieges zehren.

S. 270 Ach! nicht aus leichtfertiger Luſt — Vorwärts!

S. 275 Das deutſche Mittelalter — langweilig ſaugt?

S. 279, Zeile 3 v. o., heiligen

S. 283 Dabei iſt er ein liebendes Gemüth — S. 284 nicht mehr ſchlägt?

Aus den französischen Ausgaben ergänzte ich folgende Stellen:

S. 107 und er ahnte nicht — die Felsen zerbarsten,

S. 149 Unter den genannten Dramen — S. 150 die Neuzeit hervorgebracht hat.

S. 150 Das Buch liest sich fast — S. 152 von seinem Werk machen würde?

S. 153 Hat aber der alte Cervantes — durchgehechelt wird.

S. 165 Ich habe hier nur — durch die Philosophie retten will.

S. 170 Lassen wir die Jesuiten — dem Schelling von ehemals gleicht.

In der neuesten französischen Ausgabe fehlt die Diatribe gegen Victor Cousin und die Stelle (auf S. 166), welche zu derselben in Bezug stand. Außerdem sind nur eine Stelle auf S. 19 ff. und zwei Ausdrücke auf S. 111 und S. 159 gemildert.

Eine ziemlich vollständige englische Übersetzung der ältesten deutschen Ausgabe dieses Werkes erschien 1836 in Boston (James Munroe & Co.) unter dem Titel: Letters, auxiliary to the history of modern polite literature in Germany, by Heinrich Heine; translated from the German by G. W. Haven.

Über Deutschland.

Die romantiſche Schule.

(1833.)

Vorbericht zur ersten Auflage.

I.

Obgleich diese Blätter, die ich für die Europe littéraire, eine hiesige Zeitschrift, geschrieben habe, erst die Einleitung zu weiteren Artikeln bilden, so muss ich sie doch jetzt schon dem vaterländischen Publikum mittheilen, damit kein Dritter mir die Ehre erzeigt, mich aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen.

In der Europe littéraire fehlen einige Stellen, die ich hier vollständig abdrucke; die Ökonomie der Zeitschrift verlangte einige geringfügige Auslassungen. An Druckfehlern ließ es der deutsche Setzer eben so wenig fehlen wie der französische. Das hier zum Grunde gelegte Buch der Frau von Staël heißt: „De l'Allemagne." Ich kann zugleich nicht umhin, eine Anmerkung zu berichtigen, womit die Redaktion

der Europe littéraire diese Blätter begleitet hat. Sie bemerkte nämlich, „daſs dem katholischen Frankreich die deutsche Literatur von einem protestantischen Standpunkte aus dargestellt werden müsse.“ Vergebens war meine Einwendung, „es gäbe kein katholisches Frankreich; ich schriebe für kein katholisches Frankreich; es sei hinreichend, wenn ich selbst erwähne, daſs ich in Deutschland zur protestantischen Kirche gehöre; diese Erwähnung, indem sie bloß das Faktum ausspricht, daſs ich das Vergnügen habe, in einem lutherischen Kirchenbuche als ein evangelischer Christ zu paradieren, gestatte sie mir doch in den Büchern der Wissenschaft jede Meinung, selbst wenn solche dem protestantischen Dogma widersprächen, vorzutragen, — wohingegen die Anmerkung, ich schriebe meine Aufsätze vom protestantischen Standpunkte aus, mir eine dogmatische Fessel anlegen würde.“ — Vergebens, die Redaktion der Europe hat solche subtile, tüdeske Distinktionen unbeachtet gelassen. Ich berichte Dieses zum Theil, damit man mich nicht einer Inkonsequenz zeihe, zum Theil auch, damit mich nicht gar der läppische Argwohn trifft, als wollte ich auf kirchliche Unterscheidungen einen Werth legen.

Da die Franzosen unsere deutsche Schulsprache nicht verstehen, habe ich bei einigen, das Wesen

Gottes betreffenden Erörterungen diejenigen Ausdrücke gebraucht, mit denen sie durch den apostolischen Eifer der Saint-Simonisten vertraut geworden sind; da nun diese Ausdrücke ganz nackt und bestimmt meine Meinung aussprechen, habe ich sie auch in der deutschen Version beibehalten. Junker und Pfaffen, die in der letzten Zeit mehr als je die Macht meines Wortes gefürchtet, und mich deshalb zu depopularisieren gesucht, mögen immerhin jene Ausdrücke misbrauchen, um mich mit einigem Schein des Materialismus oder gar des Atheismus zu beschuldigen; sie mögen mich immerhin zum Juden machen oder zum Saint-Simonisten; sie mögen mit allen möglichen Verketzerungen mich bei ihrem Pöbel anklagen: — keine feigen Rücksichten sollen mich jedoch verleiten, meine Ansicht von den göttlichen Dingen mit den gebräuchlichen zweideutigen Worten zu verschleiern. Auch die Freunde mögen mir immerhin darob zürnen, dass ich meine Gedanken nicht gehörig verstecke, dass ich die delikatesten Gegenstände schonungslos enthülle, dass ich ein Ärgernis gebe: — weder die Böswilligkeit meiner Feinde, noch die pfiffige Thorheit meiner Freunde soll mich davon abhalten, über die wichtigste Frage der Menschheit, über das Wesen Gottes, unumwunden und offen mein Bekenntnis auszusprechen.

Ich gehöre nicht zu den Materialiſten, die den Geiſt verkörpern; ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geiſt zurück, ich durchgeiſtige ſie wieder, ich heilige ſie.

Ich gehöre nicht zu den Atheiſten, die da verneinen; ich bejahe.

Die Indifferentiſten und ſogenannten klugen Leute, die ſich über Gott nicht ausſprechen wollen, ſind die eigentlichen Gottesleugner. Solche ſchweigende Verleugnung wird jetzt ſogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Miſsbegriffen gefröhnt wird, die bis jetzt noch immer dem Despotismus als Stütze dienen.

Anfang und Ende aller Dinge iſt in Gott.

Geſchrieben zu Paris, den 2. April 1833.

Heinrich Heine.

II.

Die Vorrede des ersten Theiles dieses Buches mag auch das Erscheinen des zweiten Theiles rechtfertigen. Jener besprach die Geschichte der romantischen Schule im Allgemeinen, Dieser bespricht die Häuptlinge derselben insbesondere. In einem dritten und vierten Theile wird nachträglich von den übrigen Helden des Schlegel'schen Sagenkreises, dann auch von den Tragödiendichtern aus der letzten Goethe'schen Zeit, und endlich von den Schriftstellern meiner eigenen Zeit die Rede sein.

Eindringlich bitte ich den geneigten Leser, nicht zu vergessen, daſs ich diese Blätter für die Europe littéraire geschrieben, und mich den Beschränkungen, welche dieses Journal in Hinsicht der Politik vorzeichnet, einigermaßen fügen mussſte.

Da ich selber die Korrektur dieses Buches besorgt, so bitte ich eine etwa zu große Menge

Druckfehler zu entschuldigen. Schon ein flüchtiger Anblick meiner Aushängebogen zeigt mir, dass ich es auch an sonstigen Versehen nicht fehlen lassen. Sehr ernsthaft muss ich hier berichten, dass der Kaiser Heinrich kein Enkel des Barbarossa ist, und dass Herr August Wilhelm Schlegel ein Jahr jünger ist, als ich hier angegeben. Auch das Geburtsjahr Arnim's ist unrichtig verzeichnet. Wenn ich ebenfalls in diesen Blättern mal behauptet, die höhere Kritik in Deutschland habe sich nie mit Hoffmann beschäftigt, so vergaß ich ausnahmsweise zu erwähnen, dass Willibald Alexis, der Dichter des Cabanis, eine Charakteristik Hoffmann's geschrieben hat.

Paris, den 30. Juni 1833.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Den beträchtlichsten Theil dieser Blätter, die ursprünglich in französischer Sprache abgefasst und an Franzosen gerichtet sind, habe ich bereits vor einiger Zeit in deutscher Version, unter dem Titel „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland," dem vaterländischen Publikum mitgetheilt. In der gegenwärtigen Ergänzung mag das Buch wohl den neuen Titel: „Die romantische Schule" verdienen; denn ich glaube, dass es dem Leser die Hauptmomente der literarischen Bewegung, die jene Schule hervorgebracht, aufs getreusamste veranschaulichen kann.

Es war meine Absicht, auch die spätere Periode unserer Literatur in ähnlicher Form zu besprechen; aber dringendere Beschäftigungen und äußere Verhältnisse erlaubten mir nicht, unmittelbar ans Werk

Druckfehler zu entschuldigen. Schon ein flüchtiger Anblick meiner Aushängebogen zeigt mir, dass ich es auch an sonstigen Versehen nicht fehlen lassen. Sehr ernsthaft muss ich hier berichten, dass der Kaiser Heinrich kein Enkel des Barbarossa ist, und dass Herr August Wilhelm Schlegel ein Jahr jünger ist, als ich hier angegeben. Auch das Geburtsjahr Arnim's ist unrichtig verzeichnet. Wenn ich ebenfalls in diesen Blättern mal behauptet, die höhere Kritik in Deutschland habe sich nie mit Hoffmann beschäftigt, so vergaß ich ausnahmsweise zu erwähnen, dass Willibald Alexis, der Dichter des Cabanis, eine Charakteristik Hoffmann's geschrieben hat.

Paris, den 30. Juni 1833.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Den beträchtlichsten Theil dieser Blätter, die ursprünglich in französischer Sprache abgefasst und an Franzosen gerichtet sind, habe ich bereits vor einiger Zeit in deutscher Version, unter dem Titel „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland," dem vaterländischen Publikum mitgetheilt. In der gegenwärtigen Ergänzung mag das Buch wohl den neuen Titel: „Die romantische Schule" verdienen; denn ich glaube, dass es dem Leser die Hauptmomente der literarischen Bewegung, die jene Schule hervorgebracht, aufs getreusamste veranschaulichen kann.

Es war meine Absicht, auch die spätere Periode unserer Literatur in ähnlicher Form zu besprechen; aber dringendere Beschäftigungen und äußere Verhältnisse erlaubten mir nicht, unmittelbar ans Werk

zu gehen. Überhaupt ist die Art der Behandlung und die Weise der Herausgabe bei meinen letzten Geisteserzeugnissen immer von zeitlichen Umständen bedingt gewesen. So habe ich meine Mittheilungen „zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ als einen zweiten Theil des „Salon“ publicieren müssen; und doch sollte diese Arbeit eigentlich die allgemeine Einleitung in die deutsche Literatur bilden. Ein besonderes Missgeschick, das mich bei diesem zweiten Theile des Salons betroffen, habe ich bereits durch die Tagespresse zur öffentlichen Kunde gebracht. Mein Herr Verleger, den ich anklagte, mein Buch eigenmächtig verstümmelt zu haben, hat dieser Beschuldigung durch dasselbe Organ widersprochen; er erklärte jene Verstümmelung für das glorreiche Werk einer Behörde, die über alle Rügen erhaben ist.

Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die schutzlosen Gedanken seiner Schriftsteller. —

Geschrieben zu Paris, im Herbst 1835.

Heinrich Heine.

Erstes Buch.

Frau von Staël's Werk De l'Allemagne ist die einzige umfassende Kunde, welche die Franzosen über das geistige Leben Deutschlands erhalten haben. Und doch ist, seitdem dieses Buch erschienen, ein großer Zeitraum verflossen, und eine ganz neue Literatur hat sich unterdessen in Deutschland entfaltet. Ist es nur eine Übergangsliteratur? hat sie schon ihre Blüthe erreicht? ist sie bereits abgewelkt? Hierüber sind die Meinungen getheilt. Die meisten glauben, mit dem Tode Goethe's beginne in Deutschland eine neue literarische Periode, mit ihm sei auch das alte Deutschland zu Grabe gegangen, die aristokratische Zeit der Literatur sei zu Ende, die demokratische beginne, oder, wie sich ein französischer Journalist jüngst ausdrückte*), „der Geist

*) Dieser Zwischensatz fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen."

Was mich betrifft, ſo vermag ich nicht in ſo beſtimmter Weiſe über die künftigen Evolutionen des deutſchen Geiſtes abzuurtheilen. Die Endſchaft der „Goethe'ſchen Kunſtperiode," mit welchem Namen ich dieſe Periode zuerſt bezeichnete, habe ich jedoch ſchon ſeit vielen Jahren vorausgeſagt. Ich hatte gut prophezeien! Ich kannte ſehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem goethe'ſchen Kunſtreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Emeuten gegen Goethe will man ſogar mich ſelbſt geſehen haben. Nun Goethe todt iſt, bemächtigt ſich meiner darob ein wunderbarer Schmerz.

Indem ich dieſe Blätter gleichſam als eine Fortſetzung des Frau von Staël'ſchen De l'Allemagne ankündige, muſs ich, die Belehrung rühmend, die man aus dieſem Werke ſchöpfen kann, dennoch eine gewiſſe Vorſicht beim Gebrauche deſſelben anempfehlen und es durchaus als Koteriebuch bezeichnen. Frau von Staël, glorreichen Andenkens, hat hier in der Form eines Buches gleichſam einen Salon eröffnet, worin ſie deutſche Schriftſteller empfing und ihnen Gelegenheit gab, ſich der franzöſiſchen civiliſierten Welt bekannt zu machen; aber in dem Getöſe der verſchiedenſten Stimmen, die aus dieſem

Buche hervorschreien, hört man doch immer am vernehmlichsten den feinen Diskant des Herrn A. W. Schlegel. Wo sie ganz selbst ist, wo die großfühlende Frau sich unmittelbar ausspricht mit ihrem ganzen strahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten, da ist das Buch gut und vortrefflich. Sobald sie aber fremden Einflüsterungen gehorcht, sobald sie einer Schule huldigt, deren Wesen ihr ganz fremd und unbegreifbar ist, sobald sie durch die Anpreisung dieser Schule gewisse ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer protestantischen Klarheit in direktem Widerspruche sind, da ist ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kömmt noch, daſs sie, außer den unbewussten, auch noch bewusste Parteilichkeiten ausübt, daſs sie durch die Lobpreisung des geistigen Lebens, des Idealismus in Deutschland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzosen, die materielle Herrlichkeit der Kaiserperiode, frondieren will. Ihr Buch de l'Allemagne gleicht in dieser Hinsicht der Germania des Tacitus, der vielleicht ebenfalls durch seine Apologie der Deutschen eine indirekte Satire gegen seine Landsleute schreiben wollte.

Wenn ich oben einer Schule erwähnte, welcher Frau von Staël huldigte und deren Tendenzen sie

beförderte, so meinte ich die romantische Schule. Daſs diese in Deutschland ganz etwas Anders war, als was man in Frankreich mit diesem Namen bezeichnet, daſs ihre Tendenzen ganz verschieden waren von denen der französischen Romantiker, Das wird in den folgenden Blättern klar werden.

Was war aber die romantische Schule in Deutschland?

Sie war nichts Anders als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben, manifestiert hatte. Diese Poesie aber war aus dem Christenthume hervorgegangen, sie war eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen. Ich weiß nicht, ob die melancholische Blume, die wir in Deutschland Passionsblume benamsen, auch in Frankreich diese Benennung führt, und ob ihr von der Volkssage ebenfalls jener mystische Ursprung zugeschrieben wird. Es ist jene sonderbar missfarbige Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Christi gebraucht worden, nämlich Hammer, Zange, Nägel u. s. w. abkonterfeit sieht, eine Blume, die durchaus nicht häslich, sondern nur gespenstisch ist, ja deren Anblick sogar ein grauenhaftes Vergnügen in unserer Seele erregt, gleich den krampfhaft süßen Empfindungen,

die aus dem Schmerze selbst hervorgehen. In solcher Hinsicht wäre diese Blume das geeignetste Symbol für das Christenthum selbst, dessen schauerlichster Reiz eben in der Wollust des Schmerzes besteht*).

Obgleich man in Frankreich unter dem Namen Christenthum nur den römischen Katholicismus versteht, so muss ich doch besonders bevorworten, dass ich nur von letzterem spreche**). Ich spreche von jener Religion, in deren ersten Dogmen eine Verdammnis alles Fleisches enthalten ist, und die dem Geiste nicht bloß eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch dieses abtödten will, um den Geist zu verherrlichen***); ich spreche von jener

*) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

**) In der neuesten französischen Ausgabe lautet der obige Satz: „Ich muß ausdrücklich bemerken, daß, indem ich mich des Ausdruckes Christenthum bediene, ich weder von einer seiner Kirchen, noch von irgend einem Priesterthum (sacerdoce), sondern vielmehr von der Religion selbst spreche, — von jener Religion, in deren ersten Dogmen ꝛc."
Der Herausgeber.

***) In der neuesten französischen Ausgabe hat Heine die nachfolgende Stelle in folgender Weise gemildert: „Erhaben und göttlich in ihrem Princip, aber, ach! zu uneigennützig für diese unvollkommene Welt, wird eine solche Reli-

Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokrisie in die Welt gekommen, indem eben durch die Verdammnis des Fleisches die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit, ganz Geist zu sein, die Hypokrisie sich ausbilden musste; ich spreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdischen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteste Stütze des Despotismus geworden. Die Menschen haben jetzt das Wesen dieser Religion erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, dass auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist, und sie vindicieren jetzt die Genüsse der Erde, dieses schönen Gottesgartens, unseres unveräußerlichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konsequenzen jenes absoluten Spiritualismus

---

gion die sicherste Stütze der Despoten, welche jene absolute Verwerflichkeit der irdischen Güter, jene naive Demuth, jene fromme Geduld und himmlische Entsagung, die von den heiligen Aposteln gepredigt worden, zu ihrem Vortheile auszubeuten gewusst haben. Minder sanftmüthige Prediger sind seitdem aufgestanden, und in ihren schrecklichen Worten zeigen sie die praktischen Schwierigkeiten und gesellschaftlichen Gefahren der nazarenischen Lehren; sie lassen sich nicht mehr ꝛc."

Der Herausgeber.

jetzt so ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daſs die christkatholische Weltansicht ihre Endschaft erreicht. Denn jede Zeit ist eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, sobald man ihr Räthsel gelöst hat.

Keineswegs jedoch leugnen wir hier den Nutzen, den die christkatholische Weltansicht in Europa gestiftet. Sie war nothwendig als eine heilsame Reaktion gegen den grauenhaft kolossalen Materialismus, der sich im römischen Reiche entfaltet hatte und alle geistige Herrlichkeit des Menschen zu vernichten drohte. Wie die schlüpfrigen Memoiren des vorigen Jahrhunderts gleichsam die pièces justificatives der französischen Revolution bilden; wie uns der Terrorismus eines comité du salut public als nothwendige Arznei erscheint, wenn wir die Selbstbekenntnisse der französischen vornehmen Welt seit der Regentschaft gelesen: so erkennt man auch die Heilsamkeit des ascetischen Spiritualismus, wenn man etwa den Petron oder den Apulejus gelesen, Bücher, die man als pièces justificatives des Christenthums betrachten kann. Das Fleisch war so frech geworden in dieser Römerwelt, daſs es wohl der christlichen Disciplin bedurfte um es zu züchtigen. Nach dem Gastmal eines Trimalkion bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Christenthum.

Oder etwa, wie greise Lüstlinge durch Ruthenstreiche das erschlaffte Fleisch zu neuer Genussfähigkeit aufreizen: wollte das alternde Rom sich mönchisch geißeln lassen, um raffinierte Genüsse in der Qual selbst und die Wolluſt im Schmerze zu finden?

Schlimmer Überreiz! er raubte dem römischen Staatskörper die letzten Kräfte. Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zu Grunde; am Bosporus wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demselben judäischen Spiritualismus, und hier wie dort ward die römische Geschichte ein langsames Dahinsterben, eine Agonie, die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern seinen Spiritualismus bescherte, sich an dem siegenden Feinde rächen wollen, wie einst der sterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eignen Blute vergiftet war, so listig zu überliefern wusste? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das judäische Gift so wirksam verzehrt, dass Helm und Harnisch seinen welkenden Gliedern entsanken, und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kastratengetriller.

Aber was den Greis entkräftet, Das stärkt den Jüngling. Jener Spiritualismus wirkte heilsam

auf die übergesunden Völker des Nordens; die allzu-vollblütigen barbarischen Leiber wurden christlich vergeistigt; es begann die europäische Civilisation. Das ist eine preiswürdige, heilige Seite des Christenthums. Die katholische Kirche erwarb sich in dieser Hinsicht die größten Ansprüche auf unsere Verehrung und Bewunderung. Sie hat durch große geniale Institutionen die Bestialität der nordischen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewusst.

Die Kunstwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geist, und Das ist oft sogar ihre ganze Aufgabe. Die epischen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieser Bewältigung klassificieren.

Von lyrischen und dramatischen Gedichten kann hier nicht die Rede sein; denn letztere existierten nicht, und erstere sind sich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling.

Obgleich die epische Poesie des Mittelalters in heilige und profane geschieden war, so waren doch beide Gattungen ihrem Wesen nach ganz christlich; denn, wenn die heilige Poesie auch ausschließlich das jüdische Volk, welches für das allein heilige galt, und dessen Geschichte, welche allein die heilige

hieß, die Helden des alten und neuen Teſtamentes, die Legende, kurz die Kirche beſang, ſo ſpiegelte ſich doch in der profanen Poeſie das ganze damalige Leben mit allen ſeinen chriſtlichen Anſchauungen und Beſtrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunſt im deutſchen Mittelalter iſt vielleicht „Barlaam und Joſaphat," ein Gedicht worin die Lehre von der Abnegation, von der Enthaltſamkeit, von der Entſagung, von der Verſchmähung aller weltlichen Herrlichkeit am konſequenteſten ausgeſprochen worden. Hiernächſt möchte ich den „Lobgeſang auf den heiligen Anno" für das Beſte der heiligen Gattung halten. Aber dieſes letztere Gedicht greift ſchon weit hinaus ins Weltliche. Es unterſcheidet ſich überhaupt von dem erſteren, wie etwa ein byzantiniſches Heiligenbild von einem altdeutſchen. Wie auf jenen byzantiniſchen Gemälden, ſehen wir ebenfalls in „Barlaam und Joſaphat" die höchſte Einfachheit, nirgends iſt perſpektiviſches Beiwerk, und die lang mageren, ſtatuenähnlichen Leiber und die idealiſch ernſthaften Geſichter treten ſtreng abgezeichnet hervor, wie aus weichem Goldgrund; — im Lobgeſang auf den heiligen Anno wird, wie auf altdeutſchen Gemälden, das Beiwerk faſt zur Hauptſache, und trotz der grandioſen Anlage iſt doch das Einzelne aufs kleinlichſte ausgeführt, und man weiß

nicht, ob man dabei die Konception eines Riesen oder die Geduld eines Zwergs bewundern soll. Ottfried's Evangeliengedicht, das man als das Hauptwerk der heiligen Poesie zu rühmen pflegt, ist lange nicht so ausgezeichnet wie die erwähnten beiden Dichtungen.

In der profanen Poesie finden wir, nach obiger Andeutung, zuerst den Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs; da herrscht noch die ganze vorchristliche Denk- und Gefühlsweise, da ist die rohe Kraft noch nicht zum Ritterthum herabgemildert, da stehen noch wie Steinbilder die starren Kämpen des Nordens, und das sanfte Licht und der sittige Athem des Christenthums dringt noch nicht durch die eisernen Rüstungen. Aber es dämmert allmählig in den altgermanischen Wäldern, die alten Götzeneichen werden gefällt, und es entsteht ein lichter Kampfplatz, wo der Christ mit dem Heiden kämpft; und Dieses sehen wir im Sagenkreis Karl's des Großen, worin sich eigentlich die Kreuzzüge mit ihren heiligen Tendenzen abspiegeln. Nun aber, aus der christlich spiritualisierten Kraft, entfaltet sich die eigenthümlichste Erscheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das sich endlich noch sublimiert als ein geistliches Ritterthum. Jenes, das weltliche Ritterthum, sehen wir am anmuthigsten

verherrlicht in dem Sagenkreis des König Arthus, worin die süßeste Galanterie, die ausgebildetste Courtoisie und die abenteuerlichste Kampflust herrscht. Aus den süß närrischen Arabesken und phantastischen Blumengebilden dieser Gedichte grüßen uns der köstliche Iwain, der vortreffliche Lanzelot vom See, und der tapfere, galante, honette, aber etwas langweilige Wigalois. Neben diesem Sagenkreis sehen wir den damit verwandten und verwebten Sagenkreis vom „heiligen Gral", worin das geistliche Ritterthum verherrlicht wird, und da treten uns entgegen drei der grandioseſten Gedichte des Mittelalters, der Titurel, der Parcival und der Lohengrin; hier stehen wir der romantischen Poesie gleichsam persönlich gegenüber, wir schauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen, und sie umstrickt uns unversehens mit ihrem scholastischen Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Mystik. Endlich sehen wir aber auch Gedichte in jener Zeit, die dem christlichen Spiritualismus nicht unbedingt huldigen, ja worin dieser sogar frondiert wird, wo der Dichter sich den Ketten der abstrakten christlichen Tugenden entwindet und wohlgefällig sich hinabtaucht in die Genußwelt der verherrlichten Sinnlichkeit; und es ist eben nicht der schlechteste Dichter, der uns das

Hauptwerk dieser Richtung, „Tristan und Isolde," hinterlassen hat. Ja, ich muss gestehen, Gottfried von Straßburg, der Verfasser dieses schönsten Gedichts des Mittelalters, ist vielleicht auch dessen größter Dichter, und er überragt noch alle Herrlichkeit des Wolfram von Eschilbach, den wir im Parcival und in den Fragmenten des Titurel so sehr bewundern. Es ist vielleicht jetzt erlaubt, den Meister Gottfried unbedingt zu rühmen und zu preisen. Zu seiner Zeit hat man sein Buch gewiss für gottlos und ähnliche Dichtungen, wozu schon der Lancelot gehörte, für gefährlich gehalten. Und es sind wirklich auch bedenkliche Dinge vorgefallen. Franceska da Polenta*) und ihr schöner Freund mussten theuer dafür büßen, dass sie eines Tages mit einander in einem solchen Buche lasen; — die größere Gefahr freilich bestand darin, dass sie plötzlich zu lesen aufhörten!

Die Poesie in allen diesen Gedichten des Mittelalters trägt einen bestimmten Charakter, wodurch sie sich von der Poesie der Griechen und Römer unterscheidet. In Betreff dieses Unterschieds nennen wir erstere die romantische und letztere die klassische

*) „Franceska von Riminj" steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Poesie. Diese Benennungen aber sind nur unsichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichsten Verwirrnissen, die noch gesteigert wurden, wenn man die antike Poesie statt klassisch auch plastisch nannte. Hier lag besonders der Grund zu Missverständnissen. Nämlich, die Künstler sollen ihren Stoff immer plastisch bearbeiten, er mag christlich oder heidnisch sein, sie sollen ihn in klaren Umrissen darstellen, kurz: plastische Gestaltung soll in der romantisch modernen Kunst, ebenso wie in der antiken Kunst, die Hauptsache sein. Und in der That, sind nicht die Figuren in der göttlichen Komödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben so plastisch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herkulanum? Der Unterschied besteht darin, dass die plastischen Gestalten in der antiken Kunst ganz identisch sind mit dem Darzustellenden, mit der Idee, die der Künstler darstellen wollte, z. B. dass die Irrfahrten des Odysseus gar nichts Anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odysseus hieß; dass ferner der Bacchus, den wir im Louvre sehen, nichts Anders ist als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wollust in den gewölbt weichen Lippen. Anders ist es in der

romantischen Kunst; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine esoterische Bedeutung, sie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, ist die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne so tröstlich zuduftet, Das ist die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geist, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuss, Faser und Kern dieselbe Mandel sind. Wenn Homer die Rüstung eines Helden schildert, so ist es eben nichts Anders als eine gute Rüstung, die so und so viel Ochsen werth ist; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in seinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beschreibt, so kann man sich darauf verlassen, dass er sich unter diesen Röcken eben so viele verschiedene Tugenden denkt, dass ein besonderer Sinn verborgen ist unter diesen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauschaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern ist, ganz vernünftiger Weise als Mandelblüthe besungen wird. Das ist nun der Charakter der mittelalterlichen Poesie, die wir die romantische nennen.

Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche und lauter spiritualistische

Beziehungen darzustellen oder vielmehr anzudeuten, und sie nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Parabolischen, wie schon Christus selbst seine spiritualistischen Ideen durch allerlei schöne Parabeln deutlich zu machen suchte. Daher das Mystische, Räthselhafte, Wunderbare und Überschwängliche in den Kunstwerken des Mittelalters; die Phantasie macht ihre entsetzlichsten Anstrengungen, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen, und sie erfindet die kolossalsten Tollheiten, sie stülpt den Pelion auf den Ossa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen.

Bei den Völkern, wo die Poesie ebenfalls das Unendliche darstellen wollte, und ungeheure Ausgeburten der Phantasie zum Vorschein kamen, z. B. bei den Skandinaviern und Indiern, finden wir Gedichte, die wir ebenfalls für romantisch halten und auch romantisch zu nennen pflegen.

Von der Musik des Mittelalters können wir nicht Viel sagen. Es fehlen uns die Urkunden. Erst spät, im sechzehnten Jahrhundert, entstanden die Meisterwerke der katholischen Kirchenmusik, die man in ihrer Art nicht genug schätzen kann, da sie den christlichen Spiritualismus am reinsten aussprechen. Die recitierenden Künste, spiritualistisch ihrer Natur

nach, konnten im Christenthum ein ziemliches Gedeihen finden. Minder vortheilhaft war diese Religion für die bildenden Künste. Denn da auch diese den Sieg des Geistes über die Materie darstellen sollten, und dennoch eben diese Materie als Mittel ihrer Darstellung gebrauchen mussten, so hatten sie gleichsam eine unnatürliche Aufgabe zu lösen. Daher in Skulptur und Malerei jene abscheulichen Themata: Martyrbilder, Kreuzigungen, sterbende Heilige, Zerstörung des Fleisches. Die Aufgaben selbst waren ein Martyrthum der Skulptur, und wenn ich jene verzerrten Bildwerke sehe, wo durch schiefromme Köpfe, lange dünne Arme, magere Beine und ängstlich unbeholfene Gewänder die christliche Abstinenz und Entsinnlichung dargestellt werden soll, so erfasst mich unsägliches Mitleid mit den Künstlern jener Zeit. Die Maler waren wohl etwas begünstigter, da das Material ihrer Darstellung, die Farbe, in seiner Unerfasbarkeit, in seiner bunten Schattenhaftigkeit, dem Spiritualismus nicht so derb widerstrebte wie das Material der Skulptoren; dennoch mussten auch sie, die Maler, mit den widerwärtigsten Leidensgestalten die seufzende Leinwand belasten. Wahrlich, wenn man manche Gemäldesammlung betrachtet und Nichts als Blutscenen, Stäupen und Hinrichtung dargestellt sieht, so sollte

man glauben, die alten Meister hätten diese Bilder für die Galerie eines Scharfrichters gemalt.

Aber der menschliche Genius weiß sogar die Unnatur zu verklären, vielen Malern gelang es, die unnatürliche Aufgabe schön und erhebend zu lösen, und namentlich die Italiäner wussten der Schönheit etwas auf Kosten des Spiritualismus zu huldigen und sich zu jener Idealität emporzuschwingen, die in so vielen Darstellungen der Madonna ihre Blüthe erreicht hat. Die katholische Klerisei hat überhaupt, wenn es die Madonna galt, dem Sensualismus immer einige Zugeständnisse gemacht. Dieses Bild einer unbefleckten Schönheit, die noch dabei von Mutterliebe und Schmerz verklärt ist, hatte das Vorrecht, durch Dichter und Maler gefeiert und mit allen sinnlichen Reizen geschmückt zu werden. Denn dieses Bild war ein Magnet, welcher die große Menge in den Schoß des Christenthums ziehen konnte. Madonna Maria war gleichsam die schöne dame du comptoir der katholischen Kirche, die deren Kunden, besonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmlischen Lächeln anzog und festhielt*).

*) In den französischen Ausgaben lautet dieser Satz: „Die Jungfrau Maria war die Burgfrau (la dame châte-

Die Baukunst trug im Mittelalter denselben Charakter wie die anderen Künste; wie denn überhaupt damals alle Manifestationen des Lebens aufs wunderbarste mit einander harmonierten. Hier, in der Architektur, zeigt sich dieselbe parabolische Tendenz wie in der Dichtkunst. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esoterischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesammteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Doms selbst ist ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unseren Füßen Leichensteine und Verwesung; und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt. Wenn man sie von außen erblickt, diese gothischen Dome, diese ungeheuren Bauwerke, die so luftig, so fein, so zierlich, so durchsichtig gearbeitet sind, daſs man sie für ausgeschnitzelt, daſs

laine) der katholischen Kirche, welche die Ritter des Nordens mit ihrem süßen himmlischen Lächeln anzog und festhielt."

Der Herausgeber.

man sie für Brabanter Spitzen von Marmor halten sollte, dann fühlt man erst recht die Gewalt jener Zeit, die selbst den Stein so zu bewältigen wusste, dass er fast gespenstisch durchgeistet erscheint, dass sogar diese härteste Materie den christlichen Spiritualismus ausspricht.

Aber die Künste sind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholicismus erlosch, so verhallte und erblich er auch in der Kunst. Zur Zeit der Reformation schwand allmählich die katholische Poesie in Europa, und an ihrer Stelle sehen wir die längst abgestorbene griechische Poesie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künstlicher Frühling, ein Werk des Gärtners und nicht der Sonne, und die Bäume und Blumen steckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel schützte sie vor Kälte und Nordwind.

In der Weltgeschichte ist nicht jedes Ereignis die unmittelbare Folge eines anderen, alle Ereignisse bedingen sich vielmehr wechselseitig. Keineswegs bloß durch die griechischen Gelehrten, die nach der Eroberung von Byzanz zu uns herüber emigriert, ist die Liebe für das Griechenthum und die Sucht, es nachzuahmen, bei uns allgemein geworden, sondern auch in der Kunst, wie im Leben, regte sich ein gleichzeitiger Protestantismus; Leo X., der prächtige

Medicäer, war ein eben so eifriger Protestant wie Luther; und wie man zu Wittenberg in lateinischer Prosa protestierte, so protestierte man zu Rom in Stein, Farbe und Ottaverime. Oder bilden die marmornen Kraftgestalten des Michel Angelo, die lachenden Nymphengesichter des Giulio Romano, und die lebenstrunkene Heiterkeit in den Versen des Meisters Ludovico nicht einen protestierenden Gegensatz zu dem altdüstern, abgehärmten Katholicismus? Die Maler Italiens polemisierten gegen das Pfaffenthum vielleicht weit wirksamer als die sächsischen Theologen. Das blühende Fleisch auf den Gemälden des Tizian, Das ist Alles Protestantismus. Die Lenden seiner Venus sind viel gründlichere Thesen, als die, welche der deutsche Mönch an die Kirchenthüre von Wittenberg angeklebt. — Es war damals, als hätten die Menschen sich plötzlich erlöst gefühlt von tausendjährigem Zwang; besonders die Künstler athmeten wieder frei, als ihnen der Alp des Christenthums von der Brust gewälzt schien; enthusiastisch stürzten sie sich in das Meer griechischer Heiterkeit, aus dessen Schaum ihnen wieder die Schönheitsgöttinnen entgegentauchten; die Maler malten wieder die ambrosische Freude des Olymps; die Bildhauer meißelten wieder mit alter Lust die alten Heroen aus dem Marmorblock hervor; die Poeten

befangen wieder das Haus des Atreus und des Lajos; es entstand die Periode der neuklassischen Poesie.

Wie sich in Frankreich unter Ludwig XIV. das moderne Leben am vollendetsten ausgebildet, so gewann hier jene neuklassische Poesie ebenfalls eine ausgebildete Vollendung, ja gewissermaßen eine selbständige Originalität. Durch den politischen Einfluss des großen Königs verbreitete sich diese neuklassische Poesie im übrigen Europa; in Italien, wo sie schon einheimisch geworden war, erhielt sie ein französisches Kolorit; mit den Anjous kamen auch die Helden der französischen Tragödie nach Spanien; sie gingen nach England mit Madame Henriette; und wir Deutschen, wie sich von selbst versteht, wir bauten dem gepuderten Olymp von Versailles unsere tölpischen Tempel. Der berühmteste Oberpriester derselben war Gottsched, jene große Allongeperücke, die unser theurer Goethe in seinen Memoiren so trefflich beschrieben hat.

Lessing war der literarische Arminius, der unser Theater von jener Fremdherrschaft befreite. Er zeigte uns die Nichtigkeit, die Lächerlichkeit, die Abgeschmacktheit jener Nachahmungen des französischen Theaters, das selbst wieder dem Griechischen nachgeahmt schien. Aber nicht bloß durch seine Kritik,

sondern auch durch seine eignen Kunstwerke ward er der Stifter der neuern deutschen Originalliteratur. Alle Richtungen des Geistes, alle Seiten des Lebens verfolgte dieser Mann mit Enthusiasmus und Uneigennützigkeit. Kunst, Theologie, Alterthumswissenschaft, Dichtkunst, Theaterkritik, Geschichte, Alles trieb er mit demselben Eifer und zu demselben Zwecke. In allen seinen Werken lebt dieselbe große sociale Idee, dieselbe fortschreitende Humanität, dieselbe Vernunftreligion, deren Johannes er war und deren Messias wir noch erwarten. Diese Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüste. Und dann fehlte ihm auch die Kunst, den Stein in Brot zu verwandeln; er verbrachte den größten Theil seines Lebens in Armuth und Drangsal; Das ist ein Fluch, der fast auf allen großen Geistern der Deutschen lastet, und vielleicht erst durch die politische Befreiung getilgt wird. Mehr als man ahnte, war Lessing auch politisch bewegt, eine Eigenschaft, die wir bei seinen Zeitgenossen gar nicht finden; wir merken jetzt erst, was er mit der Schilderung des Duodezdespotismus in „Emilia Galotti“ gemeint hat. Man hielt ihn damals nur für einen Champion der Geistesfreiheit und Bekämpfer der klerikalen Intoleranz; denn seine theologischen Schriften verstand man schon besser. Die

Fragmente „über Erziehung des Menschengeschlechts,“ welche Eugène Rodrigue ins Französische übersetzt hat, können vielleicht den Franzosen von der umfassenden Weite des Lessing'schen Geistes einen Begriff geben. Die beiden kritischen Schriften, welche den meisten Einfluss auf die Kunst ausgeübt, sind seine „Hamburgische Dramaturgie“ und sein „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.“ Seine ausgezeichnetsten Theaterstücke sind: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Nathan der Weise.

Gotthold Ephraim Lessing ward geboren zu Camenz in der Lausitz den 22. Januar 1729, und starb zu Braunschweig den 15. Februar 1781. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit seiner Polemik das Alte zerstörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit selber etwas Neues und Besseres schuf; er glich, sagt ein deutscher Autor, jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft gestört wurden, und dann mit der einen Hand gegen diese kämpften, und mit der anderen Hand am Gotteshause weiter bauten. Es ist hier nicht die Stelle, wo ich mehr von Lessing sagen dürfte; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, dass er in der ganzen Literaturgeschichte derjenige Schriftsteller ist, den ich am meisten liebe.

Noch eines anderen Schriftstellers, der in demselben Geiste und zu demselben Zwecke wirkte und Lessing's nächster Nachfolger genannt werden kann, will ich hier erwähnen; seine Würdigung gehört freilich ebenfalls nicht hierher; wie er denn überhaupt in der Literaturgeschichte einen ganz einsamen Platz einnimmt, und sein Verhältnis zu Zeit und Zeitgenossen noch immer nicht bestimmt ausgesprochen werden kann. Es ist Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Morungen in Ostpreußen und gestorben zu Weimar in Sachsen im Jahre 1803.

Die Literaturgeschichte ist die große Morgue, wo Jeder seine Todten aufsucht, die er liebt oder womit er verwandt ist. Wenn ich da unter so vielen unbedeutenden Leichen den Lessing oder den Herder sehe mit ihren erhabenen Menschengesichtern, dann pocht mir das Herz. Wie dürfte ich vorübergehen, ohne euch flüchtig die blassen Lippen zu küssen!

Wenn aber Lessing die Nachahmerei des französischen Aftergriechenthums gar mächtig zerstörte, so hat er doch selbst, eben durch seine Hinweisung auf die wirklichen Kunstwerke des griechischen Alterthums, gewissermaßen einer neuen Art thörichter Nachahmungen Vorschub geleistet. Durch seine Bekämpfung des religiösen Aberglaubens beförderte er sogar die nüchterne Aufklärungssucht, die sich zu

Berlin breit machte, und im seligen Nicolai ihr Hauptorgan, und in der allgemeinen deutschen Bibliothek ihr Arsenal besaß. Die kläglichste Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Wesen zu treiben, und das Läppische und Leere blies sich auf, wie der Frosch in der Fabel.

Man irrt sehr, wenn man etwa glaubt, daſs Goethe, der damals schon aufgetaucht, bereits allgemein anerkannt gewesen sei. Sein „Götz von Berlichingen“ und sein „Werther“ waren mit Begeisterung aufgenommen worden, aber die Werke der gewöhnlichsten Stümper waren es nicht minder, und man gab Goethen nur eine kleine Nische in dem Tempel der Literatur. Nur den „Götz“ und den „Werther“ hatte das Publikum, wie gesagt, mit Begeisterung aufgenommen, aber mehr wegen des Stoffes als wegen ihrer artistischen Vorzüge, die fast Niemand in diesen Meisterwerken zu schätzen verstand. Der „Götz“ war ein dramatisierter Ritterroman, und diese Gattung liebte man damals. In dem „Werther“ sah man nur die Bearbeitung einer wahren Geschichte, die des jungen Jerusalem, eines Jünglings, der sich aus Liebe todtgeschossen und dadurch in jener windstillen Zeit einen sehr starken Lärm gemacht; man las mit Thränen seine rührenden Briefe; man bemerkte scharfsinnig, daſs die

Art, wie Werther aus einer adeligen Gesellschaft entfernt worden, seinen Lebensüberdruss gesteigert habe; die Frage über den Selbstmord gab dem Buche noch mehr Besprechung; einige Narren verfielen auf die Idee, sich bei dieser Gelegenheit ebenfalls todtzuschießen; das Buch machte durch seinen Stoff einen bedeutenden Knalleffekt. Die Romane von August Lafontaine wurden jedoch eben so gern gelesen, und da Dieser unaufhörlich schrieb, so war er berühmter als Wolfgang Goethe. Wieland war der damalige große Dichter, mit dem es etwa nur der Herr Odendichter Ramler zu Berlin in der Poesie aufnehmen konnte. Abgöttisch wurde Wieland verehrt, mehr als jemals Goethe. Das Theater beherrschte Iffland mit seinen bürgerlich larmoyanten Dramen und Kotzebue mit seinen banal witzigen Possen*).

Diese Literatur war es, wogegen sich während

*) In der älteren deutschen Ausgabe fehlt das Wort „bürgerlich," und statt „banal" steht „trivial." Der Satz lautet in der neuesten französischen Ausgabe: „Indeß wollen wir gern einräumen, daß der Verfasser des „Oberon" und des „Aristipp" seine großen Erfolge verdient hat; er beschenkte Deutschland mit schönen und nützlichen Werken, er war ein Riese neben Iffland, der das Theater mit seinen bürgerlichen Dramen, und Kotzebue, der es mit seinen zahllosen Lustspielen beherrschte." Der Herausgeber.

den letzen Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Schule in Deutschland erhob, die wir die romantische genannt, und als deren Gérants sich uns die Herren August Wilhelm und Friedrich Schlegel präsentiert haben. Jena, wo sich diese beiden Brüder nebst vielen gleichgestimmten Geistern auf und zu befanden, war der Mittelpunkt, von wo aus die neue ästhetische Doktrin sich verbreitete. Ich sage: Doktrin, denn diese Schule begann mit Beurtheilung der Kunstwerke der Vergangenheit und mit dem Recept zu den Kunstwerken der Zukunft. In diesen beiden Richtungen hat die Schlegel'sche Schule große Verdienste um die ästhetische Kritik. Bei der Beurtheilung der schon vorhandenen Kunstwerke wurden entweder ihre Mängel und Gebrechen nachgewiesen, oder ihre Vorzüge und Schönheiten beleuchtet. In der Polemik, in jenem Aufdecken der artistischen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Lessing's, sie bemächtigten sich seines großen Schlachtschwerts; nur war der Arm des Herren August Wilhelm Schlegel viel zu zart schwächlich und das Auge seines Bruders Friedrich viel zu mystisch umwölkt, als daſs Jener so stark und Dieser so scharftreffend zuschlagen konnte wie Lessing. In der reproducierenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines

Kunstwerks veranschaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten ankam, wo diese zum Verständnis gebracht werden mussten, da sind die Herren Schlegel dem alten Lessing ganz überlegen. Was soll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meisterwerke sagen! Da offenbarte sich bei den Herren Schlegel eine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Lessing zu finden glauben. Auch Dieser, so stark er im Verneinen ist, so schwach ist er im Bejahen, selten kann er ein Grundprincip aufstellen, noch seltener ein richtiges. Es fehlte ihm der feste Boden einer Philosophie, eines philosophischen Systems. Dieses ist nun bei den Herren Schlegel in noch viel trostloserem Grade der Fall*). Man fabelt Mancherlei von dem Einfluss des Fichte'schen Idealismus und der Schelling'schen Naturphilosophie auf die romantische Schule, die man sogar ganz daraus hervorgehen lässt. Aber ich sehe hier höchstens nur den Einfluss einiger Fichte'schen und Schelling'schen Gedankenfragmente, keineswegs den Einfluss einer Philosophie**). Herr Schelling, der da-

*) Die nachfolgende Stelle bis zum Schlusse des Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) Hier folgt in der älteren deutschen Ausgabe die nachstehende Stelle: „Und Dieses erklärt sich schon aus dem ein-

mals in Jena docierte, hat freilich persönlich großen Einfluss auf die romantische Schule ausgeübt; er ist, was man in Frankreich nicht weiß, auch ein Stück Poet, und es heißt, es sei noch zweifelhaft, ob er nicht seine sämmtlichen philosophischen Lehren in einem poetischen, ja metrischen Gewande herausgeben solle. Dieser Zweifel charakterisiert den Mann.

Wenn aber die Herren Schlegel für die Meisterwerke, die sie sich bei den Poeten ihrer Schule bestellten, keine feste Theorie angeben konnten, so ersetzten sie diesen Mangel dadurch, dass sie die besten Kunstwerke der Vergangenheit als Muster

---

sachen Grunde, weil damals schon Fichte's Philosophie in sich selbst zerfallen und Fichte selbst sie durch Beimischung Schelling'scher Sätze ungenießbar gemacht hat, und weil anderen Theils Herr Schelling nie eine Philosophie aufgestellt, sondern nur ein vages Philosophieren, ein unsicheres Improvisieren poetischer Philosopheme, verbreitet hat. Vielleicht aus dem Fichte'schen Idealismus, jenem tiefironischen Systeme, wo das Ich dem Nicht-Ich entgegengesetzt ist und dieses vernichtet, nahm die romantische Schule die Lehre von der Ironie, die der selige Solger besonders ausgebildet hat, die auch die Herren Schlegel anfänglich als das Wesen der Kunst angesehen, später aber als unfruchtbar erfunden und gegen die positiveren Axiome der Schelling'schen Identitätslehre vertauscht haben. Herr Schelling, der damals in Jena docierte, hat aber jedenfalls persönlich großen Einfluss ꝛc."

Der Herausgeber.

anprieſen und ihren Schülern zugänglich machten. Dieſes waren nun hauptſächlich die Werke der chriſtlich-katholiſchen Kunſt des Mittelalters. Die Überſetzung des Shakſpeare's, der an der Grenze dieſer Kunſt ſteht und ſchon proteſtantiſch klar in unſere moderne Zeit hereinlächelt, war nur zu polemiſchen Zwecken beſtimmt, deren Beſprechung hier zu weitläufig wäre*). Auch wurde dieſe Überſetzung von Herrn A. W. Schlegel unternommen zu einer Zeit, als man ſich noch nicht ganz ins Mittelalter zurück enthuſiasmiert hatte. Später, als Dieſes geſchah, ward der Calderon überſetzt und weit über den Shakſpeare angeprieſen; denn bei Jenem fand man die Poeſie des Mittelalters am reinſten ausgeprägt, und zwar in ihren beiden Hauptmomenten: Ritterthum und Mönchsthum. Die frommen Komödien des kaſtilianiſchen Prieſterdichters, deſſen poetiſche Blumen mit Weihwaſſer beſprengt und kirchlich geräuchert ſind, wurden jetzt nachgebildet mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem ſacerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Tollheit; und in Deutſchland erblühten nun jene buntgläubigen, närriſch tiefſinnigen Dichtungen, in welchen man ſich myſtiſch verliebte, wie in der „Andacht zum Kreuz,“

*) Vgl. Heine's Sämmtl. Werke, Bd. III, S. 181.

oder zur Ehre der Mutter-Gottes ſchlug, wie im „ſtandhaften Prinzen“; und Zacharias Werner trieb das Ding ſo weit, wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen*) in ein Narrenhaus eingeſperrt zu werden.

Unſere Poeſie, ſagten die Herren Schlegel, iſt alt, unſere Muſe iſt ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unſer Amor iſt kein blonder Knabe, ſondern ein verſchrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unſere Gefühle ſind abgewelkt, unſere Phantaſie iſt verdorrt: wir müſſen uns erfriſchen, wir müſſen die verſchütteten Quellen der naiven, einfältiglichen Poeſie des Mittelalters wieder aufſuchen, da ſprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ ſich das trockne, dürre Volk nicht zweimal ſagen; beſonders die armen Durſthälſe, die im märkiſchen Sande ſaßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und ſie ſtürzten nach jenen Wunderquellen, und Das ſoff und ſchlürfte und ſchlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man Folgendes erzählt. Sie hatte bemerkt, daſs ihre Dame ein Wunderelixir beſaß, das die Jugend wieder herſtellt; in

*) „von Obrigkeitswegen,“ fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Abwesenheit der Dame nahm sie nun aus deren Toilette das Fläschchen, welches jenes Elixir enthielt; statt aber nur einige Tropfen zu trinken, that sie einen so großen, langen Schluck, daſs sie durch die höchstgesteigerte Wunderkraft des verjüngenden Tranks nicht bloß wieder jung, sondern gar zu einem ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich, so ging es namentlich unserem vortrefflichen Herrn Tieck, einem der besten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters so Viel eingeschluckt, daſs er fast wieder ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau von Staël so sehr viele Mühe hatte zu bewundern. Sie gesteht selber, daſs es ihr kurios vorkomme, wenn eine Person in einem Drama mit einem Monolog debütiert, welcher mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifacius, und ich komme, euch zu sagen u. s. w.

Herr Ludwig Tieck hat durch seinen Roman: „Sternbald's Wanderungen“ und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewissen Wackenroder geschriebenen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ auch den bildenden Künstlern die naiven, rohen Anfänge der Kunst als Muster dargestellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieser Werke, die sich eben in ihrer technischen

Unbeholfenheit kundgiebt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man Nichts mehr wissen, kaum einmal von seinem Lehrer Perugino, den man freilich schon höher schätzte, und in welchem man noch Reste jener Vortrefflichkeiten entdeckte, deren ganze Fülle man in den unsterblichen Meisterwerken des Fra Giovanno Angelico da Fiesole so andachtsvoll bewunderte. Will man sich hier einen Begriff von dem Geschmacke der damaligen Kunstenthusiasten machen, so muss man nach dem Louvre gehen, wo noch die besten Gemälde jener Meister hängen, die man damals unbedingt verehrte; und will man sich einen Begriff von dem großen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, so muss man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube, jene Bilder im ersten Saale des Louvre sind noch immer viel zu graciöse, als dass man sich dadurch einen Begriff von dem damaligen Kunstgeschmack machen könnte. Man muss sich diese altitaliänischen Bilder noch obendrein ins Altdeutsche übersetzt denken. Denn man erachtete die Werke der altdeutschen Maler für noch weit einfältiglicher und kindlicher und also nachahmungswürdiger als die altitaliänischen. Denn die Deut-

schen vermögen ja, hieß es, mit ihrem Gemüth (ein Wort, wofür die französische Sprache keinen Ausdruck hat) das Christenthum tiefer aufzufassen als andre Nationen, und Friedrich Schlegel und sein Freund Herr Joseph Görres wühlten in den alten Städten am Rhein nach den Resten altdeutscher Gemälde und Bildwerke, die man gleich heiligen Reliquien blindgläubig verehrte.

Ich habe eben den deutschen Parnass jener Zeit mit Charenton verglichen. Ich glaube aber, auch hier habe ich viel zu wenig gesagt. Ein französischer Wahnsinn ist noch lange nicht so wahnsinnig wie ein deutscher; denn in diesem, wie Polonius sagen würde, ist Methode. Mit einer Pedanterie ohne Gleichen, mit einer entsetzlichen Gewissenhaftigkeit, mit einer Gründlichkeit, wovon sich ein oberflächlicher französischer Narr nicht einmal einen Begriff machen kann, trieb man jene deutsche Tollheit.

Der politische Zustand Deutschlands war der christlich-altdeutschen Richtung noch besonders günstig. Noth lehrt beten, sagt das Sprichwort, und wahrlich, nie war die Noth in Deutschland größer, und daher das Volk dem Beten, der Religion, dem Christenthum zugänglicher als damals. Kein Volk

hegt mehr Anhänglichkeit für seine Fürsten wie das deutsche, und mehr noch als der traurige Zustand, worin das Land durch den Krieg und die Fremdherrschaft gerathen, war es der jammervolle Anblick ihrer besiegten Fürsten, die sie zu den Füßen Napoleon's kriechen sahen, was die Deutschen aufs unleidlichste betrübte; das ganze Volk glich jenen treuherzigen alten Dienern in großen Häusern, die alle Demüthigungen, welche ihre gnädige Herrschaft erdulden muss, noch tiefer empfinden als diese selbst, und die im Verborgenen ihre kummervollsten Thränen weinen, wenn etwa das herrschaftliche Silberzeug verkauft werden soll, und die sogar ihre ärmlichen Ersparnisse heimlich dazu verwenden, dass nicht bürgerliche Talglichter statt adliger Wachskerzen auf die herrschaftliche Tafel gesetzt werden, wie wir Solches mit hinlänglicher Rührung in den alten Schauspielen sehen. Die allgemeine Betrübnis fand Trost in der Religion, und es entstand ein pietistisches Hingeben in den Willen Gottes, von welchem allein die Hilfe erwartet wurde. Und in der That, gegen den Napoleon konnte auch gar kein Anderer helfen als der liebe Gott selbst. Auf die weltlichen Heerscharen war nicht mehr zu rechnen, und man musste vertrauungsvoll den Blick nach dem Himmel wenden.

Wir hätten auch den Napoleon ganz ruhig ertragen. Aber unsere Fürsten, während sie hofften, durch Gott von ihm befreit zu werden, gaben sie auch zugleich dem Gedanken Raum, dass die zusammengefassten Kräfte ihrer Völker dabei sehr mitwirksam sein möchten, man suchte in dieser Absicht den Gemeinsinn unter den Deutschen zu wecken, und sogar die allerhöchsten Personen sprachen jetzt von deutscher Volksthümlichkeit, vom gemeinsamen deutschen Vaterlande, von der Vereinigung der christlich germanischen Stämme, von der Einheit Deutschlands. Man befahl uns den Patriotismus, und wir wurden Patrioten; denn wir thun Alles, was uns unsere Fürsten befehlen.

Man muss sich aber unter diesem Patriotismus nicht dasselbe Gefühl denken, das hier in Frankreich diesen Namen führt. Der Patriotismus des Franzosen besteht darin, dass sein Herz erwärmt wird, durch diese Wärme sich ausdehnt, sich erweitert, dass es nicht mehr bloß die nächsten Angehörigen, sondern ganz Frankreich, das ganze Land der Civilisation mit seiner Liebe umfasst. Der Patriotismus des Deutschen hingegen besteht darin, dass sein Herz enger wird, dass es sich zusammenzieht, wie Leder in der Kälte, dass er das Fremdländische hasst, dass er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer,

sondern nur ein enger Deutscher sein will. Da sahen wir nun das idealische Flegelthum, das Herr Jahn in System gebracht; es begann die schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen eine Gesinnung, die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menschenverbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben.

Was sich bald darauf in Deutschland ereignete, ist euch allzu wohl bekannt. Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joche zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzu lang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körner'schen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir thun Alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird.

In der Periode, wo dieser Kampf vorbereitet wurde, musste eine Schule, die dem französischen Wesen feindlich gesinnt war, und alles Deutsch-Volksthümliche in Kunst und Leben hervorrühmte, ihr

trefflichſtes Gedeihen finden. Die romantiſche Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Geſellſchaften, und Herr A. W. Schlegel konſpirierte gegen Racine zu demſelben Ziel, wie der Miniſter Stein gegen Napoleon konſpirierte. Die Schule ſchwamm mit dem Strom der Zeit, nämlich mit dem Strom, der nach ſeiner Quelle zurückſtrömte. Als endlich der deutſche Patriotismus und die deutſche Nationalität vollſtändig ſiegte, triumphierte auch definitiv die volksthümlich-germaniſch-chriſtlich-romantiſche Schule, die „neu-deutſch-religiös-patriotiſche Kunſt.“ Napoleon, der große Klaſſiker, der ſo klaſſiſch wie Alexander und Cäſar, ſtürzte zu Boden, und die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die eben ſo romantiſch wie das Däumchen und der geſtiefelte Kater, erhoben ſich als Sieger.

Aber auch hier blieb jene Reaktion nicht aus, welche jeder Übertreibung auf dem Fuße folgt. Wie das ſpiritualiſtiſche Chriſtenthum eine Reaktion gegen die brutale Herrſchaft des imperial-römiſchen Materialismus war; wie die erneuerte Liebe zur heiter griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Reaktion gegen den bis zur blödſinnigſten Abtödtung ausgearteten chriſtlichen Spiritualismus zu betrachten

ist; wie die Wiedererweckung der mittelalterlichen Romantik ebenfalls für eine Reaktion gegen die nüchterne Nachahmerei der antiken, klassischen Kunst gelten kann: so sehen wir jetzt auch eine Reaktion gegen die Wiedereinführung jener katholisch-feudalistischen Denkweise, jenes Ritterthums und Pfaffenthums, das in Bild und Wort gepredigt worden und unter höchst befremdlichen Umständen. Als nämlich die alten Künstler des Mittelalters, die empfohlenen Muster, so hoch gepriesen und bewundert standen, hatte man ihre Vortrefflichkeit nur dadurch zu erklären gewusst, dass diese Männer an das Thema glaubten, welches sie darstellten, dass sie in ihrer kunstlosen Einfalt mehr leisten konnten als die späteren glaubenlosen Meister, die es im Technischen viel weiter gebracht, dass der Glaube in ihnen Wunder gethan; — und in der That, wie konnte man die Herrlichkeiten eines Fra Angelico da Fiesole oder das Gedicht des Bruder Ottfried anders erklären! Die Künstler allnun, die es mit der Kunst ernsthaft meinten, und die gottvolle Schiefheit jener Wundergemälde und die heilige Unbeholfenheit jener Wundergedichte, kurz das Unerklärbar-Mystische der alten Werke nachahmen wollten, Diese entschlossen sich, zu derselben Hippokrene zu wandern, wo auch die alten Meister ihre mirakulöse

Begeisterung geschöpft; sie pilgerten nach Rom, wo der Statthalter Christi mit der Milch seiner Eselin die schwindsüchtige deutsche Kunst wieder stärken sollte; mit einem Worte, sie begaben sich in den Schoß der alleinseligmachenden römisch-katholisch-apostolischen Kirche. Bei mehreren Anhängern der romantischen Schule bedurfte es keines formellen Übergangs, sie waren Katholiken von Geburt, z. B. Herr Görres und Herr Clemens Brentano, und sie entsagten nur ihren bisherigen freigeistigen Ansichten. Andere aber waren im Schoße der protestantischen Kirche geboren und erzogen, z. B. Friedrich Schlegel, Herr Ludwig Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Carové, Adam Müller u. s. w., und ihr Übertritt zum Katholicismus bedurfte eines öffentlichen Akts. Ich habe hier nur Schriftsteller erwähnt; die Zahl der Maler, die scharenweis das evangelische Glaubensbekenntnis und die Vernunft*) abschworen, war weit größer.

Wenn man nun sah, wie diese jungen Leute vor der römisch-katholischen Kirche gleichsam Queue machten, und sich in den alten Geisteskerker wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter sich mit so

*) Die Worte: „und die Vernunft" fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

vieler Kraft befreit hatten, da schüttelte man in Deutschland sehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daſs eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die sich gegen die religiöse und politische Freiheit Europas verschworen, die Hand im Spiele hatte, daſs es eigentlich der Jesuitismus war, welcher mit den süßen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wusste, wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln*), da entstand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland.

Ich habe Geistesfreiheit und Protestantismus zusammen genannt; ich hoffe aber, daſs man mich, obgleich ich mich in Deutschland zur protestantischen Kirche bekenne, keiner Parteilichkeit für letztere beschuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Parteilichkeit habe ich Geistesfreiheit und Protestantismus zusammengenannt; und in der That, es besteht in Deutschland ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden. Auf jeden Fall sind sie beide verwandt, und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der protestantischen Kirche manche fatale Engsinnigkeit vor-

*) Die Worte: „wie einst — in Hameln" fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

wirft, so muss man doch zu ihrem unsterblichen Ruhme bekennen: indem durch sie die freie Forschung in der christlichen Religion erlaubt und die Geister vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forschung überhaupt in Deutschland Wurzel schlagen und die Wissenschaft sich selbständig entwickeln können. Die deutsche Philosophie, obgleich sie sich jetzt neben die protestantische Kirche stellt, ja sich über sie heben will, ist doch immer nur ihre Tochter; als solche ist sie immer in Betreff der Mutter zu einer schonenden Pietät verpflichtet; und die Verwandtschaftsinteressen verlangten es, dass sie sich verbündeten, als sie beide von der gemeinschaftlichen Feindin, von dem Jesuitismus, bedroht waren. Alle Freunde der Gedankenfreiheit und der protestantischen Kirche, Skeptiker wie Orthodoxe, erhoben sich zu gleicher Zeit gegen die Restauratoren des Katholicismus; und wie sich von selbst versteht, die Liberalen, welche nicht eigentlich für die Interessen der Philosophie oder der protestantischen Kirche, sondern für die Interessen der bürgerlichen Freiheit besorgt waren, traten ebenfalls zu dieser Opposition. Aber in Deutschland waren die Liberalen bis jetzt auch immer zugleich Schulphilosophen und Theologen, und es ist immer dieselbe Idee der Freiheit, wofür sie kämpfen, sie mögen nun ein rein poli-

tiſches, oder ein philoſophiſches oder ein theologiſches Thema behandeln. Dieſes zeigt ſich am offenbarſten in dem Leben des Mannes, der die romantiſche Schule in Deutſchland ſchon bei ihrer Entſtehung untergraben und jetzt am meiſten dazu beigetragen hat, ſie zu ſtürzen. Es iſt Johann Heinrich Voß.

Dieſer Mann iſt in Frankreich gar nicht bekannt, und doch giebt es Wenige, denen das deutſche Volk in Hinſicht ſeiner geiſtigen Ausbildung mehr verdankt als eben ihm. Er iſt vielleicht nach Leſſing der größte Bürger in der deutſchen Literatur. Jedenfalls war er ein großer Mann und er verdient, daſs ich nicht allzu kärglichen Wortes ihn beſpreche.

Die Biographie des Mannes iſt faſt die aller deutſchen Schriftſteller der alten Schule. Er wurde geboren im Jahre 1751*) im Mecklenburgiſchen, von armen Eltern, ſtudierte Theologie, vernachläſſigte ſie, als er die Poeſie und die Griechen kennen lernte, beſchäftigte ſich ernſthaft mit dieſen Beiden, gab Unterricht, um nicht zu verhungern, wurde Schulmeiſter zu Otterndorf im Lande Hadeln, überſetzte die Alten und lebte arm, frugal und arbeitſam bis

*) In den franzöſiſchen Ausgaben ſteht irrigerweiſe 1750.
Der Herausgeber.

in sein fünfundsiebenzigstes Jahr. Er hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantischen Poeten zupften beständig an seinem Lorber, und spöttelten Viel über den altmodischen, ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal sogar plattdeutscher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe besungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, sondern einen schlichten protestantischen Pfarrer und seine tugendhafte Familie zu Helden seiner Dichtungen wählte, und der so kerngesund und bürgerlich und natürlich war, während sie, die neuen Troubadoure, so somnambülisch kränklich, so ritterlich vornehm und so genial unnatürlich waren. Dem Friedrich Schlegel, dem berauschten Sänger der liederlich romantischen Lucinde, wie fatal musste er ihm sein, dieser nüchterne Voß mit seiner „keuschen Louise“ und seinem „alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau!“ Herr August Wilhelm Schlegel, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholicismus nie so ehrlich gemeint hat wie sein Bruder*), der konnte schon mit dem alten Voß viel besser harmo-

*) qui n'avait pas poussé les choses aussi loin que son frère, heißt es in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

nieren, und es bestand zwischen Beiden eigentlich nur eine Übersetzer-Rivalität, die übrigens für die deutsche Sprache von großem Nutzen war. Voß hatte schon vor Entstehung der neuen Schule den Homer übersetzt, jetzt übersetzte er mit unerhörtem Fleiß auch die übrigen heidnischen Dichter des Alterthums, während Herr August Wilhelm Schlegel die christlichen Dichter der romantisch katholischen Zeit übersetzte. Beider Arbeiten wurden bestimmt durch die versteckt polemische Absicht; Voß wollte die klassische Poesie und Denkweise durch seine Übersetzungen befördern; während Herr August Wilhelm Schlegel die christlich-romantischen Dichter in guten Übersetzungen dem Publikum zur Nachahmung und Bildung zugänglich machen wollte. Ja, der Antagonismus zeigte sich sogar in den Sprachformen beider Übersetzer. Während Herr Schlegel immer süßlicher und zimperlicher seine Worte glättete, wurde Voß in seinen Übersetzungen immer herber und derber, die späteren sind durch die hineingefeilten Rauheiten fast unaussprechbar; so daß, wenn man auf dem blank polierten, schlüpfrigen Mahagoni-Parkett der Schlegel'schen Verse leicht ausglitschte, so stolperte man eben so leicht über die versificierten Marmorblöcke des alten Voß. Endlich aus Rivalität wollte Letzterer auch den Shakspeare über-

ſetzen, welchen Herr Schlegel in ſeiner erſten Periode ſo vortrefflich ins Deutſche übertragen; aber Das bekam dem alten Voß ſehr ſchlecht und ſeinem Verleger noch ſchlimmer; die Überſetzung miſslang ganz und gar. Wo Herr Schlegel vielleicht zu weich überſetzt, wo ſeine Verſe manchmal wie geſchlagene Sahne ſind, wobei man nicht weiß, wenn man ſie zu Munde führt, ob man ſie eſſen oder trinken ſoll, da iſt Voß hart wie Stein, und man muſs fürchten, ſich die Kinnlade zu zerbrechen, wenn man ſeine Verſe ausſpricht. Aber was eben den Voß ſo gewaltig auszeichnete, Das iſt die Kraft, womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte; und er kämpfte nicht bloß mit der deutſchen Sprache, ſondern auch mit jenem jeſuitiſch-ariſtokratiſchen Ungethüm, das damals aus dem Walddunkel der deutſchen Literatur ſein misgeſtaltetes Haupt hervorreckte; und Voß ſchlug ihm eine tüchtige Wunde.

Herr Wolfgang Menzel*), ein deutſcher Schriftſteller, welcher als einer der bitterſten Gegner von Voß bekannt iſt, nennt ihn einen niederſächſiſchen Bauern. Trotz der ſchmähenden Abſicht, iſt doch dieſe Benennung ſehr treffend. In der That, Voß iſt

*) Der Name fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ein niederſächſiſcher Bauer, ſo wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevalereſke, alle Courteoiſie, alle Graciöſität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, ſtarkmännlichen Volksſtamme, dem das Chriſtenthum mit Feuer und Schwert gepredigt werden muſſte, der ſich erſt nach drei verlorenen Schlachten dieſer Religion unterwarf, der aber immer noch in ſeinen Sitten und Weiſen viel nordiſch heidniſche Starrheit behalten, und in ſeinen materiellen und geiſtigen Kämpfen ſo tapfer und hartnäckig ſich zeigt wie ſeine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in ſeiner Polemik und in ſeinem ganzen Weſen betrachte, ſo iſt mir, als ſähe ich den alten einäugigen Odin ſelbſt, der ſeine Aſenburg verlaſſen, um Schulmeiſter zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holſteinern die lateiniſchen Deklinationen und den chriſtlichen Katechismus einſtudiert, und der in ſeinen Nebenſtunden die griechiſchen Dichter ins Deutſche überſetzt und von Thor den Hammer borgt, um die Verſe damit zurecht zu klopfen, und der endlich, des mühſamen Geſchäftes überdrüſſig, den armen Fritz Stolberg mit dem Hammer auf den Kopf ſchlägt.

Das war eine famoſe Geſchichte. Friedrich, Graf von Stolberg, war ein Dichter der alten

Schule und außerordentlich berühmt in Deutschland, vielleicht minder durch seine poetischen Talente als durch den Grafentitel, der damals in der deutschen Literatur viel mehr galt als jetzt. Aber Fritz Stolberg war ein liberaler Mann von edlem Herzen, und er war ein Freund jener bürgerlichen Jünglinge, die in Göttingen eine poetische Schule stifteten. Ich empfehle den französischen Literaten, die Vorrede zu den Gedichten von Hölty zu lesen, worin Johann Heinrich Voß das idyllische Zusammenleben des Dichterbundes geschildert, wozu er und Fritz Stolberg gehörten. Diese Beiden waren endlich allein übrig geblieben von jener jugendlichen Dichterschar. Als nun Fritz Stolberg mit Eklat zur katholischen Kirche überging, und Vernunft und Freiheitsliebe abschwor, und ein Beförderer des Obskurantismus wurde, und durch sein vornehmes Beispiel gar viele Schwächlinge nachlockte, da trat Johann Heinrich Voß, der alte siebzigjährige Mann, dem eben so alten Jugendfreunde öffentlich entgegen und schrieb das Büchlein: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ Er analysierte darin Dessen ganzes Leben, und zeigte, wie die aristokratische Natur in dem verbrüderten Grafen immer lauernd verborgen lag; wie sie nach den Ereignissen der französischen Revolution immer sichtbarer hervortrat; wie Stol-

berg sich der sogenannten Adelskette, die den französischen Freiheitsprincipien entgegenwirken wollte, heimlich anschloss; wie diese Adligen sich mit den Jesuiten verbanden; wie man durch die Wiederherstellung des Katholicismus auch die Adelsinteressen zu fördern glaubte; wie überhaupt die Restauration des christkatholischen feudalistischen Mittelalters und der Untergang der protestantischen Denkfreiheit und des politischen Bürgerthums betrieben wurden. Die deutsche Demokratie und die deutsche Aristokratie, die sich vor den Revolutionszeiten, als jene noch Nichts hoffte und diese noch Nichts befürchtete, so unbefangen jugendlich verbrüdert hatten, diese standen sich jetzt als Greise gegenüber und kämpften den Todeskampf.

Der Theil des deutschen Publikums, der die Bedeutung und die entsetzliche Nothwendigkeit dieses Kampfes nicht begriffen, tadelte den armen Voß über die unbarmherzige Enthüllung von häuslichen Verhältnissen, von kleinen Lebensereignissen, die aber in ihrer Zusammenstellung ein beweisendes Ganze bildeten. Da gab es nun auch sogenannte vornehme Seelen, die mit aller Erhabenheit über engherzige Kleinigkeitskrämerei schrieen und den armen Voß der Klatschsucht bezichtigen. Andere, Spießbürger, die besorgt waren, man möchte von ihrer eigenen

Misère auch einmal die Gardine fortziehen, Diese eiferten über die Verletzung des literarischen Herkommens, wonach alle Persönlichkeiten, alle Enthüllungen des Privatlebens, streng verboten seien. Als nun Fritz Stolberg in derselben Zeit starb, und man diesen Sterbefall dem Kummer zuschrieb, und gar nach seinem Tode das „Liebesbüchlein" herauskam, worin er mit frömmelnd christlichem, verzeihendem, echt jesuitischem Tone über den armen verblendeten Freund sich aussprach, da flossen die Thränen des deutschen Mitleids, da weinte der deutsche Michel seine dicksten Tropfen, und es sammelte sich viel weichherzige Wuth gegen den armen Voß, und die meisten Scheltworte erhielt er von eben denselben Menschen, für deren geistiges und weltliches Heil er gestritten.

Überhaupt kann man in Deutschland auf das Mitleid und die Thränendrüsen der großen Menge rechnen, wenn man in einer Polemik tüchtig misshandelt wird*). Die Deutschen gleichen dann jenen alten Weibern, die nie versäumen, einer Exekution zuzusehen, die sich da als die neugierigsten Zuschauer

*) Die nachfolgende Stelle bis zum Schluß des Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

vorandrängen, beim Anblick des armen Sünders und ſeiner Leiden aufs bitterſte jammern und ihn ſogar vertheidigen. Dieſe Klageweiber, die bei literariſchen Exekutionen ſo jammervoll ſich gebärden, würden aber ſehr verdrießlich ſein, wenn der arme Sünder, deſſen Auspeitſchung ſie eben erwarteten, plötzlich begnadigt würde und ſie ſich, ohne Etwas geſehen zu haben, wieder nach Hauſe trollen müſſten. Ihr vergrößerter Zorn trifft dann Denjenigen, der ſie in ihren Erwartungen getäuſcht hat.

Indeſſen, die Voſſiſche Polemik wirkte mächtig auf das Publikum, und ſie zerſtörte in der öffentlichen Meinung die graſſierende Vorliebe für das Mittelalter. Jene Polemik hatte Deutſchland aufgeregt, ein großer Theil des Publikums erklärte ſich unbedingt für Voß, ein größerer Theil erklärte ſich nur für Deſſen Sache. Es erfolgten Schriften und Gegenſchriften, und die letzten Lebenstage des alten Mannes wurden durch dieſe Händel nicht wenig verbittert. Er hatte es mit den ſchlimmſten Gegnern zu thun, mit den Pfaffen, die ihn unter allen Vermummungen angriffen. Nicht bloß die Kryptokatholiken, ſondern auch die Pietiſten, die Quietiſten, die lutheriſchen Myſtiker, kurz alle jene ſupernaturaliſtiſchen Sekten der proteſtantiſchen Kirche, die untereinander ſo ſehr verſchiedene Meinungen

hegen, vereinigten sich doch mit gleich großem Hasse gegen Johann Heinrich Voß, den Rationalisten. Mit diesem Namen bezeichnet man in Deutschland diejenigen Leute, die der Vernunft auch in der Religion ihre Rechte einräumen, im Gegensatz zu den Supernaturalisten, welche sich da mehr oder minder jeder Vernunfterkenntnis entäußert haben. Letztere in ihrem Hasse gegen die armen Rationalisten sind wie die Narren eines Narrenhauses, die, wenn sie auch von den entgegengesetztesten Narrheiten befangen sind, dennoch sich einigermaßen leidlich untereinander vertragen, aber mit der grimmigsten Erbitterung gegen denjenigen Mann erfüllt sind, den sie als ihren gemeinschaftlichen Feind betrachten, und der eben kein Anderer ist als der Irrenarzt, der ihnen die Vernunft wiedergeben will.

Wurde nun die romantische Schule durch die Enthüllung der katholischen Umtriebe in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, so erlitt sie gleichzeitig in ihrem eigenen Tempel einen vernichtenden Einspruch, und zwar aus dem Munde eines jener Götter, die sie selbst dort aufgestellt. Nämlich Wolfgang Goethe trat von seinem Postamente herab und sprach das Verdammnisurtheil über die Herren Schlegel, über dieselben Oberpriester, die ihn mit so viel Weihrauch umduftet. Diese Stimme ver-

nichtete den ganzen Spuk; die Gespenster des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen sich wieder in die obskuren Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen; Friedrich Schlegel ging nach Wien, wo er täglich Messe hörte und gebratene Hähndel aß; Herr August Wilhelm Schlegel zog sich zurück in die Pagode des Brahma.

Offen gestanden, Goethe hat damals eine sehr zweideutige Rolle gespielt, und man kann ihn nicht unbedingt loben. Es ist wahr, die Herren Schlegel haben es nie ehrlich mit ihm gemeint; vielleicht nur weil sie in ihrer Polemik gegen die alte Schule auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufstellen mussten, und keinen geeigneteren fanden als Goethe, auch von Diesem einigen literarischen Vorschub erwarteten, bauten sie ihm einen Altar und räucherten ihm und ließen das Volk vor ihm knien. Sie hatten ihn auch so ganz in der Nähe. Von Jena nach Weimar führt eine Allee hübscher Bäume, worauf Pflaumen wachsen, die sehr gut schmecken, wenn man durstig ist von der Sommerhitze; und diesen Weg wanderten die Schlegel sehr oft, und in Weimar hatten sie manche Unterredung mit dem Herrn Geheimerath von Goethe, der immer ein sehr großer Diplomat war, und die Schlegel ruhig anhörte,

beifällig lächelte, ihnen manchmal zu eſſen gab, auch ſonſt einen Gefallen that u. ſ. w. Sie hatten ſich auch an Schiller gemacht; aber Dieſer war ein ehrlicher Mann und wollte Nichts von ihnen wiſſen. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe, der vor drei Jahren gedruckt worden, wirft manches Licht auf das Verhältnis dieſer beiden Dichter zu den Schlegeln. Goethe lächelt vornehm über ſie hinweg; Schiller iſt ärgerlich über ihre impertinente Skandalſucht, über ihre Manier durch Skandal Aufſehen zu machen, und er nennt ſie „Laffen“.

Mochte jedoch Goethe immerhin vornehm thun, ſo hatte er nichtsdeſtoweniger den größten Theil ſeiner Renommée den Schlegeln zu verdanken. Dieſe haben das Studium ſeiner Werke eingeleitet und befördert. Die ſchnöde beleidigende Art, womit er dieſe beiden Männer am Ende ablehnte, riecht ſehr nach Undank. Vielleicht verdroſs es aber den tiefſchauenden Goethe, daſs die Schlegel ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten; vielleicht haben ihn, den Miniſter eines proteſtantiſchen Staates, dieſe Zwecke zu kompromittieren gedroht; vielleicht war es gar der altheidniſche Götterzorn, der in ihm erwachte, als er das dumpfig katholiſche Treiben ſah; — denn wie Voß dem ſtarren, einäugigen Odin glich, ſo glich Goethe dem großen

Jupiter in Denkweiſe und Geſtalt. Jener freilich muſſte mit Thor's Hammer tüchtig zuſchlagen; Dieſer brauchte nur das Haupt mit den ambroſiſchen Locken unwillig zu ſchütteln, und die Schlegel zitterten und krochen davon. Ein öffentliches Dokument jenes Einſpruchs von Seiten Goethe's erſchien im zweiten Hefte der Goethe'ſchen Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum," und es führt den Titel: „Über die chriſtlich-patriotiſch-neu-deutſche Kunſt." Mit dieſem Artikel machte Goethe gleichſam ſeinen 18. Brumaire in der deutſchen Literatur; denn indem er ſo barſch die Schlegel aus dem Tempel jagte und viele ihrer eifrigſten Jünger an ſeine eigne Perſon heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegel'ſche Direktorium ſchon lange ein Greuel war, acclamiert wurde, begründete er ſeine Alleinherrſchaft in der deutſchen Literatur. Von jener Stunde an war von den Herren Schlegel nicht mehr die Rede; nur dann und wann ſprach man noch von ihnen, wie man jetzt noch manchmal von Barras oder Gohier ſpricht; man ſprach nicht mehr von Romantik und klaſſiſcher Poeſie, ſondern von Goethe und wieder von Goethe. Freilich, es traten unterdeſſen einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantaſie Dieſem nicht Viel nachgaben; aber ſie erkannten ihn aus Kourteoiſie als ihr Oberhaupt, ſie umgaben ihn huldigend

sie küssten ihm die Hand, sie knieten vor ihm; diese Granden des Parnassus unterschieden sich jedoch von der großen Menge dadurch, dass sie auch in Goethe's Gegenwart ihren Lorberkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondierten sie ihn; sie ärgerten sich aber dann, wenn irgend ein Geringerer sich ebenfalls berechtigt hielt, Goethen zu schelten. Die Aristokraten, wenn sie auch noch so böse gegen ihren Souverän gestimmt sind, werden doch verdrießlich, wenn sich auch der Plebs gegen diesen erhebt. Und die geistigen Aristokraten in Deutschland hatten während der beiden letzten Decennien sehr gerechte Gründe, auf Goethe ungehalten zu sein. Wie ich selber es damals mit hinlänglicher Bitterkeit offen gesagt habe: Goethe glich jenem Ludwig XI., der den hohen Adel unterdrückte und den tiers état emporhob.

Das war widerwärtig, Goethe hatte Angst vor jedem selbständigen Originalschriftsteller und lobte und pries alle unbedeutende Kleingeister; ja, er trieb Dieses so weit, dass es endlich für ein Brevet der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu sein.

Späterhin spreche ich von den neuen Dichtern, die während der Goethe'schen Kaiserzeit hervortraten. Das ist ein junger Wald, dessen Stämme erst jetzt ihre Größe zeigen, seitdem die hundertjährige Eiche

gefallen ist, von deren Zweigen sie so weit überragt und überschattet wurden.

Es fehlte, wie schon gesagt, nicht an einer Opposition, die gegen Goethe, diesen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menschen von den entgegengesetztesten Meinungen vereinigten sich zu solcher Opposition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen ärgerten sich, daſs in dem Stamme des großen Baumes keine Nische mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja daſs sogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenwesen trieben, und sie hätten gern mit geweihter Axt, gleich dem heiligen Bonifacius, diese alte Zaubereiche niedergefällt; die Neugläubigen, die Bekenner des Liberalismus ärgerten sich im Gegentheil, daſs man diesen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigsten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf seinen Wipfel eine rothe Mütze stecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte diesen Baum eben, weil er so selbständig herrlich war, weil er so lieblich die ganze Welt mit seinem Wohlduft erfüllte, weil seine Zweige so prachtvoll bis in den Himmel ragten, so daſs es aussah, als seien die Sterne nur die goldnen Früchte des großen Wunderbaums.

Die Opposition gegen Goethe beginnt eigentlich mit dem Erscheinen der sogenannten falschen Wanderjahre, welche unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ im Jahr 1821, also bald nach dem Untergang der Schlegel, bei Gottfried Basse in Quedlinburg herauskamen. Goethe hatte nämlich unter eben diesem Titel eine Fortsetzung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ angekündigt, und sonderbarerweise erschien diese Fortsetzung gleichzeitig mit jenem literarischen Doppelgänger, worin nicht bloß die Goethe'sche Schreibart nachgeahmt war, sondern auch der Held des Goethe'schen Originalromans sich als handelnde Person darstellte. Diese Nachäffung zeugte nicht sowohl von vielem Geiste, als vielmehr von großem Takte, und da der Verfasser einige Zeit seine Anonymität zu bewahren wusste und man ihn vergebens zu errathen suchte, so ward das Interesse des Publikums noch künstlich gesteigert. Es ergab sich jedoch am Ende, dass der Verfasser ein bisher unbekannter Landprediger war, Namens Pustkuchen, was auf Französisch omelette soufflée heißt, ein Name, welcher auch sein ganzes Wesen bezeichnete. Es war nichts Anders als der alte pietistische Sauerteig, der sich ästhetisch aufgeblasen hatte. Es ward dem Goethe in jenem Buche vorgeworfen, dass seine Dichtungen keinen moralischen

Zweck hätten; daſs er keine edlen Geſtalten, ſondern nur vulgäre Figuren ſchaffen könne; daſs hingegen Schiller die idealiſch edelſten Charaktere aufgeſtellt und daher ein größerer Dichter ſei.

Letzteres, daſs nämlich Schiller größer ſei als Goethe, war der beſondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Produkte beider Dichter zu vergleichen, und die Meinungen theilten ſich. Die Schillerianer pochten auf die ſittliche Herrlichkeit eines Max Piccolomini, einer Thekla, eines Marquis Poſa und ſonſtiger Schiller'ſchen Theaterhelden, wogegen ſie die Goethe'ſchen Perſonen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübſche Kreaturen für unmoraliſche Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daſs Letztere und auch die Goethe'ſchen Helden ſchwerlich als moraliſch zu vertreten wären, daſs aber die Beförderung der Moral, die man von Goethe's Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunſt ſei, denn in der Kunſt gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau ſelbſt, wo nur der Menſch die Begriffe „Zweck und Mittel" hineingegrübelt; die Kunſt, wie die Welt, ſei ihrer ſelbſt willen da, und wie die Welt ewig dieſelbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Anſichten der Menſchen unaufhörlich wechſeln, ſo müſſe auch

die Kunst von den zeitlichen Ansichten der Menschen unabhängig bleiben; die Kunst müsse daher besonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechselt, so oft eine neue Religion emporsteigt und die alte Religion verdrängt. In der That, da jedesmal nach Abfluss einer Reihe Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt und, indem sie in die Sitten übergeht, sich auch als eine neue Moral geltend macht, so würde jede Zeit die Kunstwerke der Vergangenheit als unmoralisch verketzern, wenn solche nach dem Maßstabe der zeitigen Moral beurtheilt werden sollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Christen, welche das Fleisch als teuflisch verdammen, immer ein Ärgernis empfunden beim Anblick der griechischen Götterbilder; keusche Mönche haben der antiken Venus eine Schürze vorgebunden; sogar bis in die neuesten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer Quäker hat sein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die schönsten mythologischen Gemälde des Giulio Romano aufzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitscht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie setzte und daher nur das Fleisch für göttlich hielte, müsste,

wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Nichtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja, die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlands für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand einer Bajadere durchaus nicht durch die Sitte fletriert iſt, ſo gilt dort das Drama „Vaſantaſena,“ deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal, dieſes Stück im Theater Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre über Immoralität ſchreien, daſſelbe Parterre, welches täglich mit Vergnügen die Intriguenſtücke betrachtet, deren Heldinnen junge Wittwen ſind, die am Ende luſtig heirathen, ſtatt ſich, wie die indiſche Moral es verlangt, mit ihren verſtorbenen Gatten zu verbrennen.

Indem die Goetheaner von solcher Ansicht ausgehen, betrachten sie die Kunst als eine unabhängige zweite Welt, die sie so hoch stellen, daſs alles Treiben der Menschen, ihre Religion und ihre Moral, wechselnd und wandelbar, unter ihr hin sich bewegt. Ich kann aber dieser Ansicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen sich dadurch verleiten, die Kunst selbst als das Höchste zu proklamieren und von den Ansprüchen jener ersten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, sich abzuwenden.

Schiller hat sich jener ersten Welt viel bestimmter angeschlossen als Goethe, und wir müssen ihn in dieser Hinsicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaſste lebendig der Geist seiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug sein Banner, und es war daſselbe Banner, worunter man auch jenseits des Rheines so enthusiastisch stritt, und wofür wir noch immer bereit sind, unser beſtes Blut zu vergießen. Schiller schrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerstörte die geistigen Bastillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umschließen soll; er war Kosmopolit. Er begann mit jenem Haſs gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern“ sehen,

wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen ist und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenster einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die schon im Don Karlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er selber ist jener Marquis Posa, der zugleich Prophet und Soldat ist, der auch für Das kämpft, was er prophezeit, und unter dem spanischen Mantel das schönste Herz trägt, das jemals in Deutschland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachschöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, dass er seine Menschen nach dem eigenen Bilde erschafft. Wenn daher Karl Moor und der Marquis Posa ganz Schiller selbst sind, so gleicht Goethe seinem Werther, seinem Wilhelm Meister und seinem Faust, worin man die Phasen seines Geistes studieren kann. Wenn Schiller sich ganz in die Geschichte stürzt, sich für die gesellschaftlichen Fortschritte der Menschheit enthusiasmiert und die Weltgeschichte besingt, so versenkt sich Goethe mehr in die individuellen Gefühle oder in die Kunst oder in die Natur. Goethe, den Pantheisten, musste die Naturgeschichte endlich als ein Hauptstudium beschäftigen, und nicht bloß in Dichtungen, sondern auch in wissenschaftlichen Werken gab er uns die Resultate seiner Forschungen. Sein Indiffe-

rentismus war ebenfalls ein Resultat seiner pantheistischen Weltansicht.

Es ist leider wahr, wir müssen es eingestehn, nicht selten hat der Pantheismus die Menschen zu Indifferentisten gemacht. Sie dachten: Wenn Alles Gott ist, so mag es gleichgültig sein, womit man sich beschäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menschen oder mit Komödianten. Aber da ist eben der Irrthum: Alles ist nicht Gott, sondern Gott ist Alles; Gott manifestiert sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifestiert sich vielmehr nach verschiedenen Graden in den verschiedenen Dingen, und Jedes trägt in sich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und Das ist das große Gesetz des Fortschrittes in der Natur. Die Erkenntnis dieses Gesetzes, das am tiefsinnigsten von den Saint-Simonisten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltansicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, sondern zum aufopferungssüchtigsten Fortstreben. Nein, Gott manifestiert sich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentist wurde, und, statt mit den höchsten Menschheitsinteressen, sich nur mit Kunstspielsachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolken-

beobachtungen beſchäftigte; Gott manifeſtiert ſich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieſer beſtändigen Manifeſtation, Gott iſt in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, letztere iſt das eigentliche Buch Gottes; und Das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er ward ein „rückwärtsgekehrter Prophet," und er ſchrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell*).

*) Der obige Abſatz lautete in der erſten deutſchen Ausgabe: „Wenn Gott in Allem enthalten iſt, ſo iſt es ganz gleich, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Komödiaten. Aber Gott iſt nicht bloß in der Subſtanz, wie die Alten ihn begriffen, ſondern Gott iſt in dem „Proceß," wie Hegel ſich ausdrückt und wie er auch von den Saint-Simoniſten gedacht wird. Dieſer Gott der Saint-Simoniſten, der nicht bloß den Fortſchritt regiert, ſondern ſelbſt der Fortſchritt iſt, und ſich von dem alten, in der Subſtanz eingekerkerten Heidengott eben ſo ſehr unterſcheidet wie von dem chriſtlichen Dieu-pur-esprit, der von ſeinem Himmel herab mit liebender Flötenſtimme die Welt regierte, dieſer Dieu-progrès macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott iſt nicht bloß in der Subſtanz, wie Wolfgang Goethe wähnte, der dadurch ein Indifferentiſt wurde und, ſtatt mit

Freilich, auch Goethe besang einige große Emancipationsgeschichten, aber er besang sie als Artist. Da er nämlich den christlichen Enthusiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philosophischen Enthusiasmus unserer Zeit nicht begriff oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus seiner Gemüthsruhe herausgerissen zu werden fürchtete, so behandelte er den Enthusiasmus überhaupt ganz historisch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden soll, der Geist wurde Materie unter seinen Händen, und er gab ihm die schöne, gefällige Form.

---

den höchsten Menschheitsinteressen, sich nur mit Kunstspielsachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beschäftigte; Gott ist vielmehr in der Bewegung, in der Handlung, in jeder Manifestation, in der Zeit, sein heiliger Odem ꝛc.“ — Der Absatz lautet in den französischen Ausgaben: „Wenn Gott Alles ist, so ist es vollkommen gleichgültig, womit man sich beschäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menschen oder mit Komödianten. Aber Gott ist auch in der Bewegung, in der Handlung, in jeder Manifestation, in der Zeit; sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte, welche das eigentliche Buch Gottes ist; und Das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er schrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Wilhelm Tell.“

Der Herausgeber.

So wurde er der größte Künstler in unserer Literatur, und Alles, was er schrieb, wurde ein abgerundetes Kunstwerk.

Das Beispiel des Meisters leitete die Jünger, und in Deutschland entstand dadurch jene literarische Periode, die ich einst als „die Kunstperiode" bezeichnet, und wobei ich den nachtheiligen Einfluss auf die politische Entwickelung des deutschen Volkes nachgewiesen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieser Gelegenheit den selbständigen Werth der Goethe'schen Meisterwerke. Sie zieren unser theueres Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen. Man kann sich darin verlieben, aber sie sind unfruchtbar; die Goethe'schen Dichtungen bringen nicht die That hervor wie die Schiller'schen. Die That ist das Kind des Wortes, und die Goethe'schen schönen Worte sind kinderlos. Das ist der Fluch alles Dessen, was bloß durch die Kunst entstanden ist. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein schönes Weib, sogar der Meister verliebte sich darin, sie wurde lebendig unter seinen Küssen, aber so viel wir wissen, hat sie nie Kinder bekommen. Ich glaube, Herr Charles Nodier hat mal in solcher Beziehung etwas Ähnliches gesagt, und Das kam mir gestern in den Sinn, als ich, die unteren Säle des Louvre durchwandernd,

die alten Götterstatuen betrachtete. Da standen sie mit den stummen weißen Augen, in dem marmornen Lächeln eine geheime Melancholie, eine trübe Erinnerung vielleicht an Ägypten, das Todtenland, dem sie entsprossen, oder leidende Sehnsucht nach dem Leben, woraus sie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt sind, oder auch Schmerz über ihre todte Unsterblichkeit; — sie schienen des Wortes zu harren, das sie wieder dem Leben zurückgäbe, das sie aus ihrer kalten, starren Regungslosigkeit erlöse. Sonderbar! diese Antiken mahnten mich an die Goethe'schen Dichtungen, die eben so vollendet, eben so herrlich, eben so ruhig sind, und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen scheinen, daſs ihre Starrheit und Kälte sie von unserem jetzigen bewegt warmen Leben abscheidet, daſs sie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daſs sie keine Menschen sind, sondern unglückliche Mischlinge von Gottheit und Stein.

Diese wenigen Andeutungen erklären nun den Groll der verschiedenen Parteien, die in Deutschland gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutschland nennt; sie fürchteten seinen Einfluſs auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja durch die unscheinbarsten Liederchen seine Weltansicht einflößte; sie

ſahen in ihm den gefährlichſten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er ſagte, ſo fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nämlich ſo ungefähr lautet die Xenie, die Goethe auszuſprechen wagte mitten in Deutſchland, im Lande, wo jenes Ungeziefer der Knoblauch, der Tabak und das Kreuz, in heiliger Alliance überall herrſchend ſind. Zuſt Dieſes war es jedoch keineswegs, was uns, den Männern der Bewegung, an Goethe miſsfiel. Wie ſchon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit ſeines Wortes, das Kunſtweſen, das durch ihn in Deutſchland verbreitet wurde, das einen quietiſierenden Einfluſs auf die deutſche Jugend ausübte, das einer politiſchen Regeneration unſeres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheiſt wurde daher von den entgegengeſetzteſten Seiten angegriffen; um franzöſiſch zu ſprechen, die äußerſte Rechte und die äußerſte Linke verbanden ſich gegen ihn; und während der ſchwarze Pfaffe mit dem Krucifixe gegen ihn losſchlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sansfülotte mit der Pike. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Eſprit geführt hat, der eines beſſeren Zweckes werth war*), zeigte in ſeiner Polemik nicht

*) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe lautet dieſer Satz: „Ein deutſcher Schriftſteller, der eine Sammlung witziger

so einseitig den spiritualistischen Christen oder den unzufriedenen Patrioten, er basierte vielmehr einen Theil seiner Angriffe auf die letzten Aussprüche Friedrich Schlegel's, der nach seinem Fall, aus der Tiefe seines katholischen Doms, sein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „dessen Poesie keinen Mittelpunkt habe." Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, dass Goethe kein Genie sei, sondern nur ein Talent, er rühmte Schiller als Gegensatz u. s. w. Das geschah einige Zeit vor der Juliusrevolution; Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, sowohl in Hinsicht der Kunstwerke als der Institutionen desselben, er schmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, pries mit unerhörter Begeisterung den Herrn Joseph Görres; sein Hass gegen Goethe war daher echt, und er schrieb gegen ihn aus Überzeugung, also nicht, wie Viele meinten, um sich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich selber damals ein Gegner Goethe's war, so war ich doch unzu-

---

Einfälle unter dem Titel „Streckverse" veröffentlicht hat, und den man den christlichen Saphir nannte, um ihn von Herrn Saphir, dem geistreichen Wiener Witzbold, zu unterscheiden — Herr Wolfgang Menzel — begann zu jener Zeit ebenfalls den Kampf gegen Goethe. Herr Menzel zeigte ꝛc.

Der Herausgeber.

frieden über die Herbheit, womit Herr Menzel ihn kritisierte, und ich beklagte diesen Mangel an Pietät. Ich bemerkte, Goethe sei doch immer der König unserer Literatur; wenn man an einen solchen das kritische Messer lege, müsse man es nie an der gebührenden Kourteoisie fehlen lassen, gleich dem Scharfrichter, welcher Karl I. zu köpfen hatte und, ehe er sein Amt verrichtete, vor dem Könige niederkniete und seine allerhöchste Verzeihung erbat.

Unter die Gegner Goethe's gehörte auch der famose Hofrath Müllner und sein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Professor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige Andere, die minder famose Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit wegen politischer Vergehen im Zuchthause gesessen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethe's. Unter uns gesagt, es war eine sehr gemischte Gesellschaft. Was vorgebracht wurde, habe ich hinlänglich angedeutet; schwerer ist es, das besondere Motiv zu errathen, das jeden Einzelnen bewogen haben mag, seine antigoetheanischen Überzeugungen öffentlich auszusprechen. Nur von einer Person kenne ich dieses Motiv ganz genau, und da ich Dieses selber bin, so will ich jetzt ehrlich gestehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muss ich jedoch nochmals erwähnen, dass ich in Goethe nie den

Dichter angegriffen, sondern nur den Menschen. Ich habe nie seine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin sehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeschliffenen Augengläsern auch die Flecken im Monde bemerkt haben; — die scharfsichtigen Leute! was sie für Flecken ansehen, Das sind blühende Wälder, silberne Ströme, erhabene Berge, lachende Thäler.

Nichts ist thörichter als die Geringschätzung Goethe's zu Gunsten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries, um Goethe herabzusetzen. Oder wusste man wirklich nicht, dass jene hochgerühmten, hochidealischen Gestalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgestellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene sündhaften, kleinweltlichen, befleckten Wesen, die uns Goethe in seinen Werken erblicken lässt? Wissen sie denn nicht, dass mittelmäßige Maler meistens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinseln, dass aber schon ein großer Meister dazu gehört, um etwa einen spanischen Betteljungen, der sich lauft, einen niederländischen Bauer, welcher kotzt oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir sie auf kleinen holländischen Kabinettbildchen sehen, lebenswahr und technisch vollendet zu malen?

Das Große und Furchtbare läßt sich in der Kunst weit leichter darstellen als das Kleine und Putzige. Die ägyptischen Zauberer haben dem Moses viele Kunststücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, sogar die Frösche; aber, als er scheinbar weit leichtere Zauberdinge, nämlich Ungeziefer, hervorbrachte, da gestanden sie ihre Ohnmacht, und sie konnten das kleine Ungeziefer nicht nachmachen, und sie sagten: Da ist der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im „Faust", über die Scenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, scheltet auf die Liederlichkeiten im „Meister" — Das könnt ihr dennoch Alles nicht nachmachen; da ist der Finger Goethe's! Aber ihr wollt Das auch nicht nachmachen, und ich höre, wie ihr mit Abscheu behauptet: Wir sind keine Hexenmeister, wir sind gute Christen. Daß ihr keine Hexenmeister seid, Das weiß ich.

Goethe's größtes Verdienst ist eben die Vollendung alles Dessen, was er darstellt; da giebt es keine Partien, die stark sind, während andere schwach, da ist kein Theil ausgemalt, während der andere nur skizziert worden, da giebt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk, keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Person in seinen Romanen und Dramen behandelt er, wo sie vorkömmt, als wäre

sie die Hauptperson. So ist es auch bei Homer, so bei Shakspeare. In den Werken aller großen Dichter gibt es eigentlich gar keine Nebenpersonen, jede Figur ist Hauptperson an ihrer Stelle. Solche Dichter gleichen den absoluten Fürsten, die den Menschen keinen selbständigen Werth beimessen, sondern ihnen selber nach eigenem Gutdünken ihre höchste Geltung zuerkennen*). Als ein französischer Gesandter einst gegen den Kaiser Paul von Rußland erwähnte, daß ein wichtiger Mann seines Reiches sich für irgend eine Sache interessiere, da fiel ihm der Kaiser streng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „Es giebt in diesem Reiche keinen wichtigen Mann, außer Demjenigen, mit welchem Ich eben spreche, und nur so lange Ich mit ihm spreche, ist er wichtig.“ Ein absoluter Dichter, der ebenfalls seine Macht von Gottes Gnade erhalten hat, betrachtet in gleicher Weise diejenige Person seines Geisterreichs als die wichtigste, die er eben sprechen läßt, die eben unter seine Feder gerathen, und aus solchem Kunstdespotismus entsteht jene wunderbare Vollendung der kleinsten Figuren in den Werken Homer's, Shakspeare's und Goethe's.

*) Der Schluß des Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

Wenn ich etwas herbe von den Gegnern Goethe's gesprochen habe, so dürfte ich noch viel Herberes von seinen Apologisten sagen. Die meisten Derselben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Auf der Grenze des Lächerlichen steht in dieser Hinsicht Einer, Namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geist fehlt. In dem Kampfe gegen Herrn Pustkuchen hat Karl Immermann, der jetzt unser größter dramatischer Dichter ist, seine kritischen Sporen erworben; er hat da ein vortreffliches Schriftchen zu Tage gefördert. Zumeist haben sich die Berliner bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet. Der bedeutendste Kämpe für Goethe war zu jeder Zeit Varnhagen von Ense, ein Mann, der Gedanken im Herzen trägt, die so groß sind wie die Welt, und sie in Worten ausspricht, die so kostbar und zierlich sind wie geschnittene Gemmen. Es ist jener vornehme Geist, auf dessen Urtheil Goethe immer das meiste Gewicht gelegt hat. — Vielleicht ist es nützlich, hier zu erwähnen, daſs Herr Wilhelm von Humboldt bereits früher ein ausgezeichnetes Buch über Goethe geschrieben hat. Seit den letzten zehn Jahren brachte jede Leipziger Messe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Untersuchungen des Herrn Schubart über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik.

Was Herr Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis schreibt, in verschiedenen Zeitschriften über Goethe gesagt hat, war eben so bedeutend wie geistreich. Herr Zimmermann, Professor zu Hamburg, hat in seinen mündlichen Vorträgen die vortrefflichsten Urtheile über Goethe ausgesprochen, die man zwar spärlich, aber desto tiefsinniger, in seinen dramaturgischen Blättern angedeutet findet. Auf verschiedenen deutschen Universitäten wurde ein Kollegium über Goethe gelesen, und von allen seinen Werken war es vorzüglich der „Faust", womit sich das Publikum beschäftigte. Er wurde vielfach fortgesetzt und kommentiert, er ward die weltliche Bibel der Deutschen.

Ich wäre kein Deutscher, wenn ich bei Erwähnung des „Faustes" nicht einige erklärende Gedanken darüber ausspräche. Denn vom größten Denker bis zum kleinsten Markör, vom Philosophen bis herab zum Doktor der Philosophie, übt Jeder seinen Scharfsinn an diesem Buche. Aber es ist wirklich eben so weit wie die Bibel, und wie diese, umfasst es Himmel und Erde, mitsammt dem Menschen und seiner Exegese. Der Stoff ist hier wieder der Hauptgrund, weßhalb der „Faust" so populär ist; daß er jedoch diesen Stoff herausgesucht aus den Volkssagen, Das zeugt eben von Goethe's unbewusstem Tiefsinn von

seinem Genie, das immer das Nächste und Rechte zu ergreifen wusste. Ich darf den Inhalt des „Faust“ als bekannt voraussetzen; denn das Buch ist in der letzten Zeit auch in Frankreich berühmt geworden. Aber ich weiß nicht, ob hier die alte Volkssage selbst bekannt ist, ob auch hier zu Land auf den Jahrmärkten ein graues, fließpapiernes, schlechtgedrucktes und mit derben Holzschnitten verziertes Buch verkauft wird, worin umständlich zu lesen ist, wie der Erzzauberer Johannes Faustus, ein gelehrter Doktor, der alle Wissenschaften studiert hatte, am Ende seine Bücher wegwarf, und ein Bündnis mit dem Teufel schloss, wodurch er alle sinnlichen Freuden der Erde genießen konnte, aber auch seine Seele dem höllischen Verderben hingeben musste. Das Volk im Mittelalter hat immer, wenn es irgendwo große Geistesmacht sah, Dergleichen einem Teufelsbündnis zugeschrieben, und der Albertus Magnus, Raimund Lullus, Theophrastus Paracelsus, Agrippa von Nettesheim, auch in England der Roger Baco, galten für Zauberer, Schwarzkünstler, Teufelsbanner. Aber weit eigenthümlichere Dinge singt und sagt man von dem Doktor Faustus, welcher nicht bloß die Erkenntnis der Dinge, sondern auch die reellsten Genüsse vom Teufel verlangt hat, und Das ist eben der Faust, der die Buchdruckerei erfunden und zur

Zeit lebte, wo man anfing, gegen die ſtrenge Kirchenautorität zu predigen und ſelbſtändig zu forſchen, — ſo daſs mit Fauſt die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritiſche Wiſſenſchaftsperiode anfängt. Es iſt in der That ſehr bedeutſam, daſs zur Zeit, wo nach der Volksmeinung der Fauſt gelebt hat, eben die Reformation beginnt, und daſs er ſelber die Kunſt erfunden haben ſoll, die dem Wiſſen einen Sieg über den Glauben verſchafft, nämlich die Buchdruckerei, eine Kunſt, die uns aber auch die katholiſche Gemüthsruhe geraubt und uns in Zweifel und Revolution geſtürzt — ein Anderer als ich würde ſagen: endlich in die Gewalt des Teufels geliefert hat. Aber nein, das Wiſſen, die Erkenntnis der Dinge durch die Vernunft, die Wiſſenſchaft, giebt uns endlich die Genüſſe, um die uns der Glaube, das katholiſche Chriſtenthum, ſo lange geprellt hat; wir erkennen, daſs die Menſchen nicht bloß zu einer himmliſchen, ſondern auch zu einer irdiſchen Gleichheit berufen ſind; die politiſche Brüderſchaft, die uns von der Philoſophie gepredigt wird, iſt uns wohlthätiger als die rein geiſtige Brüderſchaft, wozu uns das Chriſtenthum verholfen; und das Wiſſen wird Wort, und das Wort wird That, und wir können noch bei Lebzeiten auf dieſer Erde ſelig werden; — wenn

wir dann noch obendrein der himmlischen Seligkeit, die uns das Christenthum so bestimmt verspricht, nach dem Tode theilhaftig' werden, so soll uns Das sehr lieb sein.

Das hat nun längst schon das deutsche Volk tiefsinnig geahnt; denn das deutsche Volk ist selber jener gelehrte Doktor Faust, es ist selber jener Spiritualist, der mit dem Geiste endlich die Ungenügbarkeit des Geistes begriffen, und nach materiellen Genüssen verlangt, und dem Fleische seine Rechte wiedergiebt. Doch noch befangen in der Symbolik der katholischen Poesie, wo Gott als der Repräsentant des Geistes und der Teufel als der Repräsentant des Fleisches gilt, bezeichnete man jene Rehabilitation des Fleisches als einen Abfall von Gott, als ein Bündnis mit dem Teufel.

Es wird aber noch einige Zeit dauern, ehe beim deutschen Volke in Erfüllung geht, was es so tiefsinnig in jenem Gedichte prophezeit hat, ehe es eben durch den Geist die Usurpationen des Geistes einsieht, und die Rechte des Fleisches vindiciert. Das ist dann die Revolution, die große Tochter der Reformation.

Minder bekannt als der „Faust", ist hier in Frankreich Goethe's „West-östlicher Divan," ein

späteres Buch, von welchem Frau von Staël noch nicht Kenntnis hatte, und dessen wir hier besonders erwähnen müssen. Es enthält die Denk- und Gefühlsweise des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und Das duftet und glüht darin, wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit schwarzen geschminkten Gazellenaugen und sehnsüchtig weißen Armen. Es ist dem Leser dabei so schauerlich lüstern zu Muthe, wie dem glücklichen Gaspar Debureau, als er in Konstantinopel oben auf der Leiter stand, und de haut en bas Dasjenige sah, was der Beherrscher der Gläubigen nur de bas en haut zu sehen pflegt. Manchmal ist dem Leser auch zu Muthe, als läge er behaglich ausgestreckt auf einem persischen Teppich, und rauche aus einer langröhrigen Wasserpfeife den gelben Tabak von Turkistan, während eine schwarze Sklavin ihm mit einem bunten Pfauenwedel Kühlung zuweht, und ein schöner Knabe ihm eine Schale mit echtem Mokka-Kaffe darreicht; — den berauschendsten Lebensgenuss hat hier Goethe in Verse gebracht, und diese sind so leicht, so glücklich, so hingehaucht, so ätherisch, dass man sich wundert, wie Dergleichen in deutscher Sprache möglich war. Dabei giebt er auch in Prosa die allerschönsten Erklärungen über Sitten und Treiben im Morgenlande, über das patriarchalische Leben der Araber;

und da ist Goethe immer ruhig lächelnd, und harmlos wie ein Kind, und weisheitvoll wie ein Greis. Diese Prosa ist so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden; — manchmal ist aber auch jene Prosa so magisch, so ahnungsvoll, wie der Himmel, wenn die Abenddämmerung heraufgezogen, und die großen Goethe'schen Gedanken treten dann hervor, rein und golden wie die Sterne. Unbeschreiblich ist der Zauber dieses Buches; es ist ein Selam, den der Occident dem Oriente geschickt hat, und es sind gar närrische Blumen darunter, sinnlich rothe Rosen, Hortensien wie weiße nackte Mädchenbusen, spaßhaftes Löwenmaul, Purpurdigitalis wie lange Menschenfinger, verdrehte Krokosnasen, und in der Mitte, lauschend verborgen, stille deutsche Veilchen. Dieser Selam aber bedeutet, dass der Occident seines frierend mageren Spiritualismus überdrüssig geworden und an der gesunden Körperwelt des Orients sich wieder erlaben möchte. Goethe, nachdem er im „Faust" sein Missbehagen an dem abstrakt Geistigen und sein Verlangen nach reellen Genüssen ausgesprochen, warf sich gleichsam

mit dem Geiſte ſelbſt in die Arme des Senſualismus, indem er den weſt-öſtlichen Divan ſchrieb.

Es iſt daher höchſt bedeutſam, daſs dieſes Buch bald nach dem „Fauſt“ erſchien. Es war die letzte Phaſe Goethe's, und ſein Beiſpiel war von großem Einfluſs auf die Literatur. Unſere Lyriker beſangen jetzt den Orient. — Erwähnenswerth mag es auch ſein, daſs Goethe, indem er Perſien und Arabien ſo freudig beſang, gegen Indien den beſtimmteſten Widerwillen ausſprach. Ihm miſsfiel an dieſem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entſtand dieſe Abneigung dadurch, daſs er bei den ſanskritiſchen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine katholiſche Hinterliſt*) witterte. Dieſe Herren betrachteten nämlich Hindoſtan als die Wiege der katholiſchen Weltordnung, ſie ſahen dort das Muſterbild ihrer Hierarchie, ſie fanden dort ihre Dreieinigkeit, ihre Menſchwerdung, ihre Buße, ihre Sühne, ihre Kaſteiungen und alle ihre ſonſtigen geliebten Steckenpferde. Goethe's Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig dieſe Leute, und Herr

*) „eine katholiſche arrière-pensée“ ſteht in der älteſten deutſchen und den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

August Wilhelm Schlegel nannte ihn deßhalb mit gläsernem Ärger „einen zum Islam bekehrten Heiden.“

Unter den Schriften, welche dieses Jahr über Goethe erschienen sind, verdient ein hinterlassenes Werk von Johannes Falk, „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt,“ die rühmlichste Erwähnung. Der Verfasser hat uns in diesem Buche, außer einer detaillierten Abhandlung über den Faust (die nicht fehlen durfte!) die vortrefflichsten Notizen über Goethe mitgetheilt, und er zeigte uns Denselben in allen Beziehungen des Lebens ganz naturgetreu, ganz unparteiisch, mit allen seinen Tugenden und Fehlern. Hier sehen wir Goethe im Verhältnis zu seiner Mutter, deren Naturell sich so wunderbar im Sohne wieder abspiegelt; hier sehen wir ihn als Naturforscher, wie er eine Raupe beobachtet, die sich eingesponnen und als Schmetterling entpuppen wird; hier sehen wir ihn dem großen Herder gegenüber, der ihm ernsthaft zürnt ob dem Indifferentismus, womit Goethe die Entpuppung der Menschheit selbst unbeachtet läßt; wir sehen ihn, wie er am Hofe des Großherzogs von Weimar, lustig improvisierend, unter blonden Hofdamen sitzt, gleich dem Apoll unter den Schafen des Königs

Admetos; wir sehen ihn dann wieder, wie er mit dem Stolze eines Dalai-Lama den Kotzebue nicht anerkennen will; wie Dieser, um ihn herabzusetzen, eine öffentliche Feier zu Ehren Schiller's veranstaltet; — überall aber sehen wir ihn klug, schön, liebenswürdig, eine holdselig erquickende Gestalt, ähnlich den ewigen Göttern.

In der That, die Übereinstimmung der Persönlichkeit mit dem Genius, wie man sie bei außerordentlichen Menschen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erscheinung war eben so bedeutsam wie das Wort, das in seinen Schriften lebte; auch seine Gestalt war harmonisch, klar, freudig, edel gemessen, und man konnte griechische Kunst an ihm studieren, wie an einer Antike. Dieser würdevolle Leib war nie gekrümmt von christlicher Wurmdemuth; die Züge dieses Antlitzes waren nicht verzerrt von christlicher Zerknirschung; diese Augen waren nicht christlich-sünderhaft scheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt; — nein, seine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es ist nämlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, dass ihr Blick fest ist und ihre Augen nicht unsicher hin und her zucken. Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Gestalt des Nala

annehmen bei Damayanti's Hochzeit, da erkennt Dieſe ihren Geliebten an dem Zwinken ſeiner Augen, da, wie geſagt, die Augen der Götter immer unbewegt ſind. Letztere Eigenſchaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daſs er ein Gott war. Goethe's Auge blieb in ſeinem hohen Alter eben ſo göttlich wie in ſeiner Jugend. Die Zeit hat auch ſein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer ſtolz und hoch, und wenn er ſprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausſtreckte, ſo war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorſchreiben könne, den ſie wandeln ſollten. Um ſeinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieſer Zug iſt den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe ſchon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüberſtand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechiſch anzureden; da ich aber merkte, daſs er Deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf Deutſch, daſs die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena

und Weimar sehr gut schmeckten. Ich hatte in so manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn mal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihm, daſs die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküſst hatte — —

Les dieux s'en vont. Goethe ist todt. Er starb den 22. März des verflossenen Jahrs, des bedeutungsvollen Jahrs, wo unsere Erde ihre größten Renommées verloren hat. Es ist, als sei der Tod in diesem Jahre plötzlich aristokratisch geworden, als habe er die Notabilitäten dieser Erde besonders auszeichnen wollen, indem er sie gleichzeitig ins Grab schickte. Vielleicht gar hat er jenseits, im Schattenreich, eine Pairie stiften wollen, und in diesem Falle wäre seine fournée sehr gut gewählt. Oder hat der Tod im Gegentheil im verflossenen Jahr die Demokratie zu begünstigen gesucht, indem er mit den großen Renommées auch ihre Autoritäten vernichtete, und die geistige Gleichheit beförderte? War es Respekt oder Insolenz, weſshalb der Tod

im vorigen Jahre die Könige verſchont hat? Aus Zerſtreuung hatte er nach dem König von Spanien ſchon die Senſe erhoben, aber er beſann ſich zur rechten Zeit, und er ließ ihn leben. In dem verfloſſenen Jahr iſt kein einziger König geſtorben. Les dieux s'en vont — aber die Könige behalten wir.

Zweites Buch.

1.

Mit der Gewissenhaftigkeit, die ich mir streng vorgeschrieben, muss ich hier erwähnen, dass mehrere Franzosen sich bei mir beklagt, ich behandelte die Schlegel, namentlich Herrn August Wilhelm, mit allzuherben Worten. Ich glaube aber, solche Beklagnis würde nicht stattfinden, wenn man hier mit der deutschen Literaturgeschichte genauer bekannt wäre. Viele Franzosen kennen Herrn August Wilhelm Schlegel nur aus dem Werke der Frau von Staël, seiner edlen Beschützerin. Die Meisten kennen ihn nur dem Namen nach; dieser Name klingt ihnen nun im Gedächtnis als etwas verehrlich Berühmtes, wie etwa der Name Osiris, wovon sie auch nur wissen, dass es ein wunderlicher Kauz von Gott ist, der in Ägypten verehrt wurde. Welche sonstige Ähnlichkeit zwischen Herrn August Wilhelm Schlegel

und dem Osiris stattfindet, ist ihnen am allerwenigsten bekannt*).

Da ich einst zu den akademischen Schülern des älteren Schlegel gehört habe, so dürfte man mich vielleicht in Betreff Desselben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr August Wilhelm Schlegel den alten Bürger geschont, seinen literarischen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden, werden die Väter von den Söhnen todtgeschlagen, sobald sie alt und schwach geworden.

Ich habe schon in dem vorigen Abschnitt bemerkt, dass Friedrich Schlegel bedeutender war, als Herr August Wilhelm; und, in der That, Letzterer zehrte nur von den Ideen seines Bruders, und verstand nur die Kunst, sie auszuarbeiten. Friedrich

*) In den französischen Ausgaben findet sich hier folgender Zwischensatz: „Obschon es heut zu Tage eine große Zahl deutscher Schriftsteller giebt, welche weit eher als die Gebrüder Schlegel eine ausführliche Erwähnung verdienen, sehe ich mich genöthigt, dem Letzteren noch einige Zeilen zu widmen, um dem Vorwurf der Härte, den man mir gemacht, zu begegnen. Leider werden auch diese neuen Betrachtungen einem Panegyrikus nicht sehr ähnlich sehn."

Der Herausgeber.

Schlegel war ein tiefsinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit, und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieser Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er sah die Sonne untergehn, und blickte wehmüthig nach der Stelle dieses Untergangs, und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen sah; und er merkte nicht, dass schon ein neues Morgenroth an der entgegengesetzten Seite leuchtete. Friedrich Schlegel nannte einst den Geschichtsforscher „einen umgekehrten Propheten." Dieses Wort ist die beste Bezeichnung für ihn selbst. Die Gegenwart war ihm verhasst, die Zukunft erschreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen seine offenbarenden Seherblicke.

Der arme Friedrich Schlegel, in den Schmerzen unserer Zeit sah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, sondern die Agonie des Sterbens, er ahnte nicht, weshalb der Tempelvorhang zerriss und die Erde erbebte und die Felsen zerbarsten, und aus Todesangst flüchtete er sich in die zitternden Ruinen der katholischen Kirche. Diese war jedenfalls der geeignetste Zufluchtsort für seine Gemüthsstimmung. Er hatte viel heiteren Übermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete Solches als sündhaft,

als Sünde, die späterer Abbuße bedurfte, und der Verfaſſer der „Lucinde“ muſſte nothwendigerweiſe katholiſch werden.

Die „Lucinde“ iſt ein Roman, und außer ſeinen Gedichten und einem, dem Spaniſchen nachgebildeten Drama, „Alarkos“ geheißen, iſt jener Roman die einzige Originalſchöpfung, die Friedrich Schlegel hinterlaſſen. Es hat ſeiner Zeit nicht an Lobpreiſern dieſes Romans gefehlt. Der jetzige hochehrwürdige Herr Schleiermacher hat damals enthuſiaſtiſche Briefe über die „Lucinde“ herausgegeben. Es fehlte ſogar nicht an Kritikern, die dieſes Produkt als ein Meiſterſtück prieſen und die beſtimmt prophezeiten, daſs es einſt für das beſte Buch in der deutſchen Literatur gelten werde. Man hätte dieſe Leute von Obrigkeitswegen feſtſetzen ſollen, wie man in Ruſsland die Propheten, die ein öffentliches Unglück prophezeien, vorläufig ſo lange einſperrt, bis ihre Weiſſagung in Erfüllung gegangen. Nein, die Götter haben unſere Literatur vor jenem Unglück bewahrt; der Schlegel'ſche Roman wurde bald wegen ſeiner unzüchtigen Nichtigkeit allgemein verworfen und iſt jetzt verſchollen. Lucinde iſt der Name der Heldin dieſes Romans, und ſie iſt ein ſinnlich witziges Weib, oder vielmehr eine Miſchung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen iſt eben, daſs

ſie kein Weib iſt, ſondern eine unerquickliche Zuſammenſetzung von zwei Abſtraktionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Muttergottes mag es dem Verfaſſer verzeihen, daſs er dieſes Buch geſchrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Muſen.

Ein ähnlicher Roman, „Florentin“ geheißen, wird dem ſeligen Schlegel irrthümlich zugeſchrieben. Dieſes Buch iſt, wie man ſagt, von ſeiner Gattin, einer Tochter des berühmten Moſes Mendelsſohn, die er ihrem erſten Gemahl entführt, und welche mit ihm zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat.

Ich glaube, daſs es Friedrich Schlegeln mit dem Katholicismus Ernſt war. Von Vielen ſeiner Freunde glaube ich es nicht. Es iſt hier ſehr ſchwer, die Wahrheit zu ermitteln. Religion und Heuchelei ſind Zwillingsſchweſtern, und beide ſehen ſich ſo ähnlich, daſs ſie zuweilen nicht von einander zu unterſcheiden ſind. Dieſelbe Geſtalt, Kleidung und Sprache. Nur dehnt die letztere von beiden Schweſtern etwas weicher die Worte, und wiederholt öfter das Wörtchen „Liebe.“ — Ich rede von Deutſchland; in Frankreich iſt die eine Schweſter geſtorben, und wir ſehen die Andere noch in tiefſter Trauer.

Seit dem Erſcheinen des Frau von Staël'ſchen De l'Allemagne hat Friedrich Schlegel das Publikum noch mit zwei großen Werken beſchenkt, die

vielleicht seine besten sind und jedenfalls die rühmlichste Erwähnung verdienen. Es sind seine „Weisheit und Sprache der Indier," und seine „Vorlesungen über die Geschichte der Literatur." Durch das erstgenannte Buch hat er bei uns das Studium des Sanskrit nicht bloß eingeleitet, sondern auch begründet. Er wurde für Deutschland, was William Jones für England war. In der genialsten Weise hatte er das Sanskrit erlernt, und die wenigen Bruchstücke, die er in jenem Buche mittheilt, sind meisterhaft übersetzt. Durch sein tiefes Anschauungsvermögen erkannte er ganz die Bedeutung der epischen Versart der Indier, der Sloka, die so breit dahinfluthet wie der Ganges, der heilig-klare Fluss. Wie kleinlich zeigte sich dagegen Herr August Wilhelm Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern übersetzte, und sich dabei nicht genug zu rühmen wusste, dass er in seiner Übersetzung keine Trochäen einschlüpfen lassen und so manches metrische Kunststückchen der Alexandriner nachgeschnitzelt hat. Friedrich Schlegel's Werk über Indien ist gewiss ins Französische übersetzt, und ich kann mir das weitere Lob ersparen. Zu tadeln habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es ist im Interesse des Katholicismus geschrieben. Nicht bloß die Mysterien desselben, sondern auch die ganze

katholische Hierarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten diese Leute in den indischen Gedichten wiedergefunden. Im „Mahabarata“ und im „Ramayana“ sahen sie gleichsam ein Elephanten-Mittelalter. In der That, wenn in letzterwähntem Epos der König Wiswamitra mit dem Priester Wasischta hadert, so betrifft solcher Hader dieselben Interessen, um die bei uns der Kaiser mit dem Papste*) stritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Investitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegel'schen Vorlesungen über Literatur lässt sich Ähnliches rügen. Friedrich Schlegel übersieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieser hohe Standpunkt ist doch immer der Glockenthurm einer katholischen Kirche**). Und bei Allem, was Schlegel sagt, hört man diese Glocken läuten; manchmal hört man sogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir ist, als dufte der Weihrauch des Hochamts aus diesem Buche, und als sähe ich aus den schönsten

*) „der Sohn des Barbarossa mit dem Papste Hildebrand“ steht in der ältesten deutschen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) „einer gothischen Kirche“ steht in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Stellen desselben lauter tonsurierte Gedanken hervorlauschen. Indessen, trotz dieser Gebrechen wüsste ich kein besseres Buch dieses Fachs. Nur durch Zusammenstellung der Herder'schen Arbeiten solcher Art könnte man sich eine bessere Übersicht der Literatur aller Völker verschaffen. Denn Herder saß nicht wie ein literarischer Großinquisitor zu Gericht über die verschiedenen Nationen, und verdammte oder absolvierte sie nach dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menschheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meisters, jedes Volk dünkte ihm eine besonders gestimmte Saite dieser Riesenharfe, und er begriff die Universalharmonie ihrer verschiedenen Klänge.

Friedrich Schlegel starb im Sommer 1829, wie man sagte, in Folge einer gastronomischen Unmäßigkeit. Er wurde 57 Jahre*) alt. Sein Tod veranlasste einen der widerwärtigsten literarischen Skandale. Seine Freunde, die Pfaffenpartei, deren Hauptquartier in München, waren ungehalten über die inofficiöse Weise, womit die liberale Presse diesen Todesfall besprochen; sie verlästerten und schimpften und schmähten daher die deutschen Liberalen. Jedoch

*) „56 Jahre" steht irrig in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

von Keinem Derselben konnten sie sagen, „dass er das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Almosen des beleidigten Gatten gelebt habe.“

Ich muss jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn August Wilhelm Schlegel, sprechen. Wollte ich in Deutschland noch von ihm reden, so würde man mich dort mit Verwunderung ansehen.

Wer spricht jetzt noch in Paris von der Giraffe?

Herr August Wilhelm Schlegel ist geboren zu Hannover den 5. September 1767*). Ich weiß Das nicht von ihm selber. Ich war nie so ungalant, ihn über sein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Spindler's Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen. Herr August Wilhelm Schlegel ist daher jetzt 64 Jahre alt. Herr Alexander von Humboldt und andere Naturforscher behaupten, er sei älter. Auch Champollion war dieser Meinung. Wenn ich von seinen literarischen Verdiensten reden soll, so muss ich ihn wieder zunächst als Übersetzer rühmen. Hier hat er unbestreitbar das Außerordentliche geleistet. Namentlich

*) Vgl. die Vorrede Heine's zum zweiten Theil der ersten Auflage dieses Buches. Das Geburtsjahr ist übrigens ganz richtig angegeben. Der Herausgeber.

seine Übertragung des Shakspeare in die deutsche Sprache ist meisterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herrn Gries und des Herrn Grafen Platen, ist Herr August Wilhelm Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutschlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweite, wo nicht gar der dritte Rang. In der ästhetischen Kritik fehlt ihm, wie ich schon gesagt, der Boden einer Philosophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenossen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutschen steht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns durch seine deutsche Grammatik von jener Oberflächlichkeit befreite, womit man nach dem Beispiel der Schlegel die altdeutschen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutschen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergesprungen wäre. Aber das Altdeutsche war außer Mode gekommen, und mit dem Sanskrit konnte man frisches Aufsehen erregen. Auch hier blieb er gewissermaßen Dilettant, die Initiative seiner Gedanken gehört noch seinem Bruder Friedrich, und das Wissenschaftliche, das Reelle in seinen sanskritischen Leistungen gehört, wie Jeder weiß, dem Herrn Lassen, seinem gelehrten Kollaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin ist in Deutschland der

eigentliche Sanskritgelehrte, er ist der Erste in seinem Fache. In der Geschichtskunde hat sich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhr's, den er angriff, festkrämpen wollen; aber vergleicht man ihn mit diesem großen Forscher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes von Müller, einem Heeren, einem Schlosser und ähnlichen Historikern, so muss man über ihn die Achsel zucken. Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? Dies ist schwer zu bestimmen.

Der Violinspieler Solomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, sagte einst zu seinem erhabenen Schüler: „Die Violinspieler werden eingetheilt in drei Klassen; zur ersten Klasse gehören Die, welche gar nicht spielen können, zur zweiten Klasse gehören Die, welche sehr schlecht spielen, und zur dritten Klasse gehören endlich Die, welche gut spielen; Ew. Majestät hat sich schon bis zur zweiten Klasse emporgeschwungen."

Gehört nun Herr August Wilhelm Schlegel zur ersten Klasse oder zur zweiten Klasse? Die Einen sagen, er sei gar kein Dichter; die Andern sagen, er sei ein sehr schlechter Dichter. So Viel weiß ich, er ist kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr August Wilhelm Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte

Keckheit, womit er die vorhandenen literariſchen Autoritäten angriff. Er riſs die Lorberkränze von den alten Perücken und erregte bei dieſer Gelegenheit viel Puderſtaub. Sein Ruhm iſt eine natürliche Tochter des Skandals.

Wie ich ſchon mehrmals erwähnt, die Kritik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philoſophie. Nachdem wir von jenem Erſtaunen, worin jede Vermeſſenheit uns verſetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der ſogenannten Schlegel'ſchen Kritik. Z. B. wenn er den Dichter Bürger herabſetzen will, ſo vergleicht er deſſen Balladen mit den altengliſchen Balladen, die Percy geſammelt, und er zeigt, wie dieſe viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetiſcher gedichtet ſeien. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geiſt der Vergangenheit, beſonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher, dieſen Geiſt auch in den Kunſtdenkmälern der Vergangenheit nachzuweiſen, und ihre Schönheiten aus dieſem Geſichtspunkte zu demonſtrieren. Aber Alles, was Gegenwart iſt, begreift er nicht; höchſtens erlauſcht er nur Etwas von der Phyſiognomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und Das ſind gewöhnlich die minder ſchönen Züge; indem er nicht den Geiſt begreift, der ſie belebt,

ſo ſieht er in unſerm ganzen modernen Leben nur eine proſaiſche Fratze. Überhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poeſie ſeiner eignen Zeit zu erkennen; die Poeſie einer Vergangenheit offenbart ſich uns weit leichter, und ihre Erkenntnis iſt leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beim großen Haufen, die Dichtungen, worin die Vergangenheit eingeſargt liegt, auf Koſten der Dichtungen, worin unſere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreiſen. Aber der Tod iſt nicht poetiſcher als das Leben*). Die altengliſchen Gedichte, die Percy geſammelt, geben den Geiſt ihrer Zeit, und Bürger's Gedichte geben den Geiſt der unſrigen. Dieſen Geiſt begriff Herr Schlegel nicht; ſonſt würde er in dem Ungeſtüm, womit dieſer Geiſt zuweilen aus den Bürger'ſchen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magiſters gehört haben, ſondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Ariſtokratie von hannövriſchen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieſes war nämlich die Lage des Verfaſſers der „Lenore," und die Lage ſo mancher anderen genialen Menſchen, die als arme

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Docenten in Göttingen darbten, verkümmerten und in Elend ſtarben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beſchützte, renovierte, baroniſierte, bebänderte Ritter Auguſt Wilhelm von Schlegel jene Verſe begreifen, worin Bürger laut ausruft, daſs ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, ſich lieber aus der Welt heraushungern ſolle!

Der Name „Bürger“ iſt im Deutſchen gleichbedeutend mit dem Worte citoyen.

Was den Ruhm des Herrn Schlegel noch geſteigert, war das Aufſehen, welches er ſpäter hier in Frankreich erregte, als er auch die literariſchen Autoritäten der Franzoſen angriff. Wir ſahen mit ſtolzer Freude, wie unſer kampfluſtiger Landsmann den Franzoſen zeigte, daſs ihre ganze klaſſiſche Literatur Nichts werth ſei, daſs Molière ein Poſſenreißer und kein Dichter ſei, daſs Racine ebenfalls Nichts tauge, daſs man uns Deutſche hingegen als die Könige des Parnaſſus betrachten müſſe. Sein Refrain war immer, daſs die Franzoſen das proſaiſchſte Volk der Welt ſeien und daſs es in Frankreich gar keine Poeſie gäbe. Dieſes ſagte der Mann zu einer Zeit, als vor ſeinen Augen noch ſo mancher Chorführer der Konvention, der großen Titanentragödie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit, als Napo-

leon jeden Tag ein gutes Epos improviſierte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern ... Herr Schlegel hat jedoch von dem Allem Nichts geſehen; wenn er hier war, ſah er ſich ſelber beſtändig im Spiegel, und da iſt es wohl erklärlich, daſs er in Frankreich gar keine Poeſie ſah.

Aber Herr Schlegel, wie ich ſchon oben geſagt, vermochte immer nur die Poeſie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles, was modernes Leben iſt, muſſte ihm proſaiſch erſcheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poeſie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Geſellſchaft. Racine muſſte gleich der Erſte ſein, den er nicht begreifen konnte. Denn dieſer große Dichter ſteht ſchon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erſte moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erſte moderne König war. In Corneille athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deſshalb manchmal romantiſch. In Racine iſt aber die Denkweiſe des Mittelalters ganz erloſchen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er iſt das Organ einer neuen Geſellſchaft; in ſeiner Bruſt dufteten die erſten Veilchen unſeres modernen Lebens; ja wir könnten ſogar ſchon die Lorberen darin knoſpen

ſehen, die erſt ſpäter, in der jüngſten Zeit, ſo gewaltig emporgeſchoſſen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racine's zärtlichen Verſen erblüht ſind! Die franzöſiſchen Helden, die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Auſterlitz, bei Moskau und bei Waterloo begraben liegen, ſie hatten Alle einſt Racine's Verſe gehört, und ihr Kaiſer hatte ſie gehört aus dem Munde Talma's. Wer weiß, wie viel' Centner Ruhm von der Vendomeſäule eigentlich dem Racine gebührt. Ob Euripides ein größerer Dichter iſt als Racine, Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daſs Letzterer eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl war, und mit ſeinem Tranke ein ganzes Volk berauſcht und entzückt und begeiſtert hat. Was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir ſind Alle Menſchen, wir ſteigen ins Grab und laſſen zurück unſer Wort, und wenn dieſes ſeine Miſſion erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Bruſt Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimat aller Harmonie.

Hätte ſich nun Herr Schlegel darauf beſchränkt, zu behaupten, daſs die Miſſion des Racine'ſchen Wortes vollendet ſei, und daſs die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe, ſo hätten ſeine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren ſie, wenn er Racine's Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweiſen wollte. Nicht bloß

ahnte er Nichts von der unendlichen Anmuth, dem süßen Scherz, dem tiefen Reiz, welcher darin lag, daſs Racine seine neuen französischen Helden mit antiken Gewändern kostümierte, und zu dem Interesse einer modernen Leidenschaft noch das Interessante einer geistreichen Maskerade mischte; Herr Schlegel war sogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für bare Münze zu nehmen, die Griechen von Versailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Diese Manier, die Gegenwart mit dem Maßstabe der Vergangenheit zu messen, war bei Herrn Schlegel so eingewurzelt, daſs er immer mit dem Lorberzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geißeln pflegte, und daſs er, um wieder den Euripides selber herabzusetzen, nichts Besseres wusste, als daſs er ihn mit dem älteren Sophokles oder gar mit dem Äschylus verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln, wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen gesucht, eben so, wie einst Aristophanes, das größte Unglück verübt. Letzterer, der Aristophanes, befand sich in dieser Hinsicht auf einem Standpunkte, welcher mit dem Standpunkte der romantischen Schule die größte

Ähnlichkeit darbietet; ſeiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zum Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantiſchen Ariſtophanes nannte, ſo könnte man mit Fug den Parodiſten des Euripides und des Sokrates einen klaſſiſchen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholicismus bedauerten; wie ſie dieſen Glauben bei der Menge zu reſtaurieren wünſchten; wie ſie in dieſer Abſicht die proteſtantiſchen Rationaliſten, die Aufklärer, die echten noch mehr als die falſchen, mit Spott und Verläſterung befehdeten; wie ſie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur, eine ehrſame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigſte Abneigung hegten; wie ſie dieſe Bürgerlichkeit als philiſterhafte Kleinmiſère perſifflierten, und dagegen beſtändig das große Heldenleben des feudaliſtiſchen Mittelalters gerühmt und gefeiert, ſo hat auch Ariſtophanes, welcher ſelber die Götter verſpöttelte, dennoch die Philoſophen gehaſſt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er haſſte den rationaliſtiſchen Sokrates, welcher eine beſſere Moral predigte; er haſſte die Dichter, die gleichſam ſchon ein modernes Leben ausſprachen, welches ſich von der früheren griechiſchen Götter-, Helden- und Königsperiode eben ſo unterſchied, wie

unſere jetzige Zeit von den mittelalterlichen Feudalzeiten; er haſſte den Euripides, welcher nicht mehr wie Äſchylus und Sophokles von dem griechiſchen Mittelalter trunken war, ſondern ſich ſchon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle, ob ſich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewuſſt war, warum er den Euripides ſo ſehr herabſetzte, in Vergleichung mit Äſchylus und Sophokles; ich glaube, ein unbewuſſtes Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker roch er das modern demokratiſche und proteſtantiſche Element, welches ſchon dem ritterſchaftlichen und olympiſch-katholiſchen Ariſtophanes ſo ſehr verhaſſt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm beſtimmte Sympathien und Antipathien beimeſſe. Es iſt möglich, daſs er gar keine hatte. Er war in ſeiner Jugend ein Helleniſt, und wurde erſt ſpäter ein Romantiker. Er wurde Chorführer der neuen Schule, dieſe wurde nach ihm und ſeinem Bruder benamſet, und er ſelber war vielleicht Derjenige, dem es mit der Schlegel'ſchen Schule am wenigſten Ernſt war. Er unterſtützte ſie mit ſeinen Talenten, er ſtudierte ſich in ſie hinein, er freute ſich damit, ſo lang es gut ging, und als es mit der Schule ein

ſchlechtes Ende nahm, hat er ſich wieder in ein neues Fach hineinſtudiert.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, ſo haben doch die Anſtrengungen des Herrn Schlegel gute Früchte getragen für unſere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutſche Gelehrte, ein wiſſenſchaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Stile zu ſchreiben. Man ſchrieb ein verworrenes, trockenes Deutſch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutſchen, die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welche er der Geſellſchaft der Frau von Staël verdankte. Überhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutſchland mit ſo vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieſer Hinſicht war der Tod der vortrefflichen Frau von Staël ein großer Verluſt für dieſen deutſchen Gelehrten, der in ihrem Salon ſo viele Gelegenheit fand, die neueſten Moden kennen zu lernen, und als ihr Begleiter in allen Hauptſtädten Europa's die ſchöne Welt ſehen und ſich die ſchönſten Weltſitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältniſſe waren ihm ſo ſehr zum heiteren Lebensbedürfnis geworden, daſs er nach dem Tode ſeiner edlen Beſchützerin nicht

abgeneigt war, der berühmten Catalani seine Begleitung auf ihren Reisen anzubieten.

Wie gesagt, die Beförderung der Eleganz ist ein Hauptverdienst des Herrn Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutschen Dichter mehr Civilisation. Schon Goethe hatte das einflußreichste Beispiel gegeben, wie man ein deutscher Dichter sein kann, und dennoch den äußerlichen Anstand zu bewahren vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutschen Dichter alle konventionellen Formen, und der Name „deutscher Dichter" oder gar der Name „poetisches Genie" erlangte die unerfreulichste Bedeutung. Ein deutscher Dichter war ehemals ein Mensch, der einen abgeschabten, zerrissenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, statt der guten Gesellschaft, die ihn abwies, desto bessere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Gosse lag, zärtlich geküsst von Luna's gefühlvollen Strahlen. Wenn sie alt geworden, pflegten diese Menschen noch tiefer in ihr Elend zu versinken, und es war freilich ein Elend ohne Sorge, oder dessen einzige Sorge darin besteht, wo man den meisten Schnaps für das wenigste Geld haben kann.

So hatte auch ich mir einen deutschen Dichter vorgestellt. Wie angenehm verwundert war ich daher

Anno 1819, als ich, ein ganz junger Menſch, die Univerſität Bonn beſuchte, und dort die Ehre hatte, den Herrn Dichter Auguſt Wilhelm Schlegel, das poetiſche Genie, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann, den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr Auguſt Wilhelm Schlegel trug aber Glacéhandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten Pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümiert von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt, und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu „mein Freund," und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freiherrlichſt Schlegel'ſchen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten, und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachslichter! ſilberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacéhandſchuh! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Kollegium eines

deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich beſonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. ſ. w. Aber nur in der Poeſie hätte ich es gewagt, einen ſo vornehmen Mann zu dutzen. Sein Äußeres gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Härchen, und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daſs er ganz Geiſt zu ſein ſchien, daſs er faſt ausſah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotzdem hatte er damals geheirathet, und er, der Chef der Romantiker, heirathete die Tochter des Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutſchen Rationaliſten. Es war eine ſymboliſche Ehe, die Romantik vermählte ſich gleichſam mit dem Rationalismus; ſie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheil, die Trennung zwiſchen der Romantik und dem Rationalismus wurde dadurch noch größer, und ſchon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitnacht lief der Rationalismus wieder nach Hauſe, und wollte Nichts mehr mit der Romantik zu ſchaffen haben. Denn der Rationalismus, wie er denn immer vernünftig iſt, wollte nicht bloß ſymboliſch vermählt ſein, und, ſobald er die hölzerne Nichtig-

keit der romantiſchen Kunſt erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel, und will mich daher ſo klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böſe Typhon, haſſte den Oſiris (welcher, wie ihr wißt, ein ägyptiſcher Gott iſt), und als er ihn in ſeine Gewalt bekam, riſs er ihn in Stücke. Iſis, die arme Iſis, die Gattin des Oſiris, ſuchte dieſe Stücke mühſam zuſammen, flickte ſie an einander und es gelang ihr, den zerriſſenen Gatten wieder ganz herzuſtellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptſtück, welches die arme Göttin nicht wieder finden konnte, arme Iſis! Sie muſſte ſich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz iſt nur Holz, arme Iſis! Hierdurch entſtand nun in Ägypten ein ſkandaloſer Mythos und in Heidelberg ein myſtiſcher Skandal.

Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel verlor man ſeitdem ganz außer Augen. Er war verſchollen. Miſsmuth über ſolches Vergeſſenwerden trieb ihn endlich nach langjähriger Abweſenheit wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptſtadt ſeines literariſchen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorleſungen über Äſthetik. Aber er hatte unterdeſſen nichts Neues gelernt, und er ſprach jetzt zu einem Publikum, welches von Hegel eine Philoſophie der Kunſt, eine Wiſſenſchaft der Äſthetik, erhalten hatte.

Man spottete und zuckte die Achsel. Es ging ihm wie einer alten Komödiantin, die nach zwanzigjähriger Abwesenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succès wieder betritt, und nicht begreift, warum die Leute lachen statt zu applaudieren. Der Mann hatte sich entsetzlich verändert, und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage seiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler Geck geworden, der sich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichsten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübnis, Herrn August Wilhelm Schlegel persönlich wieder zu sehen. Wahrlich, von dieser Veränderung hatte ich doch keine Vorstellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Es war vor einem Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptstadt. Ich ging eben, das Haus zu sehen, worin Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter und suche überall mit religiöser Andacht die Spuren ihres irdischen Wandels. Das ist ein Kultus. Auf meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hause, erblickte ich ein Wesen, in dessen verwebten Zügen sich eine Ähnlichkeit mit dem ehemaligen August Wilhelm Schlegel kundgab. Ich glaubte seinen Geist zu sehen. Aber es war nur sein Leib. Der Geist ist todt, und der Leib spukt noch auf der Erde, und er

ist unterdessen ziemlich fett geworden; an den dünnen spiritualistischen Beinen hatte sich wieder Fleisch angesetzt; es war sogar ein Bauch zu sehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder. Das sonst so feine greise Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neuesten Mode jenes Jahrs, in welchem Frau von Staël gestorben. Dabei lächelte er so veraltet süß, wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegte sich so jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine sonderbare Verjüngung mit ihm vorgegangen; er hatte gleichsam eine spaßhafte zweite Auflage seiner Jugend erlebt; er schien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu sein, und die Röthe seiner Wangen habe ich sogar in Verdacht, daſs sie keine Schminke war, sondern eine gesunde Ironie der Natur.

Mir war in diesem Augenblick, als sähe ich den seligen Molière am Fenster stehen, und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholisch-heitere Erscheinung. Alle Lächerlichkeit derselben ward mir auf einmal so ganz einleuchtend; ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darin enthalten war; ich begriff ganz den Lustspielcharakter jener fabelhaft ridikülen Personnage, die leider keinen großen Komiker gefunden hat, um sie

gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann gewesen, der eine solche Figur für das Theater Français bearbeiten konnte, er allein hatte das dazu nöthige Talent; — und Das ahnte Herr August Wilhelm Schlegel schon frühzeitig, und er hasste den Molière aus demselben Grunde, weshalb Napoleon den Tacitus gehasst hat. Wie Napoleon Bonaparte, der französische Cäsar, wohl fühlte, dass ihn der republikanische Geschichtschreiber ebenfalls nicht mit Rosenfarben geschildert hätte; so hatte auch Herr August Wilhelm Schlegel, der deutsche Osiris, längst geahnt, dass er dem Molière, dem großen Komiker, wenn Dieser jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon sagte von Tacitus, er sei der Verleumder des Tiberius, und Herr August Wilhelm Schlegel sagte von Molière, dass er gar kein Dichter, sondern nur ein Possenreißer gewesen sei.

Herr August Wilhelm Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majestät, Ludwig Philipp I., König der Franzosen*), mit dem Orden der Ehrenlegion dekoriert worden.

---

*) Die Worte: „von Sr. Majestät, Ludwig Philipp I., König der Franzosen" fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Der Moniteur hat bis jetzt noch gezögert, dieſe Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muſe der Komödie, hat ſie haſtig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

2.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigsten Schriftsteller der romantischen Schule. Für diese kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie sein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leier, sondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit wie der delphische Gott. Hatte er, gleich Diesem, irgend einen literarischen Marsyas erbärmlichst geschunden, dann griff er mit den blutigen Fingern wieder lustig in die goldenen Saiten seiner Leier und sang ein freudiges Minnelied.

Die poetische Polemik, die Herr Tieck in dramatischer Form gegen die Gegner der Schule führte,

gehört zu den außerordentlichsten Erscheinungen unserer Literatur. Es sind satirische Dramen, die man gewöhnlich mit den Lustspielen des Aristophanes vergleicht. Aber sie unterscheiden sich von diesen fast eben so wie eine Sophokleische Tragödie sich von einer Shakspeare'schen unterscheidet. Hatte nämlich die antike Komödie ganz den einheitlichen Zuschnitt, den strengen Gang und die zierlichst ausgebildete metrische Sprache der antiken Tragödie, als deren Parodie sie gelten konnte, so sind die dramatischen Satiren des Herrn Tieck ganz so abenteuerlich zugeschnitten, ganz so englisch unregelmäßig und so metrisch willkürlich wie die Tragödien des Shakspeare. War diese Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, sie existierte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italiänisch versteht, kann sich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'schen Dramen verschaffen, wenn er sich in die buntscheckig-bizarren, venetiänisch-phantastischen Märchen-Komödien des Gozzi noch etwas deutschen Mondschein hineinträumt. Sogar die meisten seiner Masken hat Herr Tieck diesem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach seinem Beispiel haben viele deutsche Dichter sich ebenfalls dieser Form bemächtigt, und wir erhielten Lustspiele, deren komische Wirkung nicht durch einen launigen

Charakter oder durch eine spaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, sondern die uns gleich unmittelbar in eine komische Welt versetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menschen sprechen und handeln, und wo Zufall und Willkür an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten ist. Dieses finden wir auch bei Aristophanes. Nur daſs Letzterer diese Form gewählt, um uns seine tiefsinnigsten Weltanschauungen zu offenbaren, wie z. B. in den „Vögeln," wo das wahnwitzigste Treiben der Menschen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichsten Schlösser zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den possierlichsten Fratzen dargestellt ist. Darum eben ist Aristophanes so groß, weil seine Weltansicht so groß war, weil sie größer, ja tragischer war als die der Tragiker selbst, weil seine Komödien wirklich „scherzende Tragödien" waren, denn z. B. Paisteteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in seiner lächerlichen Nichtigkeit dargestellt, sondern vielmehr er gewinnt die Basilea, die schöne wundermächtige Basilea, er steigt mit dieser himmlischen Gemahlin empor in seine Luftstadt, die Götter sind gezwungen, sich seinem Willen zu fügen, die Narrheit feiert ihre Vermählung mit der Macht, und das Stück schließt mit jubelnden Hymenäen.

Giebt es für einen vernünftigen Menschen etwas grauenhaft Tragischeres als dieser Narrensieg und Narrentriumph! So hoch aber verstiegen sich nicht unsere deutschen Aristophanesse; sie enthielten sich jeder höheren Weltanschauung; über die zwei wichtigsten Verhältnisse des Menschen, das politische und das religiöse, schwiegen sie mit großer Bescheidenheit; nur das Thema, das Aristophanes in den „Fröschen" besprochen, wagten sie zu behandeln; zum Hauptgegenstand ihrer dramatischen Satire wählten sie das Theater selbst, und sie satirisierten mit mehr oder minderer Laune die Mängel unserer Bühne.

Aber man muss auch den politisch unfreien Zustand Deutschlands berücksichtigen. Unsere Witzlinge müssen sich in Betreff wirklicher Fürsten aller Anzüglichkeiten enthalten, und für diese Beschränkung wollen sie daher an den Theaterkönigen und Koulissenprinzen sich entschädigen. Wir, die wir fast gar keine räsonnierende politische Journale besaßen, waren immer desto gesegneter mit einer Unzahl ästhetischer Blätter, die Nichts als müßige Märchen und Theaterkritiken enthielten, so dass, wer unsere Blätter sah, beinahe glauben musste, das ganze deutsche Volk bestände aus lauter schwatzenden Ammen und Theaterrecensenten. Aber man hätte uns doch Unrecht

gethan. Wie wenig solches klägliche Geschreibsel uns genügte, zeigte sich nach der Juliusrevolution, als es den Anschein gewann, dass ein freies Wort auch in unserem theuren Vaterland gesprochen werden dürfte. Es entstanden plötzlich Blätter, welche das gute oder schlechte Spiel der wirklichen Könige recensierten, und mancher derselben, der seine Rolle vergessen, wurde in der eigenen Hauptstadt ausgepfiffen. Unsere literarischen Scheherezaden, welche das Publikum, den plumpen Sultan, mit ihren kleinen Novellen einzuschläfern pflegten, mussten jetzt verstummen, und die Komödianten sahen mit Verwunderung, wie leer das Parterre war, wenn sie noch so göttlich spielten, und wie sogar der Sperrsitz des furchtbaren Stadtkritikers sehr oft unbesetzt blieb. Früherhin hatten sich die guten Bretterhelden immer beklagt, dass nur sie und wieder sie zum öffentlichen Gegenstand der Besprechung dienen müssten, und dass sogar ihre häuslichen Tugenden in den Zeitungen enthüllt würden. Wie erschraken sie, als es den Anschein gewann, dass am Ende gar nicht mehr von ihnen die Rede sein möchte!

In der That, wenn in Deutschland die Revolution ausbrach, so hatte es ein Ende mit Theater und Theaterkritik, und die erschreckten Novellendichter, Komödianten und Theaterrecensenten fürchteten mit

Recht, „daſs die Kunſt zu Grunde ginge.“ Aber das Entſetzliche iſt von unſerem Vaterlande durch die Weisheit und Kraft des Frankfurter Bundestages glücklich abgewendet worden; es wird hoffentlich keine Revolution in Deutſchland ausbrechen, vor der Guillotine und allen Schreckniſſen der Preſsfreiheit ſind wir bewahrt, ſogar die Deputiertenkammern, deren Konkurrenz den früher konceſſionierten Theatern ſo viel geſchadet, werden abgeſchafft, und die Kunſt iſt gerettet. Für die Kunſt wird jetzt in Deutſchland alles Mögliche gethan, namentlich in Preußen. Die Muſeen ſtrahlen in ſinnreicher Farbenluſt, die Orcheſter rauſchen, die Tänzerinnen ſpringen ihre ſüßeſten Entrechats, mit tauſend und einer Novelle wird das Publikum ergötzt, und es blüht wieder die Theaterkritik.

Juſtin erzählt in ſeinen Geſchichten: Als Cyrus die Revolte der Lydier geſtillt hatte, wuſſte er den ſtörrigen, freiheitſüchtigen Geiſt derſelben nur dadurch zu bezähmen, daſs er ihnen befahl, ſchöne Künſte und ſonſtige luſtige Dinge zu treiben. Von lydiſchen Emeuten war ſeitdem nicht mehr die Rede, deſto berühmter aber wurden lydiſche Reſtaurateure, Kuppler und Artiſten.

Wir haben jetzt Ruhe in Deutſchland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Haupt-

ſache; und da Herr Tieck in dieſen beiden Leiſtungen excelliert, ſo wird ihm von allen Freunden der Kunſt die gebührende Bewunderung gezollt. Er iſt in der That der beſte Novelliſt in Deutſchland. Jedoch alle ſeine erzählenden Erzeugniſſe ſind weder von derſelben Gattung noch von demſelben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterſcheiden. Seine erſte Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er ſchrieb damals nur auf Antrieb und Beſtellung eines Buchhändlers, welcher eben kein Anderer war als der ſelige Nicolai ſelbſt, der eigenſinnigſte Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Myſticismus und der Romantik. Nicolai war ein ſchlechter Schriftſteller, eine proſaiſche Perücke, und er hat ſich mit ſeiner Jeſuitenriecherei oft ſehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeborenen, wir müſſen doch eingeſtehen, daſs der alte Nicolai ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutſchen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit ſogar das ſchlimmſte Martyrthum, das Lächerlichwerden, nicht ſcheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte Herr Tieck früherhin in dem Hauſe dieſes Mannes, er wohnte eine Etage höher als

Nicolai, und die neue Zeit trampelte schon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in seiner ersten Manier schrieb, meistens Erzählungen und große lange Romane, worunter „William Lovell" der beste, sind sehr unbedeutend, ja sogar ohne Poesie. Es ist, als ob diese poetisch reiche Natur in der Jugend geizig gewesen sei, und alle ihre geistigen Reichthümer für eine spätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck selber nicht die Reichthümer seiner eignen Brust, und die Schlegel mussten diese erst mit der Wünschelruthe entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemüthes und seines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarsten Perlen, und vor Allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, wovon die romantischen Poeten damals so Viel gesagt und gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literarischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck musste für die Schule die schon erwähnten satirischen Lustspiele schreiben, und zugleich nach den neuen ästhetischen Recepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen. Das ist nun die zweite Manier des Herrn Ludwig Tieck. Seine empfehlenswerthesten

dramatischen Produkte in dieser Manier sind „der Kaiser Octavian," „die heilige Genofeva" und „der Fortunat," drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet sind. Diese alten Sagen, die das deutsche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen kostbaren Gewanden gekleidet. Aber ehrlich gestanden, ich liebe sie mehr in der alten naiven, treuherzigen Form. So schön auch die Tieck'sche Genofeva ist, so habe ich doch weit lieber das alte, zu Köln am Rhein sehr schlecht gedruckte Volksbuch mit seinen schlechten Holzschnitten, worauf aber gar rührend zu schauen ist, wie die arme nackte Pfalzgräfin nur ihre langen Haare zur keuschen Bedeckung hat, und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirschkuh saugen lässt.

Weit kostbarer noch als jene Dramen sind die Novellen, die Herr Tieck in seiner zweiten Manier geschrieben. Auch diese sind meistens den alten Volkssagen nachgebildet. Die vorzüglichsten sind: „Der blonde Eckbert" und „Der Runenberg." In diesen Dichtungen herrscht eine geheimnisvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständnis mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leser fühlt sich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdischen Quellen melodisch rauschen;

er glaubt manchmal im Geflüſter der Bäume ſeinen eigenen Namen zu vernehmen; die breitblättrigen Schlingpflanzen umſtricken manchmal beängſtigend ſeinen Fuß; wildfremde Wunderblumen ſchauen ihn an mit ihren bunten ſehnſüchtigen Augen; unſichtbare Lippen küſſen ſeine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachſen klingend empor am Fuße der Bäume; große ſchweigende Vögel wiegen ſich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; Alles athmet, Alles lauſcht, Alles iſt ſchauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein ſchönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Und dieſes ſchöne Fräulein iſt ſo ſchön, ſo blond, ſo veilchenäugig, ſo lächelnd und zugleich ſo ernſthaft, ſo wahr und zugleich ſo ironiſch, ſo keuſch und zugleich ſo ſchmachtend wie die Phantaſie unſeres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, ſeine Phantaſie iſt ein holdſeliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem ſeltenen Einhorn, das ſich nur von einer reinen Jungfrau fangen läſſt.

Eine merkwürdige Veränderung begiebt ſich aber jetzt mit Herrn Tieck, und dieſe bekundet ſich in

seiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst aus schwärmerischem Eifer sich in den Schoß der katholischen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudalistisches Mittelalter athmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzensergießung liebte, Dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Sebstbewusstsein verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethe's ist darin sichtbar, sowie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethe's erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegel'schen Schule nicht gelungen, den Goethe zu sich heranzuziehen, so sehen wir jetzt, wie diese Schule, repräsentiert von Herrn Ludwig Tieck, zu Goethe überging. Dies mahnt an eine mahomedanische Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge gesagt: Berg, komm zu mir! Aber der

Berg kam nicht. Und siehe! das größere Wunder geschah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck ist geboren zu Berlin, den 31. Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er sich zu Dresden niedergelassen, wo er sich meistens mit dem Theater beschäftigte, und er, welcher in seinen früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beständig persifflirt hatte, er selber wurde jetzt königlich-sächsischer Hofrath. Der liebe Gott ist doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es ist jetzt ein sonderbares Misverhältnis eingetreten zwischen dem Verstande und der Phantasie dieses Schriftstellers. Jener, der Tieck'sche Verstand, ist ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitssystem huldigt und Nichts von Schwärmerei wissen will; jene aber, die Tieck'sche Phantasie, ist noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Diese Beiden führen eine kuriose Ehe, und es ist manchmal betrübsam zu schauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in seiner Wirthschaft oder gar in seinem Käseladen behilflich sein soll. Manchmal aber des Nachts, wenn der Herr Gemahl mit seiner baumwollnen Mütze über dem

Kopfe ruhig ſchnarcht, erhebt die edle Dame ſich von dem ehelichen Zwangslager, und beſteigt ihr weißes Roſs und jagt wieder luſtig, wie ſonſt, im romantiſchen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs der Tieck'ſche Verſtand in ſeinen jüngſten Novellen noch grämlicher geworden, und daſs zugleich ſeine Phantaſie von ihrer romantiſchen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten ſogar mit gähnendem Behagen im Ehebette liegen bleibt und ſich dem dürren Gemahle faſt liebevoll anſchließt.

Herr Tieck iſt jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Geſtalten ſchaffen, und aus ſeinem Herzen dringen Worte, die unſere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Weſen, etwas Unbeſtimmtes, Unſicheres, eine gewiſſe Schwächlichkeit iſt nicht bloß jetzt, ſondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieſer Mangel an entſchloſſener Kraft giebt ſich nur allzuſehr kund in Allem, was er that und ſchrieb. Wenigſtens in Allem, was er ſchrieb, offenbart ſich keine Selbſtändigkeit. Seine erſte Manier zeigt ihn als gar Nichts; ſeine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; ſeine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethe's. Seine Theaterkritiken,

die er unter dem Titel „Dramaturgische Blätter“ gesammelt, sind noch das Originalste, was er geliefert hat. Aber es sind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu schildern, lässt Shakspeare ihn auch im Gespräche mit den Komödianten als einen guten Theaterkritiker erscheinen.

Mit den ernsten Disciplinen hatte sich Herr Tieck nie sonderlich befasst. Er studierte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unserer vaterländischen Poesie. Den klassischen Studien soll er immer fremd geblieben sein, als ein echter Romantiker. Nie beschäftigte er sich mit Philosophie; diese scheint ihm sogar widerwärtig gewesen zu sein. Auf den Feldern der Wissenschaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Gerten, um mit ersteren die Nasen seiner Freunde, und mit letzteren die Rücken seiner Gegner zu regalieren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er sich nie abgegeben. Seine Schriften sind Blumensträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe ist es Cervantes, welchen Herr Tieck am meisten nachgeahmt. Die humoristische Ironie, ich könnte auch sagen: der ironische Humor dieser beiden modernen Dichter verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herrn Tieck's

dritter Manier. Ironie und Humor sind da so verschmolzen, daſs sie Ein und Dasselbe zu sein scheinen. Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Goethe'sche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters, und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur. Aber sie ist nur ein Zeichen unserer politischen Unfreiheit, und wie Cervantes zur Zeit der Inquisition zu einer humoristischen Ironie seine Zuflucht nehmen musste, um seine Gedanken anzudeuten, ohne den Familiaren des heiligen Offiz eine faſsbare Blöße zu geben, so pflegte auch Goethe im Tone einer humoristischen Ironie Dasjenige zu sagen, was er, der Staatsminister und Höfling, nicht unumwunden auszusprechen wagte. Goethe hat nie die Wahrheit verschwiegen, sondern, wo er sie nicht nackt zeigen durfte, hat er sie in Humor und Ironie gekleidet. Die Schriftsteller*), die unter Censur und Geisteszwang aller Art schmachten, und doch nimmermehr ihre Herzensmeinung verleugnen können, sind ganz besonders auf die ironische und humoristische Form angewiesen. Es ist der einzige

*) „Die ehrlichen Deutschen," steht in der ältesten deutschen und in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ausweg, welcher der Ehrlichkeit noch übrig geblieben, und in der humoristisch-ironischen Verstellung offenbart sich diese Ehrlichkeit noch am rührendsten. Dieses mahnt mich wieder an den wunderlichen Prinzen von Dänemark. Hamlet ist die ehrlichste Haut von der Welt. Seine Verstellung dient nur, um die Dehors zu ersetzen; er ist wunderlich, weil Wunderlichkeit die Hofetikette doch immer minder verletzt als eine dreinschlagende offene Erklärung. In allen seinen humoristisch-ironischen Späßen lässt er immer absichtlich durchschauen, dass er sich nur verstellt; in Allem, was er thut und sagt, ist seine wirkliche Meinung ganz sichtbar für Jeden, der sich auf Sehen versteht, und gar für den König, dem er die Wahrheit zwar nicht offen sagen kann (denn dazu ist er zu schwach), dem er sie aber keineswegs verbergen will. Hamlet ist durch und durch ehrlich; nur der ehrlichste Mensch konnte sagen: „Wir sind alle Betrüger," und indem er sich wahnsinnig stellt, will er uns ebenfalls nicht täuschen, und er ist sich innerlich bewusst, dass er wirklich wahnsinnig ist.

Ich habe nachträglich noch zwei Arbeiten des Herrn Tieck zu rühmen, wodurch er sich ganz besonders den Dank des deutschen Publikums erworben. Das sind seine Übersetzung einer Reihe englischer

Dramen aus der vorshakspeare'schen Zeit und seine Übersetzung des „Don Quixote."

Unter den genannten Dramen tragen einige denselben Titel und behandeln denselben Stoff wie Shakspeare'sche Stücke. Wir finden dort sogar dieselbe Intrigue, dieselbe Scenenfolge, mit einem Wort die ganze Shakspeare'sche Tragödie, ausgenommen die Poesie. Einige Kommentatoren haben gemeint, Dies seien die ersten Entwürfe des großen Dichters, gleichsam seine dramatischen Cartons, und wenn ich nicht irre, hat Herr Tieck selbst behauptet, der „König Johann," eines dieser alten Stücke, sei eine Arbeit Shakspeare's, so zu sagen ein Präludium zu dem großen Meisterwerk, das wir unter diesem Titel kennen. Aber Das ist ein Irrthum. Diese Tragödien sind nichts Anders als jene veralteten Stücke, welche Shakspeare, wie wir wissen, ganz oder theilweise nach den Bedürfnissen der Theaterdirektoren überarbeitete. Letztere zahlten ihm für eine solche Arbeit zwölf bis sechzehn Shillinge. Ja, ein armer Überarbeiter fremder Dramen wiegt die stolzesten Literaturkönige der Gegenwart auf!

Der andere große Dichter, Miguel de Cervantes, spielte eine nicht minder bescheidene Rolle in der realen Welt. Diese beiden Männer, der Verfasser des „Hamlet" und der Verfasser des „Don Qui-

xote," sind die größten Dichter, welche die Neuzeit hervorgebracht hat*).

Die Übersetzung des „Don Quixote" ist Herrn Tieck ganz besonders gelungen; Keiner hat die närrische Grandezza des ingeniosen Hidalgo von La Mancha so gut begriffen und so treu wiedergegeben, wie unser vortrefflicher Tieck**). Das Buch liest

---

*) Hier folgt in den französischen Ausgaben das sechzehnte Kapitel der „Stadt Lucca" (Sämmtl. Werke, Bd. II., S. 406—409; vgl. auch das Vorwort des Herausgebers zum ersten Bande, S. XXXVI), eingeleitet durch die Worte: „Aber Cervantes übt auf mich, noch mehr als der süße William, einen unbeschreiblichen Zauber. Ich liebe ihn bis zu Thränen. Diese Liebe datiert schon von sehr langer Zeit her."

Der Herausgeber.

**) Hier fand sich in den früheren deutschen Ausgaben nachstehende Passage, welche ich den französischen Ausgaben folgend, an den Schluß dieses Abschnittes stellen mußte, um die obigen Ergänzungen gehörigen Orts anbringen zu können: „Spaßhaft genug ist es, daß gerade die romantische Schule uns die beste Übersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt wird. Denn diese Schule war ja von demselben Wahnsinn befangen, der auch den edlen Manchaner zu allen seinen Narrheiten begeisterte; auch sie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder restaurieren; auch sie wollte eine abgestorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cervantes Saavedra in seinem närrischen Heldengedichte

sich fast wie ein deutsches Original; und neben „Hamlet“ und „Faust“ bildet es vielleicht die Lieblingslektüre der Deutschen. Das macht, in diesen beiden staunenswerthen und tiefsinnigen Werken haben wir, wie im „Don Quixote,“ die Tragödie unseres eigenen Nichts wiedergefunden. Die deutschen Jünglinge lieben „Hamlet,“ weil sie fühlen, dass „die Zeit aus den Fugen gegangen ist.“ Sie seufzen in demselben Athem, dass sie berufen sind, sie wieder einzurenken; sie empfinden zu derselben Zeit ihre unglaubliche Schwäche, und declamieren von „Sein oder Nichtsein.“ Die reifen Männer lieben dagegen mehr den „Faust.“ Ihr Seelenzustand zieht sie zu dem kühnen Forscher, der einen Pakt mit der Geisterwelt schließt und keine Furcht vor dem Teufel hat. Diejenigen aber, welche erkannt haben, dass Alles eitel ist, dass alle menschlichen Anstrengungen vergeblich sind, geben dem Roman des Cervantes den Vorzug; sie sehen darin eine Persifflage jeder Begeisterung, und all' unsere jetzigen Ritter, welche für eine Idee kämpfen und leiden, erscheinen ihnen als eben so viele Don Quixote.

---

auch andere Ritter persifflieren wollen, nämlich alle Menschen, die für irgend eine Idee kämpfen und leiden? Hat er wirklich in seinem langen, dürren Ritter“ ꝛc.

Der Herausgeber.

Hat Miguel de Cervantes geahnt, welche Anwendung eine spätere Zeit von seinem Werke machen würde? Hat er wirklich in seinem langen, dürren Ritter die idealische Begeisterung überhaupt, und in dessen dickem Schildknappen den realen Verstand parodieren wollen? Immerhin, Letzterer spielt jedenfalls die lächerlichere Figur; denn der reale Verstand mit allen seinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern muss dennoch auf seinem ruhigen Esel hinter der Begeisterung einhertrottieren; trotz seiner bessern Einsicht muss er und sein Esel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter so oft zustößt; ja, die ideale Begeisterung ist von so gewaltig hinreißender Art, dass der reale Verstand, mitsammt seinen Eseln, ihr immer unwillkürlich nachfolgen muss.

Oder hat der tiefsinnige Spanier noch tiefer die menschliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Gestalt des Don Quixote unseren Geist und in der Gestalt des Sancho Pansa unseren Leib allegorisiert und das ganze Gedicht wäre alsdann nichts Anders als ein großes Mysterium, wo die Frage über den Geist und die Materie in ihrer gräßlichsten Wahrheit diskutiert wird? So Viel sehe ich in dem Buche, dass der arme, materielle Sancho für die spirituellen Don Quixoterien sehr Viel leiden muss, dass er für die nobelsten Absichten seines Herrn

sehr oft die ignobelsten Prügel empfängt, und dass er immer verständiger ist als sein hochtrabender Herr; denn er weiß, dass Prügel sehr schlecht, die Würstchen einer Olla-Potrida aber sehr gut schmecken. Wirklich, der Leib scheint oft mehr Einsicht zu haben als der Geist, und der Mensch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen als mit dem Kopf.

Hat aber der alte Cervantes nur beabsichtigt, in seinem „Don Quixote“ die Narren zu schildern, welche das mittelalterliche Ritterthum restaurieren, eine abgestorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen wollten, so ist es eine spaßhafte Ironie des Zufalls, dass gerade die romantische Schule uns die beste Übersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt wird.

3.

Unter den Verrücktheiten der romantischen Schule in Deutschland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preisen des Jakob Böhme eine besondere Erwähnung. Dieser Name war gleichsam das Schiboleth dieser Leute. Wenn sie den Namen Jakob Böhme aussprachen, dann schnitten sie ihre tiefsinnigsten Gesichter. War das Ernst oder Spaß*)?

Jener Jakob Böhme war ein Schuster, der Anno 1575 zu Wörlitz in der Oberlausitz das Licht der Welt erblickt und eine Menge theosophischer Schriften hinterlassen hat. Diese sind in deutscher Sprache geschrieben, und waren daher unsern

*) Dieser Satz und die beiden nachfolgenden Sätze fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Romantikern um so zugänglicher. Ob jener sonderbare Schuster ein so ausgezeichneter Philosoph gewesen ist, wie viele deutsche Mystiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht gelesen; ich bin aber überzeugt, dass er keine so guten Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski. Die Schuster spielen überhaupt eine Rolle in unserer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuster, welcher im Jahre 1454 zu Nüremberg geboren ist, und dort sein Leben verbracht, ward von der romantischen Schule als einer unserer besten Dichter gepriesen. Ich habe ihn gelesen, und ich muss gestehen, dass ich zweifle, ob Herr Sakoski jemals so gute Verse gemacht hat wie unser alter, vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herren Schelling's Einfluss auf die romantische Schule habe ich bereits angedeutet. Da ich ihn später besonders besprechen werde, kann ich mir hier seine ausführliche Beurtheilung ersparen. Jedenfalls verdient dieser Mann unsere größte Aufmerksamkeit. Denn in früherer Zeit ist durch ihn in der deutschen Geisterwelt eine große Revolution entstanden, und in späterer Zeit hat er sich so verändert, dass die Unerfahrnen in die größten Irrthümer gerathen, wenn sie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechseln möchten. Der frühere

Schelling war ein kühner Protestant, der gegen den Fichte'schen Idealismus protestierte. Dieser Idealismus war ein sonderbares System, das besonders einem Franzosen befremdlich sein muss. Denn während in Frankreich eine Philosophie aufkam, die den Geist gleichsam verkörperte, die den Geist nur als eine Modifikation der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrschend geworden, erhob sich in Deutschland eine Philosophie, die ganz im Gegentheil nur den Geist als etwas Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modifikation des Geistes erklärte, die sogar die Existenz der Materie leugnete. Es schien fast, der Geist habe jenseits des Rheins Rache gesucht für die Beleidigung, die ihm diesseits des Rheins widerfahren. Als man den Geist hier in Frankreich leugnete, da emigrierte er gleichsam nach Deutschland und leugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieser Beziehung als den Herzog von Braunschweig des Spiritualismus betrachten, und seine idealistische Philosophie wäre Nichts als ein Manifest gegen den französischen Materialismus. Aber diese Philosophie, die wirklich die höchste Spitze des Spiritualismus bildet, konnte sich eben so wenig erhalten, wie der krasse Materialismus der Franzosen, und Herr Schelling war der Mann, welcher

mit der Lehre auftrat, daſs die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, nicht bloß in unſerem Geiſte, ſondern auch in der Wirklichkeit exiſtiere, daſs unſere Anſchauung von den Dingen identiſch ſei mit den Dingen ſelbſt. Dieſes iſt nun die Schelling'ſche Identitätslehre, oder, wie man ſie auch nennt, die Naturphiloſophie.

Solches geſchah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdeſſen aber erſchien Hegel auf dem philoſophiſchen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten faſt Nichts ſchrieb, wurde verdunkelt, ja er gerieth in Vergeſſenheit und behielt nur noch eine literarhiſtoriſche Bedeutung. Die Hegel'ſche Philoſophie ward die herrſchende, Hegel ward Souverän im Reiche der Geiſter, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatiſierter Philoſoph, wandelte trübſelig umher unter den anderen mediatiſierten Herren zu München. Da ſah ich ihn einſt, und hätte ſchier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er ſprach, war noch das Allerjämmerlichſte, es war ein neidiſches Schmähen auf Hegel, der ihn ſupplantiert. Wie ein Schuſter über einen andern Schuſter ſpricht, den er beſchuldigt, er habe ſein Leder geſtohlen und Stiefel daraus gemacht, ſo hörte ich Herrn Schel-

ling, als ich ihn zufällig mal sah, über Hegel sprechen, über Hegel, welcher ihm „seine Ideen genommen;“ und „meine Ideen sind es, die er genommen,“ und wieder „meine Ideen“ war der beständige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, sprach der Schuster Jakob Böhme einst wie ein Philosoph, so spricht der Philosoph Schelling jetzt wie ein Schuster.

Nichts ist lächerlicher als das reklamierte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich sehr viele Schelling'sche Ideen zu seiner Philosophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit diesen Ideen Etwas anzufangen gewusst. Er hat immer nur philosophiert, aber nimmermehr eine Philosophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, dass Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm selber. Wenn man den Spinoza einst aus seiner starren, altcartesianischen, mathematischen Form erlöst und ihn dem großen Publikum zugänglicher macht, dann wird sich vielleicht zeigen, dass er mehr als jeder Andere über Ideendiebstahl klagen dürfte. Alle unsere heutigen Philosophen, vielleicht oft ohne es zu wissen, sehen sie durch die Brillen, die Baruch Spinoza geschliffen hat*).

*) Statt der letzten drei Absätze findet sich in den französischen-Ausgaben folgende Stelle: „Von der philosophischen

Miſsgunſt und Neid hat Engel zum Falle gebracht, und es iſt leider nur zu gewiſs, daſs Unmuth wegen Hegel's immer ſteigendem Anſehen den armen Herren Schelling dahin geführt, wo wir ihn jetzt ſehen, nämlich in die Schlingen der katholiſchen Propaganda*), deren Hauptquartier zu München. Herr Schelling verrieth die Philoſophie an die katholiſche Religion. Alle Zeugniſſe ſtimmen hierin überein, und es war längſt vorauszuſehen, daſs es dazu kommen muſſte. Aus dem Munde einiger Machthaber zu München hatte ich ſo oft die Worte gehört, „man müſſe den Glauben verbinden mit dem Wiſſen." Dieſe Phraſe war unſchuldig wie die Blume, und dahinter lauerte die Schlange. Jetzt weiß ich, was ihr gewollt habt. Herr Schelling muſs jetzt dazu dienen, mit allen Kräften ſeines Geiſtes die katholiſche Religion zu

---

Bedeutung des Herrn Schelling habe ich ſchon geſprochen; ich habe ſeine ehemalige Herrlichkeit aufgezeigt, und ich muſſte leider auch ſeinen jetzigen Zuſtand, ſeine bedauernswerthe Alliance mit der Partei der Vergangenheit, den Fall dieſer philoſophiſchen Größe berichten."

Der Herausgeber.

*) „jener traurigen Propaganda" ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

rechtfertigen, und Alles, was er unter dem Namen Philoſophie jetzt lehrt, iſt nichts Anders als eine Rechtfertigung des Katholicismus. Dabei ſpeculierte man noch auf den Nebenvortheil, daſs der gefeierte Name die weisheitsdürſtende deutſche Jugend nach München lockt, und die jeſuitiſche Lüge im Gewande der Philoſophie ſie deſto leichter bethört. Andächtig kniet dieſe Jugend nieder vor dem Manne, den ſie für den Hoheprieſter der Wahrheit hält, und arglos empfängt ſie aus ſeinen Händen die vergiftete Hoſtie.

Unter den Schülern des Herren Schelling nennt Deutſchland in beſonders rühmlicher Weiſe den Herren Steffens, der jetzt Profeſſor der Philoſophie in Berlin. Er lebte zu Jena, als die Schlegel dort ihr Weſen trieben, und ſein Name erklingt häufig in den Annalen der romantiſchen Schule. Er hat ſpäterhin auch einige Novellen geſchrieben, worin viel Scharfſinn und wenig Poeſie zu finden iſt. Bedeutender ſind ſeine wiſſenſchaftlichen Werke, namentlich ſeine Anthropologie. Dieſe iſt voll originaler Ideen. Von dieſer Seite iſt ihm weniger Anerkennung zu Theil geworden, als er wohl verdiente. Andere haben die Kunſt verſtanden, ſeine Ideen zu bearbeiten, und ſie als die ihrigen ins Publikum zu bringen. Herr Steffens durfte mehr als ſein

Meiſter ſich beklagen, daſs man ihm ſeine Ideen entwendet. Unter ſeinen Ideen gab es aber eine, die ſich Keiner zugeeignet hat, und es iſt ſeine Hauptidee, die erhabene Idee, „Henrik Steffens, geboren den 2. Mai 1773 zu Stavanger bei Drontheim in Norweg ſei der größte Mann ſeines Jahrhunderts.“

Seit den letzten Jahren iſt dieſer Mann in die Hände der Pietiſten gerathen, und ſeine Philoſophie iſt jetzt Nichts als ein weinerlicher, lauwarm wäſſrichter Pietismus.

Ein ähnlicher Geiſt iſt Herr Joſeph Görres, deſſen ich ſchon mehrmals erwähnt, und der ebenfalls zur Schelling'ſchen Schule gehört. Er iſt in Deutſchland bekannt unter dem Namen: „der vierte Alliierte.“ So hatte ihn nämlich einſt ein franzöſiſcher Journaliſt genannt, im Jahr 1814, als er, beauftragt von der heiligen Alliance, den Haſs gegen Frankreich predigte. Von dieſem Komplimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber in der That, Niemand vermochte ſo gewaltig wie er vermittelſt nationaler Erinnerungen den Haſs der Deutſchen gegen die Franzoſen zu entflammen; und das Journal, das er in dieſer Abſicht ſchrieb, „der rheiniſche Merkur,“ iſt voll von ſolchen Be-

schwörungsformeln, die, käme es wieder zum Kriege, noch immer einige Wirkung ausüben möchten. Seitdem kam Herr Görres fast in Vergessenheit. Die Fürsten hatten seiner nicht mehr nöthig und ließen ihn laufen. Als er deßhalb zu knurren anfing, verfolgten sie ihn sogar. Es ging ihnen wie den Spaniern auf der Insel Cuba, die im Kriege mit den Indianern ihre großen Hunde abgerichtet hatten, die nackten Wilden zu zerfleischen; als aber der Krieg zu Ende war, und die Hunde, die an Menschenblut Geschmack gefunden, jetzt zuweilen auch ihre Herren in die Waden bissen, da mussten Diese sich gewaltsam ihrer Bluthunde zu entledigen suchen. Als Herr Görres, von den Fürsten verfolgt, Nichts mehr zu beißen hatte, warf er sich in die Arme der Jesuiten; diesen dient er bis auf diese Stunde, und er ist eine Hauptstütze der katholischen Propaganda zu München. Dort sah ich ihn vor einigen Jahren in der Blüthe seiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium, das meistens aus katholischen Seminaristen bestand, hielt er Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte, und war schon bis zum Sündenfall gekommen. Welch ein schreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Alliierte ist jetzt dazu verdammt, den katholischen Seminaristen, der École polytechnique des Obsku-

rantismus*), jahraus, jahrein, tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrschte, wie in seinen Büchern, die größte Konfusion, die größte Begriff- und Sprachverwirrung, und nicht ohne Grund hat man ihn oft mit dem babylonischen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hunderttausend Gedanken sich abarbeiten und sich besprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern versteht. Manchmal schien der Lärm in seinem Kopfe ein wenig zu schweigen, und er sprach dann lang und langsam und langweilig, und von seinen mißmüthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe.

Wenn manchmal die alte demagogische Wildheit wieder in ihm erwachte und mit seinen mönchisch frommen Demuthsworten widerwärtig kontrastierte; wenn er christlich liebevoll wimmerte, während er blutdürstig wüthend hin und her sprang, dann glaubte man eine tonsurierte Hyäne zu sehen.

Herr Görres ist geboren zu Koblenz den 25. Januar 1776.

---

*) Dieser Zusatz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Die übrigen Partikularitäten seines Lebens, wie die des Lebens der meisten seiner Genossen, bitte ich mir zu erlassen. Ich habe vielleicht in der Beurtheilung seiner Freunde, der beiden Schlegel, die Grenze überschritten, wie weit man das Leben dieser Leute besprechen darf.

Ach! wie betrübsam ist es, wenn man nicht bloß jene Dioskuren, sondern wenn man überhaupt die Sterne unserer Literatur in der Nähe betrachtet! Die Sterne des Himmels erscheinen uns aber vielleicht deßhalb so schön und rein, weil wir weit von ihnen entfernt stehen und ihr Privatleben nicht kennen. Es giebt gewiß dort oben ebenfalls manche Sterne, welche lügen und betteln; Sterne, welche heucheln; Sterne, welche gezwungen sind, alle möglichen Schlechtigkeiten zu begehen; Sterne, welche sich einander küssen und verrathen; Sterne, welche ihren Feinden und, was noch schmerzlicher ist, sogar ihren Freunden schmeicheln, eben so gut wie wir hier unten. Jene Kometen, die man dort oben manchmal, wie Mänaden des Himmels, mit aufgelöstem Strahlenhaar umherschweifen sieht, Das sind vielleicht liederliche Sterne, die am Ende sich reuig und devot in einen obskuren Winkel des Firmaments verkriechen und die Sonne hassen.

Ich habe hier nur von zwei Schülern des Herrn Schelling geredet, welche sich bei dieser Bewegung der Romantik hervorthaten; indeſs sind sie keineswegs die bedeutendsten Köpfe der Schule des ehemaligen Schelling. Um jedem Irrthum vorzubeugen, will ich beiläufig erwähnen, daſs die Herren Oken und Franz Baader all' ihren lebenden Schulgenoſſen überlegen sind. Ersterer, der treffliche Oken, ist der ursprünglichen Lehre seines Meisters treu geblieben; der Andere, Herr Baader, hat sich leider zu sehr dem Mysticismus ergeben; doch glaube ich nicht, daſs er, wie man munkelt, sich tief in das ultramontane Ränkespiel eingelaſſen hat. Er hält sich noch ziemlich fern von der frommen Münchener Sippschaft, welche die Religion durch die Philoſophie retten will.

Indem ich hier von deutschen Philoſophen gesprochen, kann ich nicht umhin einen Irrthum zu berichtigen, den ich in Betreff der deutschen Philoſophie hier in Frankreich allzusehr verbreitet finde. Seit nämlich einige Franzoſen sich mit der Schelling'schen und Hegel'schen Philoſophie beschäftigt die Reſultate ihrer Studien in französischer Sprache mitgetheilt, auch wohl auf französische Verhältniſse angewendet; seitdem klagen die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit, daſs man aus Deutsch-

land die aberwitzigsten Träumereien und Sophismen einführe, womit man die Geister zu verwirren, und jede Lüge und jeden Despotismus mit dem Scheine der Wahrheit und des Rechts zu umkleiden verstünde. Mit einem Worte, diese edlen, für die Interessen des Liberalismus besorgten Leute klagen über den schädlichen Einfluss der deutschen Philosophie in Frankreich. Aber der armen deutschen Philosophie geschieht Unrecht*). Denn erstens ist Das keine deutsche Philosophie, was den Franzosen bisher unter diesem Titel, namentlich von Herrn Viktor Cousin, präsentiert worden. Herr Cousin hat sehr viel geistreiches Wischiwaschi, aber keine deutsche Philosophie vorgetragen. Zweitens, die eigentliche deutsche Philosophie ist die, welche ganz unmittelbar aus Kant's Kritik der reinen Vernunft hervorgegangen und, den Charakter dieses Ursprungs bewahrend, sich wenig um politische oder religiöse Verhältnisse, desto mehr aber um die letzten Gründe aller Erkenntnis bekümmerte.

---

*) Der Schluss dieses Absatzes lautet in der ältesten deutschen Ausgabe: „Dieser Name gebührt eigentlich nur den Forschungen über die letzten Gründe aller Erkenntnis und alles Seins, wie Solches bis vor dem Auftreten des Herren Schelling das eigentliche Thema der deutschen Philosophen gewesen. Kant's „Kritik der reinen Vernunft" war die Blüthe dieser deutschen Philosophie." Der Herausgeber.

Es ist wahr, die metaphysischen Systeme der meisten deutschen*) Philosophen glichen nur allzu sehr bloßem Spinnweb. Aber was schadete Das? Konnte doch der Jesuitismus dieses Spinnweb nicht zu seinen Lügennetzen benutzen, und konnte doch eben so wenig der Despotismus seine Stricke daraus drehen, um die Geister zu binden. Nur**) seit Schelling verlor die deutsche Philosophie diesen dünnen, aber harmlosen Charakter***). Unsere Philosophen kritisierten seitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntnisse und des Seins überhaupt, sie schwebten nicht mehr in idealistischen Abstraktionen, sondern sie suchten Gründe, um das Vorhandene zu rechtfertigen, sie wurden Justifikatoren Dessen, was da ist. Während unsere früheren Philosophen arm und entsagend in kümmerlichen Dachstübchen hockten und ihre Systeme ausgrübelten, stecken unsere jetzigen Philosophen in der brillanten Livrée der Macht, sie

*) „der meisten vorschellingschen" steht in der ältesten deutschen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „Jedoch" steht in der ältesten deutschen Ausgabe.

Der Herausgeber.

***) In der ältesten deutschen Ausgabe folgen hier noch die Worte: „sie ist ganz wesentlich verändert, und sie ist ganz etwas Anders als eine deutsche Philosophie."

Der Herausgeber.

wurden Staatsphiloſophen, nämlich ſie erſannen philoſophiſche Rechtfertigungen aller Intereſſen des Staates, worin ſie ſich angeſtellt befanden. Z. B. Hegel, Profeſſor in dem proteſtantiſchen Berlin, hat in ſeinem Syſteme auch die ganze evangeliſch-proteſtantiſche Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Profeſſor in dem katholiſchen München, juſtificiert jetzt in ſeinen Vorleſungen ſelbſt die extravaganteſten Lehrſätze der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Kirche*).

Ja, wie einſt die alexandriniſchen Philoſophen allen ihren Scharfſinn aufgeboten, um durch allegoriſche Auslegungen die ſinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, ſo verſuchen unſere deutſchen Philoſophen etwas Ähnliches für die Religion Chriſti**). Es kümmert uns wenig, zu unterſuchen, ob dieſe Philoſophen einen uneigennützigen Zweck haben; ſehen wir ſie aber in Verbindung mit der Partei der Prieſter, deren materielle Intereſſen mit der Erhaltung des

*) Die beiden letzten Abſätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „Für die moderne Religion" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Katholicismus verknüpft sind, so nennen wir sie Jesuiten. Sie mögen sich aber nicht einbilden, daſs wir sie mit den älteren Jesuiten verwechseln. Diese waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O der schwächlichen Zwerge, die da wähnen, sie würden die Schwierigkeiten besiegen, woran sogar jene schwarzen Riesen gescheitert! Nie hat der menschliche Geist größere Kombinationen ersonnen als die, wodurch die alten Jesuiten den Katholicismus zu erhalten suchten. Aber es gelang ihnen nicht, weil sie nur für die Erhaltung des Katholicismus und nicht für den Katholicismns selbst begeistert waren. An letzterem an und für sich war ihnen eigentlich nicht viel gelegen; daher profanierten sie zuweilen das katholische Princip selbst, um es nur zur Herrschaft zu bringen; sie verständigten sich mit dem Heidenthum, mit den Gewalthabern der Erde, beförderten deren Lüste, wurden Mörder und Handelsleute, und, wo es darauf ankam, wurden sie sogar Atheisten. Aber vergebens gewährten ihre Beichtiger die freundlichsten Absolutionen und buhlten ihre Kasuisten mit jedem Laster und Verbrechen. Vergebens haben sie mit den Laien in Kunst und Wissenschaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz sichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künstler,

und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder schaffen. Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut; aber in ihren Gedichten weht kein freier Geist, sondern seufzt nur der zitternde Gehorsam für die Oberen des Ordens; und gar in ihren Bauwerken sieht man nur eine ängstliche Unfreiheit, steinerne Schmiegsamkeit, Erhabenheit auf Befehl. Mit Recht sagte einst Barrault: „Die Jesuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und sie zogen den Himmel herab zur Erde.“ Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

Lassen wir die Jesuiten in ihren Gräbern, und zucken wir mitleidig die Achseln beim Anblick der neuen Jesuiten! Jene sind todt, und Diese sind nur die Würmer, welche ihren Leichnamen entkriechen. Sie gleichen den alten Jesuiten so wenig, wie der heutige Herr Schelling dem Schelling von ehemals gleicht.

Herr Schelling ist geboren den 27. Januar 1775 in Würtemberg.

4.

Über das Verhältnis des Herrn Schelling zur romantiſchen Schule habe ich nur wenig' Andeutungen geben können. Sein Einfluſs war meiſtens perſönlicher Art. Dann iſt auch, ſeit durch ihn die Naturphiloſophie in Schwung gekommen, die Natur viel ſinniger von den Dichtern aufgefaſſt worden. Die Einen verſenkten ſich mit allen ihren menſchlichen Gefühlen in die Natur hinein; die Anderen hatten einige Zauberformeln ſich gemerkt, womit man etwas Menſchliches aus der Natur hervorſchauen und hervorſprechen laſſen konnte. Erſtere waren die eigentlichen Myſtiker und glichen in vieler Hinſicht den indiſchen Religioſen, die in der Natur aufgehen, und endlich mit der Natur in Gemeinſchaft zu fühlen beginnen. Die Anderen waren vielmehr Beſchwörer, ſie riefen mit eigenem Willen

sogar die feindlichen Geister aus der Natur hervor, sie glichen dem arabischen Zauberer, der nach Willkür jeden Stein zu beleben und jedes Leben zu versteinern weiß. Zu den Ersteren gehörte zunächst Novalis, zu den Anderen zunächst Hoffmann. Novalis sah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauschte das Gespräch der Pflanzen, er wusste das Geheimnis jeder jungen Rose, er identificierte sich endlich mit der ganzen Natur, und als es Herbst wurde und die Blätter abfielen, da starb er. Hoffmann hingegen sah überall nur Gespenster, sie nickten ihm entgegen aus jeder chinesischen Theekanne und jeder Berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menschen in Bestien verwandelte und diese sogar in königlich preußische Hofräthe; er konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben selbst stieß ihn von sich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, dass er selbst ein Gespenst geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein missgeschliffener Spiegel, worin er, tausendfältig verzerrt, nur seine eigne Todtenlarve erblickte; und seine Werke sind nichts Anders als ein entsetzlicher Angstschrei in zwanzig Bänden.

Hoffmann gehört nicht zu der romantischen Schule. Er stand in keiner Berührung mit den

Schlegeln, und noch viel weniger mit ihren Tendenzen. Ich erwähnte seiner hier nur im Gegensatz zu Novalis, der ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule ist. Novalis ist hier minder bekannt als Hoffmann, welcher von Loeve-Veimars in einem so vortrefflichen Anzuge dem französischen Publikum vorgestellt worden und dadurch in Frankreich eine große Reputation erlangt hat. Bei uns in Deutschland ist jetzt Hoffmann keineswegs en vogue, aber er war es früher. In seiner Periode wurde er viel gelesen, aber nur von Menschen, deren Nerven zu stark oder zu schwach waren, als daſs sie von gelinden Akkorden afficiert werden konnten. Die eigentlichen Geistreichen und die poetischen Naturen wollten Nichts von ihm wissen. Diesen war der Novalis viel lieber. Aber ehrlich gestanden, Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis. Denn Letzterer mit seinen idealischen Gebilden schwebt immer in der blauen Luft, während Hoffmann mit allen seinen bizarren Fratzen sich doch immer an der irdischen Realität festklammert. Wie aber der Riese Antäus unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob, so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verlässt, und

er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt.

Die große Ähnlichkeit zwischen beiden Dichtern besteht wohl darin, dass ihre Poesie eigentlich eine Krankheit war. In dieser Hinsicht hat man geäußert, dass die Beurtheilung ihrer Schriften nicht das Geschäft des Kritikers, sondern des Arztes sei. Der Rosenschein in den Dichtungen des Novalis ist nicht die Farbe der Gesundheit, sondern der Schwindsucht, und die Purpurgluth in Hoffmann's Phantasiestücken ist nicht die Flamme des Genies, sondern des Fiebers.

Aber haben wir ein Recht zu solchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzusehr mit Gesundheit gesegnet sind? Und gar jetzt, wo die Literatur wie ein großes Lazareth aussieht? Oder ist die Poesie vielleicht*) eine Krankheit des Menschen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsstoff ist, woran das arme Austerthier leidet?

Novalis wurde geboren den 2. Mai 1772. Sein eigentlicher Name ist Hardenberg. Er liebte eine junge Dame, die an der Schwindsucht litt und an diesem Übel starb. In Allem, was er schrieb,

*) „vielleicht selbst" steht in der ältesten deutschen und in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

weht diese trübe Geschichte, sein Leben war nur ein träumerisches Hinsterben, und er starb an der Schwindsucht im Jahr 1801, ehe er sein neunundzwanzigstes Lebensjahr und seinen Roman vollendet hatte. Dieser Roman ist in seiner jetzigen Gestalt nur das Fragment eines großen allegorischen Gedichtes, das, wie die göttliche Komödie des Dante, alle irdischen und himmlischen Dinge feiern sollte. Heinrich von Ofterdingen, der berühmte Dichter, ist der Held dieses Romans. Wir sehen ihn als Jüngling in Eisenach, dem lieblichen Städtchen, welches am Fuße, jener alten Wartburg liegt, wo schon das Größte, aber auch schon das Dümmste geschehen; wo nämlich Luther seine Bibel übersetzt, und einige alberne Deutschthümler den Gendarmeriekodex des Herrn Kamptz verbrannt haben. In dieser Burg ward auch einst jener Sängerkrieg geführt, wo unter andern Dichtern auch Heinrich von Ofterdingen mit Klingsohr von Ungerland den gefährlichen Wettstreit in der Dichtkunst gesungen, den uns die Manessische Sammlung aufbewahrt hat. Dem Scharfrichter sollte das Haupt des Unterliegenden verfallen sein, und der Landgraf von Thüringen war Schiedsrichter. Bedeutungsvoll hebt sich nun die Wartburg, der Schauplatz seines späteren Ruhms, über die Wiege des Helden, und der Anfang des Romans von No-

valis zeigt ihn, wie gesagt, in dem väterlichen Hause zu Eisenach. „Die Eltern liegen schon und schlafen, die Wanduhr schlägt ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern saust der Wind; abwechselnd wird die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.

„Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst, fernab liegt mir alle Habsucht; aber die blaue Blume sehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinne, und ich kann nichts Anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen; es ist als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert? und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume habe ich damals nie gehört.“

Mit solchen Worten beginnt „Heinrich von Ofterdingen,“ und überall in diesem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll ist es, dass selbst die fabelhaftesten Personen in diesem Buche uns so bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten schon recht trau-

lich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, ſelbſt Sophia trägt ſo wohlbekannte Geſichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen ins Gedächtnis, wo wir mit ihr auf und ab gegangen und heiter gekoſt. Aber das Alles liegt ſo dämmernd hinter uns wie ein halbvergeſſener Traum.

Die Muſe des Novalis war ein ſchlankes, weißes Mädchen mit ernſthaft blauen Augen, goldnen Hyacinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen rothen Muttermal an der linken Seite des Kinns. Ich denke mir nämlich als Muſe der Novalis'ſchen Poeſie eben daſſelbe Mädchen, das mich zuerſt mit Novalis bekannt machte, als ich den rothen Maroquinband mit Goldſchnitt, welcher den „Ofterdingen" enthielt, in ihren ſchönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues Kleid und hieß Sophia. Einige Stationen von Göttingen lebte ſie bei ihrer Schweſter, der Frau Poſtmeiſterin, einer heiteren, dicken, rothbäckigen Frau mit einem hohen Buſen, der mit ſeinen ausgezackten ſteifen Blonden wie eine Feſtung ausſah; dieſe Feſtung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine thätige, wirthſchaftliche, praktiſche Frau, und doch beſtand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmann'ſche Romane zu leſen. In Hoffmann fand ſie den Mann, der es verſtand, ihre

derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu ſetzen. Ihrer blaſſen, zarten Schweſter hingegen gab ſchon der Anblick eines Hoffmann'ſchen Buches die unangenehmſte Empfindung, und berührte ſie ein ſolches unverſehens, ſo zuckte ſie zuſammen. Sie war ſo zart wie eine Sinnpflanze, und ihre Worte waren ſo duftig, ſo reinklingend, und wenn man ſie zuſammenſetzte, waren es Verſe. Ich habe Manches, was ſie ſprach, aufgeſchrieben, und es ſind ſonderbare Gedichte, ganz in der Novalis'ſchen Weiſe, nur noch geiſtiger und verhallender. Eins dieſer Gedichte, das ſie zu mir ſprach, als ich Abſchied von ihr nahm, um nach Italien zu reiſen, iſt mir beſonders lieb. In einem herbſtlichen Garten, wo eine Illumination ſtattgefunden, hört man das Geſpräch zwiſchen dem letzten Lämpchen, der letzten Roſe und einem wilden Schwan. Die Morgennebel brechen jetzt heran, das letzte Lämpchen iſt erloſchen, die Roſe iſt entblättert, und der Schwan entfaltet ſeine weißen Flügel und fliegt nach Süden.

Es giebt nämlich im Hannövriſchen viele wilde Schwäne, die im Herbſt nach dem wärmeren Süden auswandern, und im Sommer wieder zu uns heimkehren. Sie bringen den Winter wahrſcheinlich in Afrika zu. Denn in der Bruſt eines todten Schwans fanden wir einmal einen Pfeil, welchen

Professor Blumenbach für einen afrikanischen erkannte. Der arme Vogel! mit dem Pfeil in der Brust war er doch nach dem nordischen Neste zurückgekehrt, um dort zu sterben. Mancher Schwan aber mag, von solchen Pfeilen getroffen, nicht im Stande gewesen sein, seine Reise zu vollenden, und er blieb vielleicht kraftlos zurück in einer brennenden Sandwüste, oder er sitzt jetzt mit ermatteten Schwingen auf irgend einer ägyptischen Pyramide und schaut sehnsüchtig nach dem Norden, nach dem kühlen Sommernest im Lande Hannover.

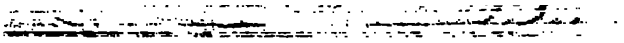
Als ich im Spätherbst 1828 aus dem Süden zurückkehrte (und zwar mit dem brennenden Pfeil in der Brust), führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Posthalterin, stieg ich ab, um Pferde zu wechseln. Ich hatte sie seit Jahr und Tag nicht gesehen, und die gute Frau schien sehr verändert. Ihr Busen glich noch immer einer Festung, aber einer geschleiften; die Bastionen rasiert, die zwei Hauptthürme nur hängende Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Postillon Pieper erfuhr, hatte sie sogar die Lust an den Hoffmann'schen Romanen verloren, und sie trank jetzt vor Schlafengehn desto mehr Branntewein. Das ist

auch viel einfacher; denn den Branntewein haben die Leute immer selbst im Hause, die Hoffmann'schen Romane hingegen mussten sie vier Stunden weit aus der Deuerlich'schen Lesebibliothek zu Göttingen holen lassen. Der Postillon Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei so sauer aussah, als habe er Essig gesoffen und sei davon ganz zusammengezogen. Als ich diesen Menschen nach der Schwester der Frau Posthalterin befragte, antwortete er: Mademoiselle Sophia wird bald sterben und ist schon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich musste ein Wesen sein, wovon sogar der saure Pieper sagte, sie sei ein Engel! Und er sagte Dieses, während er mit seinem hochbestiefelten Fuße das schnatternde und flatternde Federvieh fortscheuchte. Das Posthaus, einst lachend weiß, hatte sich eben so wie seine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerschlagene Wagen, und neben dem Misthaufen an einer Stange hing zum Trocknen ein durchnässter, scharlachrother Postillonsmantel. Mademoiselle Sophia stand oben am Fenster und las, und als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, dessen Einband von rothem Maroquin mit Goldschnitt, und es war wieder der Osterdingen von Novalis. Sie hatte also immer und

immer noch in dieſem Buche geleſen, und ſie hatte ſich die Schwindſucht herausgeleſen, und ſah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber ſie war jetzt von einer geiſtigen Schönheit, deren Anblick mich aufs ſchmerzlichſte bewegte. Ich nahm ihre beiden blaſſen, mageren Hände und ſah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte ſie endlich: Mademoiſelle Sophia, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich gut, antwortete ſie, und bald noch beſſer! und ſie zeigte zum Fenſter hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel unfern des Hauſes. Auf dieſem kahlen Hügel ſtand eine einzige ſchmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und Das bewegte ſich im Herbſtwind, nicht wie ein lebender Baum, ſondern wie das Geſpenſt eines Baumes.

Unter dieſer Pappel liegt jetzt Mademoiſelle Sophia, und ihr hinterlaſſenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldſchnitt, der Heinrich von Ofterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtiſch, und ich benutzte es bei der Abfaſſung dieſes Kapitels.

Drittes Buch.



1.

Kennt ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzellanenen Theekannen? Das ganze Land ist ein Raritätenkabinett, umgeben von einer unmenschlich langen Mauer und hunderttausend tartarischen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäischen Gelehrten fliegen darüber, und wenn sie sich dort sattsam umgesehen und wieder heimkehren, erzählen sie uns die köstlichsten Dinge von dem kuriosen Land und kuriosen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verschnörkelten Erscheinungen, abenteuerlichen Riesenblumen, Zwergbäumen, verschnitzelten Bergen, barock wollüstigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, ist dort eine eben so fabelhafte Karikatur wie der Mensch mit seinem spitzigen Zopfkopf, seinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Wesen und kindisch einsilbiger Sprache. Mensch und Natur können dort einander

nicht ohne innere Lachluſt anſehen. Sie lachen aber nicht laut, weil ſie beide viel zu civiliſiert höflich ſind; und um das Lachen zu unterdrücken, ſchneiden ſie die ernſthaft poſſierlichſten Geſichter. Es giebt dort weder Schatten noch Perſpektive. Auf den buntſcheckigen Häuſern heben ſich, über einander geſtapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgeſpannte Regenſchirme ausſehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, ſo daſs ſogar der Wind, wenn er vorbeiſtreift, durch ein närriſches Geklingel ſich lächerlich machen muſs.

In einem ſolchen Glockenhauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine ſchräggeſchlitzte Äuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herzen die allertollſten Launen niſteten. Es war nämlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn Das recht kniſterte und krackte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine als eine unheilbare Wahnſinnige in einen runden Thurm eingeſperrt.

Dieſe chineſiſche Prinzeſſin, die perſonificierte Kaprice, iſt zugleich die perſonificierte Muſe eines deutſchen Dichters, der in einer Geſchichte der romantiſchen Poeſie nicht unerwähnt bleiben darf. Es iſt die Muſe, die uns aus den Poeſien des Herrn Clemens Brentano ſo wahnſinnig entgegenlacht. Da zerreißt ſie die glatteſten Atlasſchleppen und die glänzendſten Goldtreſſen, und ihre zerſtörungsſüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unſere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüſterner Angſt. Seit fünfzehn Jahr' lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeſchloſſen, ja eingemauert in ſeinem Katholicismus. Es gab nichts Koſtbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man ſagt, die Herzen zerriſſen, die ihn liebten, und Jeder ſeiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen ſich ſelbſt und ſein poetiſches Talent hat er am meiſten ſeine Zerſtörungsſucht geübt. Ich mache beſonders aufmerkſam auf ein Luſtſpiel dieſes Dichters, betitelt: „Ponce de Leon.“ Es giebt nichts Zerriſſeneres als dieſes Stück, ſowohl in Hinſicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle dieſe Fetzen leben und kreiſeln in bunter Luſt. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken*)

*) „von Worten und Wortſpielen“ ſteht in der älteſten deutſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

zu sehen. Das tummelt sich Alles in süßester Verwirrung, und nur der gemeinsame Wahnsinn bringt eine gewisse Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrücktesten Wortspiele durch das ganze Stück und schlagen überall hin mit ihrer glatten Pritsche. Eine ernsthafte Redensart tritt manchmal auf, stottert aber wie der Dottore von Bologna. Da schlendert eine Phrase wie ein weißer Pierrot mit zu weiten schleppenden Ärmeln und allzu großen Westenknöpfen. Da springen bucklichte Witze mit kurzen Beinchen, wie Policinelle. Liebesworte wie neckende Kolombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und Das tanzt und hüpft und wirbelt und schnarrt, und drüberhin erschallen die Trompeten der bacchantischen Zerstörungslust.

Eine große Tragödie desselben Dichters, „Die Gründung Prag's" ist ebenfalls sehr merkwürdig. Es sind Scenen darin, wo man von den geheimnisvollsten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauschen die dunkel böhmischen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da schmettern noch die heidnischen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume bestrahlt schon das sanfte Morgenroth des Christenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geschrieben, namentlich: „Die Geschichte vom braven Kasperl und dem

ſchönen Annerl.“ Als das ſchöne Annerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutſchland zu thun pflegt, einige heilſame Arzneien zu kaufen, da bewegte ſich plötzlich Etwas in dem großen Schranke, vor welchem das ſchöne Annerl eben ſtand, und das Kind rief mit Entſetzen: Eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erſchrak noch weit mehr, und wurde ernſthaft wie der Tod, und ſagte zu der Großmutter: „Liebe Frau! in dieſem Schranke hängt mein Richtſchwert, und das bewegt ſich jedesmal von ſelbſt, wenn ihm Jemand nahet der einſt damit geköpft werden ſoll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieſes Kindes. Erlaubt mir, daſs ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert iſt dann zufrieden geſtellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen.“ Die Großmutter gab jedoch dieſem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es ſpäterhin genugſam bereuen, als das ſchöne Annerl wirklich geköpft wurde mit demſelben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahr' alt ſein, und er lebt zu Frankfurt, einſiedleriſch zurückgezogen, als ein korreſpondierendes Mitglied der katholiſchen Propaganda. Sein Name

iſt in der letzten Zeit faſt verſchollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit ſeinem verſtorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nämlich, in Gemeinſchaft mit Letzterem, unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn," eine Sammlung Lieder herausgegeben, die ſie theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und ſeltenen Druckſchriften gefunden haben. Dieſes Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdſeligſten Blüthen des deutſchen Geiſtes, und wer das deutſche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, Der leſe dieſe Volkslieder. In dieſem Augenblick liegt dieſes Buch vor mir, und es iſt mir, als röche ich den Duft der deutſchen Linden. Die Linde ſpielt nämlich eine Hauptrolle in dieſen Liedern, in ihrem Schatten koſen des Abends die Liebenden, ſie iſt ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menſchenherzens zeigt. Dieſe Bemerkung machte einſt ein deutſcher Dichter, der mir am liebſten iſt, nämlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches iſt ein Knabe, der das Horn bläſt; und wenn ein Deutſcher in der Fremde dieſes Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekannteſten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heim-

weh beſchleichen, wie den Schweizer Landsknecht, der auf der Straßburger Baſtei Schildwache ſtand, fern den Kuhreigen hörte, die Pike von ſich warf, über den Rhein ſchwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deſerteur erſchoſſen wurde. „Des Knaben Wunderhorn“ enthält darüber das rührende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
Ins Vaterland muſſt' ich hinüberſchwimmen,
Das gieng nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf,
Mit mir iſt's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon,

Und ich bekomm' doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut ſeht Ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir Solches angethan,
Das klag' ich an. — — —

Welch ein ſchönes Gedicht! Es liegt in dieſen Volksliedern ein ſonderbarer Zauber. Die Kunſtpoeten wollen dieſe Naturerzeugniſſe nachahmen, in derſelben Weiſe, wie man künſtliche Mineralwaſſer verfertigt. Aber wenn ſie auch durch chemiſchen Proceſs die Beſtandtheile ermittelt, ſo entgeht ihnen doch die Hauptſache, die unzerſetzbare ſympathetiſche Naturkraft. In dieſen Liedern fühlt man den Herzſchlag des deutſchen Volks. Hier offenbart ſich all ſeine düſtere Heiterkeit, all ſeine närriſche Vernunft. Hier trommelt der deutſche Zorn, hier pfeift der deutſche Spott, hier küſſt die deutſche Liebe. Hier perlt der echt deutſche Wein und die echt deutſche Thräne. Letztere iſt manchmal doch noch köſtlicher als erſterer; es iſt viel Eiſen und Salz darin. Welche Naivetät in der Treue! In der Untreue,

welche Ehrlichkeit! Welch ein ehrlicher Kerl iſt der arme Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt! Hört einmal die phlegmatiſch rührende Geſchichte, die er von ſich ſelber erzählt:

„Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eſſ' und trink ſo gerne.

„Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher gehn,
Den Becher ließ ich ſinken.

„Man ſetzt mich oben an den Tiſch,
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel ſtand mir leere.

„Da ich des Nachts wollt ſchlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

„Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu niſteln,
Da ſtachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Diſteln.

„Da ich zu Morgens früh aufſtand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da muſſt' ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks ſelber lachen.

„Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
Und gürt es an die Seiten,
Ich Armer muſſt' zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannsſohn,
Sein' Taſch muſſt' er mir laſſen."

Dieſer arme Schwartenhals iſt der deutſcheſte Charakter, den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewuſſte Kraft herrſcht in dieſem Gedichte! Aber auch unſer Gretel ſollt ihr kennen lernen. Es iſt ein

aufrichtiges Mädel, und ich liebe ſie ſehr. Der Hans ſprach zu dem Gretel:

„Nun ſchürz dich, Gretlein, ſchürz dich,
Wohlauf mit mir davon,
Das Korn iſt abgeſchnitten,
Der Wein iſt abgethan.“

Sie antwortet vergnügt:

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laſs mich bei dir ſein,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein.“

Da nahm er's bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Wirthshaus fand.

„Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein.
Die Kleider dieſes Gretlein
Müſſen verſchlemmet ſein.“

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth der war groß,
Daß ihr die lichte Zähre
Über die Wänglein floß.

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redetest nicht also,
Als du mich heim ausführtest
Aus meines Vaters Hof."

Er nahm sie bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

„Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weinest du so sehr?
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr'?"

„Es reut mich nicht mein freier Muth,
Dazu auch nicht meine Ehr';
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr."

Das ist kein Goethe'sches Gretchen, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da ist kein deutscher Mondschein. Es liegt eben so wenig Sentimentalität drin, wenn ein junger Fant des Nachts bei seinem Mädel Einlass verlangt, und sie ihn abweist mit den Worten:

„Reit du nach jener Straße,
Reit du nach jener Heide,
Woher du gekommen bist;
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf darauf nur leg,
Trägst keine Federn weg."

Aber Mondschein, Mondschein die Hülle und Fülle und die ganze Seele übergießend, strahlt in dem Liede:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht
Und an dich gedenkt:
Daſs du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Fragt man nun entzückt nach dem Verfaſſer ſolcher Lieder, ſo antworten dieſe wohl ſelbſt mit ihren Schluſsworten:

Wer hat das ſchöne Liedel erdacht?
Es haben's drei Gänſ' übers Waſſer gebracht,
Zwei graue und eine weiße.

Gewöhnlich iſt es aber wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburſchen, die ſolch ein Lied gedichtet. Es ſind

besonders die Handwerksburschen. Gar oft auf meinen Fußreisen verkehrte ich mit diesen Leuten und bemerkte, wie sie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereignisse, ein Stück Volkslied improvisierten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauschten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen saßen; und kam nachher ein anderer Bursch mit Ränzel und Wanderstab vorbeigeschlendert, dann pfiffen sie ihm jenes Stücklein ins Ohr, und er sang die fehlenden Verse hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen solchem Burschen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht sie nur auszusprechen, und sie sind dann noch poetischer als all' die schönen poetischen Phrasen, die wir aus der Tiefe unseres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutschen Handwerksburschen lebt und webt in dergleichen Volksliedern. Es ist eine merkwürdige Menschensorte. Ohne Sous in der Tasche, wandern diese Handwerksburschen durch ganz Deutschland, harmlos, fröhlich und frei. Gewöhnlich fand ich, daſs Drei zusammen auf solche Wanderschaft ausgingen. Von diesen Dreien war der Eine immer der Räsonneur; er räsonnierte mit humoristischer Laune über Alles, was vorkam, über jeden bunten Vogel, der in der Luft flog, über jeden Musterreiter, der vorüberritt, und kamen sie gar

in eine ſchlechte Gegend, wo ärmliche Hütten und zerlumptes Bettelvolk, dann bemerkte er auch wohl ironiſch: Der liebe Gott hat die Welt in ſechs Tagen erſchaffen, aber ſeht einmal, es iſt auch eine Arbeit darnach! Der zweite Weggeſelle bricht nur zuweilen mit einigen wüthenden Bemerkungen hinein; er kann kein Wort ſagen, ohne dabei zu fluchen; er ſchimpft grimmig auf alle Meiſter, bei denen er gearbeitet; und ſein beſtändiger Refrain iſt, wie ſehr er es bereue, daſs er der Frau Wirthin in Halberſtadt, die ihm täglich Kohl und Waſſerrüben vorgeſetzt, nicht eine Tracht Schläge zum Andenken zurückließ. Bei dem Wort „Halberſtadt" ſeufzt aber der dritte Burſche aus tiefſter Bruſt; er iſt der Jüngſte, macht zum erſtenmal ſeine Ausfahrt in die Welt, denkt noch immer an Feinsliebchens ſchwarzbraune Augen, läſſt immer den Kopf hängen und ſpricht nie ein Wort.

„Des Knaben Wunderhorn" iſt ein zu merkwürdiges Denkmal unſerer Literatur und hat auf die Lyriker der romantiſchen Schule, namentlich auf unſeren vortrefflichen Herrn Uhland, einen zu bedeutenden Einfluſs geübt, als daſs ich es unbeſprochen laſſen durfte. Dieſes Buch und das Nibelungenlied ſpielten eine Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muſs hier eine beſondere Er-

wähnung geschehen. Es war lange Zeit von nichts Anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klassischen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieses Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber stritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere sei? Und das Publikum sah dabei aus wie ein Knabe, den man ernsthaft fragt: Hast du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls ist aber dieses Nibelungenlied von großer, gewaltiger Kraft. Ein Franzose kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache, worin es gedichtet ist. Es ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt ihr kleinen artigen Leutchen euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothischen Dome von Europa hätten sich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeschritten der Straßburger Münster,

der Kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. s. w., und diese machten der schönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Kour. Es ist wahr, dass ihr Gang ein bischen unbeholfen ist, dass einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und dass man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich untereinander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Aber nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptpersonen des Nibelungenlieds keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein ist so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chriemhilde.

Wer hat aber dieses Lied verfasst? Eben so wenig wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geschrieben. Sonderbar! von den vortrefflichsten Büchern, Gedichten, Bauwerken und sonstigen Denkmälern der Kunst weiß man selten den Urheber. Wie hieß der Baumeister, der den Kölner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die schöne Gottesmutter und die heiligen drei Kö-

nige ſo erquicklich abkonterfeit ſind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das ſo viele leidende Menſchengeſchlechter getröſtet hat? Die Menſchen vergeſſen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter; die Namen des Guten und Edlen, der für das Heil ſeiner Mitbürger geſorgt, finden wir ſelten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtnis bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grauſamen Kriegshelden. Der Baum der Menſchheit vergiſſt des ſtillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor ſchädlichen Thieren geſchützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in ſeine Rinde unbarmherzig eingeſchnitten mit ſcharfem Stahl, und er überliefert ſie in immer wachſender Größe den ſpäteſten Geſchlechtern.

2.

Wegen ihrer gemeinschaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns“ pflegt man auch sonst die Namen Brentano und Arnim zusammen zu nennen, und da ich Ersteren besprochen, darf ich von dem Andern um so weniger schweigen, da er in weit höherem Grade unsere Aufmerksamkeit verdient. Ludwig Achim von Arnim ist ein großer Dichter, und war einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule. Die Freunde des Phantastischen würden an diesem Dichter mehr als an jedem andern deutschen Schriftsteller Geschmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann sowohl als den Novalis. Er wusste noch inniger als Dieser in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Gespenster beschwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann selbst zuweilen betrachtete, so kam es mir vor, als hätte Arnim

ihn gedichtet. Im Volke ist dieser Schriftsteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur eine Renommée unter den Literaten. Letztere aber, obgleich sie ihm die unbedingteste Anerkennung zollten, haben sie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr gepriesen. Ja, einige Schriftsteller pflegten sogar wegwerfend von ihm sich zu äußern, und Das waren eben Diejenigen, die seine Weise nachahmten. Man könnte das Wort auf sie anwenden, das Stevens von Voltaire gebraucht, als Dieser den Shakspeare schmähte, nachdem er dessen Othello zu seinem Orosman benutzt; er sagte nämlich: Diese Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anstecken, wo sie gestohlen haben. Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig gesprochen, er, der über so manches unbedeutende Machwerk so viel Geistreiches sagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignoriert. Nur nach seinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule.

Ich glaube, Arnim's Renommée konnte besonders deshalb nicht aufkommen, weil er seinen Freunden, der katholischen Partei, noch immer viel zu protestantisch blieb, und weil wieder die protestantische Partei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem seine Romane und Novellen in jeder Leih-

bibliothek zugänglich waren? Auch Hoffmann wurde in unseren Literaturzeitungen und ästhetischen Blättern fast gar nicht besprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff seiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein gelesen. Warum vernachlässigte nun das deutsche Volk einen Schriftsteller, dessen Phantasie von weltumfassender Weite, dessen Gemüth von schauerlichster Tiefe, und dessen Darstellungsgabe so unübertrefflich war? Etwas fehlte diesem Dichter, und dieses Etwas ist es eben, was das Volk in den Büchern sucht: Das Leben. Das Volk verlangt, dass die Schriftsteller seine Tagesleidenschaften mitfühlen, dass sie die Empfindungen seiner eigenen Brust entweder angenehm anregen oder verletzen, das Volk will bewegt werden. Dieses Bedürfnis konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, sondern des Todes. In Allem, was er schrieb, herrscht nur eine schattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln sich hastig, sie bewegen die Lippen, als wenn sie sprächen, aber man sieht nur ihre Worte, man hört sie nicht. Diese Figuren springen, ringen, stellen sich auf den Kopf, nahen sich uns heimlich und flüstern uns leise ins Ohr: Wir sind todt. Solches Schauspiel würde allzu grauenhaft und peinigend sein, wäre nicht die Arnim'sche Grazie, die über

jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe ſchildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber ſogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir ſehen ſchöne Leiber, wogende Buſen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieſes Alles. Manchmal iſt Arnim witzig, und wir müſſen ſogar lachen; aber es iſt doch, als wenn der Tod uns kitzle mit ſeiner Senſe. Gewöhnlich jedoch iſt er ernſthaft, und zwar wie ein todter Deutſcher. Ein lebendiger Deutſcher iſt ſchon ein hinlänglich ernſthaftes Geſchöpf, und nun erſt ein todter Deutſcher! Ein Franzoſe hat gar keine Idee davon, wie ernſthaft wir erſt im Tode ſind; da ſind unſere Geſichter noch viel länger, und die Würmer, die uns ſpeiſen, werden melancholiſch, wenn ſie uns dabei anſehen. Die Franzoſen wähnen, Wunder wie ſchrecklich ernſthaft der Hoffmann ſein könne; aber Das iſt Kinderſpiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann ſeine Todten beſchwört, und ſie aus den Gräbern hervorſteigen und ihn umtanzen, dann zittert er ſelber vor Entſetzen, und tanzt ſelbſt in ihrer Mitte, und ſchneidet dabei die tollſten Affengrimaſſen. Wenn aber Arnim ſeine Todten beſchwört, ſo iſt es, als ob ein General Heerſchau halte, und er ſitzt ſo

ruhig auf seinem hohen Geisterschimmel, und läßt die entsetzlichen Scharen vor sich vorbeidefilieren, und sie sehen ängstlich nach ihm hinauf und scheinen sich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu.

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784 in der Mark Brandenburg, und starb den Winter 1830*). Er schrieb dramatische Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen sind voll intimer Poesie, namentlich ein Stück darunter betitelt: „Der Auerhahn". Die erste Scene wäre selbst des allergrößten Dichters nicht unwürdig. Wie wahr, wie treu ist die betrübteste Langeweile da geschildert! Der Eine von den drei natürlichen Söhnen des verstorbenen Landgrafen sitzt allein in dem verwaisten weiten Burgsaal und spricht gähnend mit sich selber, und klagt, daſs ihm die Beine unter dem Tische immer länger wüchsen, und daſs ihm der Morgenwind so kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nur langsam hereingeschlappt, in den Kleidern des seligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hängen, und wehmüthig

*) Arnim war geboren am 26. Januar 1781 zu Berlin, und starb am 21. Januar 1831. Vgl. die Vorrede Heine's zum zweiten Theil der ersten Auflage dieses Buches.

Der Herausgeber.

gedenkt er, wie er ſonſt um dieſe Stunde dem Vater beim Anziehen half, wie Dieſer ihm oft eine Brotkruſte zuwarf, die er mit ſeinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, wie er ihm auch manchmal verdrießlich einen Tritt gab; dieſe letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daſs nun der Vater todt ſei und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

Arnim's Romane heißen: „Die Kronwächter" und „Die Gräfin Dolores." Auch erſterer hat einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz iſt oben im Wartthurme von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und ſeiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht ſo dick iſt, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es iſt Verleumdung, wenn man ihr nachſagte, ſie ſei oben in der Thurmwohnung ſo korpulent geworden, daſs ſie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabſteigen könne, und nach dem Tode ihres erſten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt geweſen ſei, den neuen Thürmer zu heirathen. Über ſolche böſe Nachrede grämte ſich die arme Frau droben nicht wenig; und ſie konnte nur deſshalb die Thurmtreppe nicht hinabſteigen, weil ſie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „Die Gräfin Dolores," hat ebenfalls den allervortrefflichſten An-

fang, und der Verfaſſer ſchildert uns da die Poeſie der Armuth, und zwar einer adligen Armuth, die er, der damals ſelber in großer Dürftigkeit lebte, ſehr oft zum Thema gewählt hat. Welch' ein Meiſter iſt Arnim auch hier in der Darſtellung der Zerſtörnis! Ich meine es immer vor Augen zu ſehen, das wüſte Schloſs der jungen Gräfin Dolores, das um ſo wüſter ausſieht, da es der alte Graf in einem heiter italieniſchen Geſchmacke, aber nicht fertig gebaut hat. Nun iſt es eine moderne Ruine, und im Schloſsgarten iſt Alles verödet: die geſchnittenen Taxusalleen ſind ſtruppig verwildert, die Bäume wachſen ſich einander in den Weg, der Lorber und der Oleander ranken ſchmerzlich am Boden, die ſchönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umſchlungen, die Götterſtatuen ſind von ihren Poſtamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die im hohen Graſe liegt, und mit Brenneſſeln geißeln ſie ihr den marmornen Hintern. Wenn der alte Graf nach langer Abweſenheit wieder in ſein Schloſs heimkehrt, iſt ihm das ſonderbare Benehmen ſeiner Hausgenoſſenſchaft, beſonders ſeiner Frau ſehr auffallend, es paſſiert bei Tiſche ſo allerlei Befremdliches, und Das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram geſtorben

und, eben so wie das übrige Hausgesinde, längst todt war. Der Graf scheint es aber am Ende selbst zu ahnen, dass er sich unter lauter Gespenstern befindet, und, ohne sich Etwas merken zu lassen, reist er in der Stille wieder ab.

Unter Arnim's Novellen dünkt mir die kostbarste seine „Isabella von Ägypten." Hier sehen wir das wanderschaftliche Treiben der Zigeuner, die man hier in Frankreich Bohémiens, auch Égyptiens nennt. Hier lebt und webt das seltsame Märchenvolk mit seinen braunen Gesichtern, freundlichen Wahrsageraugen und seinem wehmüthigen Geheimnis. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen mystischen Schmerz. Die Zigeuner müssen nämlich nach der Sage, die in dieser Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeit lang in der ganzen Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungastlichen Härte, womit einst ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewiesen, als Diese auf ihrer Flucht in Ägypten ein Nachtlager von ihnen verlangte. Desshalb hielt man sich auch berechtigt, sie mit Grausamkeit zu behandeln. Da man im Mittelalter noch keine Schelling'schen Philosophen hatte, so musste die Poesie damals die Beschönigung der unwürdigsten und grausamsten Gesetze übernehmen. Gegen Niemand waren diese

Gesetze barbarischer als gegen die armen Zigeuner. In manchen Ländern erlaubten sie, jeden Zigeuner, bei Diebstahlverdacht, ohne Untersuchung und Urthel aufzuknüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Ägypten, unschuldig gehenkt. Mit diesem trüben Ereignis beginnt die Arnim'sche Novelle. Nächtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürstenmantel um die Schulter, setzen ihm die silberne Krone auf das Haupt, und versenken ihn in die Schelde, fest überzeugt, dass ihn der mitleidige Strom nach Hause bringt, nach dem geliebten Ägypten. Die arme Zigeunerprinzessin Isabella, seine Tochter, weiß Nichts von dieser traurigen Begebenheit, sie wohnt einsam in einem verfallenen Hause an der Schelde, und hört des Nachts, wie es so sonderbar im Wasser rauscht, und sie sieht plötzlich, wie ihr bleicher Vater hervortaucht im purpurnen Todtenschmuck, und der Mond wirft sein schmerzliches Licht auf die silberne Krone. Das Herz des schönen Kindes will schier brechen vor unnennbarem Jammer, vergebens will sie den todten Vater festhalten; er schwimmt ruhig weiter nach Ägypten, nach seinem heimatlichen Wunderland, wo man seiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Würden zu begraben.

Rührend ist das Todtenmal, womit das arme Kind den verstorbenen Vater ehrt; sie legt ihren weißen Schleier über einen Feldstein, und darauf stellt sie Speis' und Trank, welches sie feierlich genießt. Tief rührend ist Alles, was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er schon an anderen Orten sein Mitleid gewidmet, z. B. in seiner Nachrede zum „Wunderhorn," wo er behauptet, dass wir den Zigeunern so viel Gutes und Heilsames, namentlich die mehrsten unserer Arzneien verdanken. Wir hätten sie mit Undank verstoßen und verfolgt. Mit all ihrer Liebe, klagt er, hätten sie bei uns keine Heimat erwerben können. Er vergleicht sie in dieser Hinsicht mit den kleinen Zwergen, wovon die Sage erzählt, dass sie Alles herbeischafften, was sich ihre großen starken Feinde zu Gastmälern wünschten, aber einmal für wenige Erbsen, die sie aus Noth vom Felde ablasen, jämmerlich geschlagen und aus dem Lande gejagt wurden. Das war nun ein wehmüthiger Anblick, wie die armen kleinen Menschen nächtlich über die Brücke wegtrappelten, gleich einer Schafherde, und Jeder dort ein Münzchen niederlegen musste, bis sie ein Fass damit füllten.

Eine Übersetzung der erwähnten Novelle: „Isabella von Ägypten" würde den Franzosen nicht

bloß eine Idee von Arnim's Schriften geben, sondern auch zeigen, daſs all' die furchtbaren, unheimlichen, grauſigen und geſpenſtiſchen Geſchichten, die ſie ſich in der letzten Zeit gar mühſam abgequält, in Vergleichung mit Arnim'ſchen Dichtungen nur roſige Morgenträume einer Operntänzerin zu ſein ſcheinen. In ſämmtlichen franzöſiſchen Schauergeſchichten iſt nicht ſo viel Unheimliches zuſammengepackt, wie in jener Kutſche, die Arnim von Bracke nach Brüſſel fahren läſſt, und worin folgende vier Perſonagen bei einander ſitzen:

1) Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe iſt. Sie ſieht aus wie die ſchönſte von den ſieben Todſünden, und ſtrotzt im bunteſten Goldflitter- und Seidenputz.

2) Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Dukaten zu verdienen, aus dem Grabe geſtiegen und ſich auf ſieben Jahr' als Bedienter verdingt. Es iſt ein fetter Leichnam, der einen Oberrock von weißem Bärenfell trägt, weſshalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der dennoch immer friert.

3) Ein Golem; nämlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein ſchönes Weib geformt iſt und wie ein ſchönes Weib ſich gebärdet. Auf der Stirn, verborgen unter den ſchwarzen Locken, ſteht mit hebräiſchen Buchſtaben das Wort: „Wahrheit," und

wenn man dieſes ausliſcht, fällt die ganze Figur wieder leblos zuſammen als eitel Lehm.

4) Der Feldmarſchall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Hiſtoriker dieſes Namens verwandt iſt, ja welcher ſich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel iſt, eine Alraunwurzel, welche die Franzoſen Mandragora nennen. Dieſe Wurzel wächſt unter dem Galgen, wo die zweideutigſten Thränen eines Gehenkten gefloſſen ſind. Sie gab einen entſetzlichen Schrei, als die ſchöne Iſabella ſie dort um Mitternacht aus dem Boden geriſſen. Sie ſah aus wie ein Zwerg, nur daſs ſie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Geſicht zwei ſchwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entſtanden. Nachher ſtreute ſie dem Männlein auch ein bischen Hirſe auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas ſtruppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Miſsgeſchöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdſeligen Roſenlippen küſſte ſie ihm das Hagebuttmaul ganz ſchief; ſie küſſte ihm vor Liebe faſt die Wachholderäuglein aus dem Kopf, und der garſtige Knirps wurde dadurch ſo verzogen, daſs er am

Ende Feldmarschall werden wollte, und eine brillante Feldmarschalluniform anzog, und sich durchaus Herr Feldmarschall titulieren ließ.

Nicht wahr, Das sind vier sehr ausgezeichnete Personen? Wenn ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Miracle und sämmtliche Pesthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet ihr doch keine so gute Gesellschaft zusammenbringen, wie jene, die in einer einzigen Kutsche von Bracke nach Brüssel fuhr. Ihr Franzosen solltet doch endlich einsehen, daſs das Grauenhafte nicht euer Fach, und daſs Frankreich kein geeigneter Boden für Gespenster jener Art. Wenn ihr Gespenster beschwört, müssen wir lachen. Ja, wir Deutschen, die wir bei euren heitersten Witzen ganz ernsthaft bleiben können, wir lachen desto herzlicher bei euren Gespenstergeschichten. Denn eure Gespenster sind doch immer Franzosen; und französische Gespenster! welch' ein Widerspruch in den Worten! In dem Wort „Gespenst" liegt so viel Einsames, Mürrisches, Deutsches, Schweigendes, und in dem Worte „Französisch" liegt hingegen so viel Geselliges, Artiges, Französisches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzose ein Gespenst sein, oder gar wie könnten in Paris Gespenster existieren! In Paris, im Foyer der europäischen Gesellschaft! Zwischen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun ein-

mal von jeher den Geſpenſtern zum Spuken angewieſen iſt, rauſcht noch das lebendigſte Leben in den Gaſſen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brauſendſte Finale, aus den Variétés und dem Gymnaſe ſtrömen die heiterſten Gruppen, und Das wimmelt und tänzelt und lacht und ſchäkert auf den Boulevards, und man geht in die Soirée. Wie müſſte ſich ein armes ſpukendes Geſpenſt unglücklich fühlen in dieſer heiteren Menſchenbewegung! Und wie könnte ein Franzoſe, ſelbſt wenn er todt iſt, den zum Spuken nöthigen Ernſt beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteſte Volksluſt umjauchzt! Ich ſelbſt, obgleich ein Deutſcher, im Fall ich todt wäre und hier in Paris des Nachts ſpuken ſollte, ich könnte meine Geſpenſterwürde gewiſs nicht behaupten, wenn mir etwa an einer Straßenecke irgend eine jener Göttinnen des Leichtſinns entgegenrennte, die Einem dann ſo köſtlich ins Geſicht zu lachen wiſſen. Gäbe es wirklich in Paris Geſpenſter, ſo bin ich überzeugt, geſellig wie die Franzoſen ſind, ſie würden ſich ſogar als Geſpenſter einander anſchließen, ſie würden bald Geſpenſterreunions bilden, ſie würden ein Todtenkaffehaus ſtiften, eine Todtenzeitung herausgeben, eine Pariſer Todtenrevue, und es gäbe bald Todtenſoirées, où l'on fera de la musique. Ich bin überzeugt, die

Geſpenſter würden ſich hier in Paris weit mehr amüſieren als bei uns die Lebenden. Was mich betrifft, wüſſte ich, daſs man ſolcherweiſe in Paris als Geſpenſt exiſtieren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur Maßregeln treffen, daſs ich am Ende auf dem Père-Lachaiſe beerdigt werde, und in Paris ſpuken kann zwiſchen zwölf und ein Uhr. Welche köſtliche Stunde! Ihr deutſchen Landsleute, wenn ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Geſpenſt erblickt, erſchreckt nicht! ich ſpuke nicht in furchtbar unglücklich deutſcher Weiſe, ich ſpuke vielmehr zu meinem Vergnügen.

Da man, wie ich in allen Geſpenſtergeſchichten geleſen, gewöhnlich an den Orten ſpuken muſs, wo man Geld begraben hat, ſo will ich aus Vorſorge einige Sous irgendwo auf dem Boulevards begraben. Bis jetzt habe ich zwar ſchon in Paris Geld todtgeſchlagen, aber nie begraben*).

O ihr armen franzöſiſchen Schriftſteller, ihr ſolltet doch endlich einſehen, daſs eure Schauerromane und Spukgeſchichten ganz unpaſſend ſind für ein Land, wo es entweder gar keine Geſpenſter

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

giebt, oder wo doch die Geſpenſter ſo geſellſchaftlich heiter wie wir Anderen ſich gehaben würden. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die ſich Maſken vors Geſicht halten, um ſich einander Furcht einzujagen. Es ſind ernſthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenluken ſchauen fröhliche Kinderaugen. Wir Deutſchen hingegen tragen zuweilen die freundlich jugendlichſten Larven, und aus den Augen lauſcht der greiſe Tod. Ihr ſeid ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk, und nur das Schöne und Edle und Menſchliche liegt im Bereiche eurer Kunſt. Das haben ſchon eure älteren Schriftſteller eingeſehen, und ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieſer Einſicht gelangen. Laſſt ab vom Schauerlichen und Geſpenſtiſchen! Laſſt uns Deutſchen alle Schreckniſſe des Wahnſinns, des Fiebertraums und der Geiſterwelt. Deutſchland iſt ein gedeihlicheres Land für alte Hexen, todte Bärenhäuter, Golems jedes Geſchlechts, und beſonders für Feldmarſchälle wie der kleine Cornelius Nepos. Nur jenſeits des Rheins können ſolche Geſpenſter gedeihen, nimmermehr in Frankreich. Als ich hieher reiſte, begleiteten mich meine Geſpenſter bis an die franzöſiſche Grenze. Da nahmen ſie betrübt von mir Abſchied. Denn der Anblick der dreifarbigen Fahne verſcheucht die Geſpenſter jeder Art.

O! ich möchte mich auf den Straßburger Münſter ſtellen, mit einer dreifarbigen Fahne in der Hand, die bis nach Frankfurt reichte. Ich glaube, wenn ich die geweihte Fahne über mein theures Vaterland hinüberſchwenkte, und die rechten exorcierenden Worte dabei ausſpräche: die alten Hexen würden auf ihren Beſenſtielen davonfliegen, die kalten Bärenhäuter würden wieder in ihre Gräber hinabkriechen, die Golems würden wieder als eitel Lehm zuſammenfallen, der Feldmarſchall Cornelius Nepos kehrte wieder zurück nach dem Orte, woher er gekommen, und der ganze Spuk wäre zu Ende*).

*) Hier ſchloß die erſte deutſche ſowie die erſte franzöſiſche Ausgabe der „Romantiſchen Schule."

Der Herausgeber.

3.

Die Geſchichte der Literatur iſt eben ſo ſchwierig zu beſchreiben wie die Naturgeſchichte. Dort wie hier hält man ſich an die beſonders hervortretenden Erſcheinungen. Aber wie in einem kleinen Waſſerglas eine ganze Welt wunderlicher Thierchen enthalten iſt, die eben ſo ſehr von der Allmacht Gottes zeugen, wie die größten Beſtien, ſo enthält der kleinſte Muſenalmanach zuweilen eine Unzahl Dichterlinge, die dem ſtillen Forſcher eben ſo intereſſant dünken, wie die größten Elephanten der Literatur. Gott iſt groß!

Die meiſten Literaturhiſtoriker geben uns wirklich eine Literaturgeſchichte wie eine wohlgeordnete Menagerie, und immer beſonders abgeſperrt zeigen ſie uns epiſche Säugedichter, lyriſche Luftdichter, dramatiſche Waſſerdichter, proſaiſche Amphibien, die ſowohl Land- wie Seeromane ſchreiben, humoriſtiſche

Mollusken u. ſ. w. Andere im Gegentheil treiben die Literaturgeſchichte pragmatiſch, beginnen mit den urſprünglichen Menſchheitsgefühlen, die ſich in den verſchiedenen Epochen ausgebildet und endlich eine Kunſtform angenommen; ſie beginnen ab ovo, wie der Geſchichtſchreiber, der den trojaniſchen Krieg mit der Erzählung vom Ei der Leda eröffnet. Und wie Dieſer handeln ſie thöricht. Denn ich bin überzeugt, wenn man das Ei der Leda zu einer Omelette verwendet hätte, würden ſich dennoch Hektor und Achilles vor dem ſkäiſchen Thore begegnet und ritterlich bekämpft haben. Die großen Fakta und die großen Bücher entſtehen nicht aus Geringfügigkeiten, ſondern ſie ſind nothwendig, ſie hängen zuſammen mit den Kreisläufen von Sonne, Mond und Sternen, und ſie entſtehen vielleicht durch deren Influenz auf die Erde. Die Fakta ſind nur die Reſultate der Ideen . . . aber wie kommt es, daſs zu gewiſſen Zeiten ſich gewiſſe Ideen ſo gewaltig geltend machen, daſs ſie das ganze Leben der Menſchen, ihr Dichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, aufs wunderbarſte umgeſtalten? Es iſt vielleicht an der Zeit, eine literariſche Aſtrologie zu ſchreiben und die Erſcheinung gewiſſer Ideen, oder gewiſſer Bücher, worin dieſe ſich offenbaren, aus der Konſtellation der Geſtirne zu erklären.

Oder entſpricht das Aufkommen gewiſſer Ideen nur den momentanen Bedürfniſſen der Menſchen? Suchen ſie immer die Ideen, womit ſie ihre jedesmaligen Wünſche legitimieren können? In der That, die Menſchen ſind ihrem innerſten Weſen nach lauter Doktrinäre; ſie wiſſen immer eine Doktrin zu finden, die alle ihre Entſagungen oder Begehrniſſe juſtificiert. In böſen mageren Tagen, wo die Freude ziemlich unerreichbar geworden, huldigen ſie dem Dogma der Abſtinenz und behaupten, die irdiſchen Trauben ſeien ſauer; werden jedoch die Zeiten wohlhabender, wird es den Leuten möglich, emporzulangen nach den ſchönen Früchten dieſer Welt, dann tritt auch eine heitere Doktrin ans Licht, die dem Leben alle ſeine Süßigkeiten und ſein volles, unveräußerliches Genußrecht vindiciert.

Nahen wir dem Ende der chriſtlichen Faſtenzeit, und bricht das roſige Weltalter der Freude ſchon leuchtend heran? Wie wird die heitere Doktrin die Zukunft geſtalten?

In der Bruſt der Schriftſteller eines Volkes liegt ſchon das Abbild von deſſen Zukunft, und ein Kritiker, der mit hinlänglich ſcharfem Meſſer einen neueren Dichter ſecierte, könnte, wie aus den Eingeweiden eines Opferthiers, ſehr leicht prophezeien, wie ſich Deutſchland in der Folge geſtalten

wird. Ich würde herzlich gern als ein literariſcher Kalchas in dieſer Abſicht einige unſerer jüngſten Poeten kritiſch abſchlachten, müſſte ich nicht befürchten, in ihren Eingeweiden viele Dinge zu ſehen, über die ich mich hier nicht ausſprechen darf. Man kann nämlich unſere neueſte deutſche Literatur nicht beſprechen, ohne ins tiefſte Gebiet der Politik zu gerathen. In Frankreich, wo ſich die belletriſtiſchen Schriftſteller von der politiſchen Zeitbewegung zu entfernen ſuchen, ſogar mehr als löblich, da mag man jetzt die Schöngeiſter des Tages beurtheilen und den Tag ſelbſt unbeſprochen laſſen können. Aber jenſeits des Rheines werfen ſich jetzt die belletriſtiſchen Schriftſteller mit Eifer in die Tagesbewegung, wovon ſie ſich ſo lange entfernt gehalten. Ihr Franzoſen ſeid während fünfzig Jahren beſtändig auf den Beinen geweſen und ſeid jetzt müde; wir Deutſche hingegen haben bis jetzt am Studiertiſche geſeſſen und haben alte Klaſſiker kommentiert, und möchten uns jetzt einige Bewegung machen.

Derſelbe Grund, den ich oben angedeutet, verhindert mich, mit gehöriger Würdigung einen Schriftſteller zu beſprechen, über welchen Frau von Staël nur flüchtige Andeutungen gegeben, und auf welchen ſeitdem durch die geiſtreichen Artikel von Philareth

Chasles das französische Publikum noch besonders aufmerksam geworden. Ich rede von Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erst ganz begreife, nachdem ich vergeblich darüber nachgesonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeschichte von ihm reden müsste. Er ist fast gleichzeitig mit der romantischen Schule aufgetreten, ohne im mindesten daran Theil zu nehmen, und eben so wenig hegte er später die mindeste Gemeinschaft mit der Goethe'schen Kunstschule. Er steht ganz isoliert in seiner Zeit, eben weil er im Gegensatz zu den beiden Schulen sich ganz seiner Zeit hingegeben und sein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und seine Schriften waren Eins und Dasselbe. Diese Eigenschaft, diese Ganzheit finden wir auch bei den Schriftstellern des heutigen jungen Deutschlands, die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind.

Ja, ich wiederhole das Wort: Apostel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beseelt sie mit einer Leidenschaft, von welcher die Schriftsteller der früheren Periode keine

Ahnung hatten. Es ist Dieses der Glaube an den Fortschritt, ein Glaube, der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden, daſs diese Erde groß genug ist, daſs sie Jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daſs diese Erde uns Alle anständig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Kosten des Anderen leben will; und daſs wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen. — Die Zahl dieser Wissenden und Gläubigen ist freilich noch gering. Aber die Zeit ist gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, sondern nach Herzen*). Und ist das große Herz eines einzigen Heinrich Laube nicht mehr werth, als ein ganzer Thiergarten von Raupachen und Komödianten?

Ich habe den Namen Heinrich Laube genannt; denn wie könnte ich von dem jungen Deutschland sprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendsten hervorleuchtet?

---

*) Die nachfolgenden, auf die Schriftsteller des „jungen Deutschlands" bezüglichen Bemerkungen fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Heinrich Laube, einer jener Schriftsteller, die seit der Juliusrevolution aufgetreten sind, ist für Deutschland von einer socialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann. Er hat alle guten Eigenschaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apostolischen Eifer des jungen Deutschlands. Dabei ist seine gewaltige Leidenschaft durch hohen Kunstsinn gemildert und verklärt. Er ist begeistert für das Schöne eben so sehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein scharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, selbst wenn sie als Kämpen für noble Gesinnung dem Vaterlande nutzen. Dieser Kunstsinn, der ihm angeboren, schützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotischen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unseren großen Meister Goethe zu verlästern und zu schmähen.

In dieser Hinsicht verdient auch ein anderer Schriftsteller der jüngsten Zeit, Herr Karl Gutzkow, das höchste Lob. Wenn ich Diesen erst nach Laube erwähne, so geschieht es keineswegs, weil ich ihm nicht eben so viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von seinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Karl Gutzkow muss ich die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kraft und

des urtheilenden Kunstsinnes zuerkennen, und auch seine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffassung unserer Zeit und ihrer Bedürfnisse; aber in Allem, was Laube schreibt, herrscht eine weitaustönende Ruhe, eine selbstbewusste Größe, eine stille Sicherheit, die mich persönlich tiefer anspricht, als die pittoreske, farbenschillernde und stechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkow'schen Geistes.

Herr Karl Gutzkow, dessen Seele voller Poesie, musste, eben so wie Laube, sich zeitig von jenen Zeloten, die unseren großen Meister schmähen, aufs bestimmteste lossagen. Dasselbe gilt von den Herren L. Wienbarg und Gustav Schlesier, zwei höchst ausgezeichneten Schriftstellern der jüngsten Periode, die ich hier, wo vom jungen Deutschland die Rede ist, ebenfalls nicht unerwähnt lassen darf. Sie verdienen in der That, unter dessen Chorführern genannt zu werden, und ihr Name hat guten Klang gewonnen im Lande. Es ist hier nicht der Ort, ihr Können und Wirken ausführlicher zu besprechen. Ich habe mich zu sehr von meinem Thema entfernt; nur noch von Jean Paul will ich mit einigen Worten reden.

Ich habe erwähnt, wie Jean Paul Friedrich Richter in seiner Hauptrichtung dem jungen Deutschland voranging. Dieses Letztere jedoch, aufs Praktische angewiesen, hat sich der abstrusen Verworren-

heit, der barocken Darstellungsart und des ungenießbaren Stiles der Jean-Paul'schen Schriften zu enthalten gewusst. Von diesem Stile kann sich ein klarer, wohlredigierter, französischer Kopf nimmermehr einen Begriff machen. Jean Paul's Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, dass, wenn eine Idee dort mit einer andern zusammentrifft, sie sich beide die Köpfe zerstoßen; oben an der Decke sind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt, und an den Wänden sind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutscher Schriftsteller ist so reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er lässt sie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum seines Geistes und seines Gemüthes bereitet er uns mehr Erstaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuren Bäumen auswachsen würden, wenn er sie ordentlich Wurzel fassen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern sich ausbreiten ließe, diese rupft er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Geisteswälder werden uns solchermaßen auf einer gewöhnlichen Schüssel als Gemüse vorgesetzt. Dieses ist nun eine wundersame, ungenießbare Kost; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und

Bananen in solcher Menge vertragen. Jean Paul ist ein großer Dichter und Philosoph, aber man kann nicht unkünstlerischer sein als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in seinen Romanen echtpoetische Gestalten zur Welt gebracht, aber alle diese Geburten schleppen eine närrisch lange Nabelschnur mit sich herum und verwickeln und würgen sich damit. Statt Gedanken giebt er uns eigentlich sein Denken selbst, wir sehen die materielle Thätigkeit seines Gehirns; er giebt uns, so zu sagen, mehr Gehirn als Gedanken. In allen Richtungen hüpfen dabei seine Witze, die Flöhe seines erhitzten Geistes*). Er ist der lustigste Schriftsteller und zugleich der sentimentalste. Ja, die Sentimentalität überwindet ihn immer, und sein Lachen verwandelt sich jählings in Weinen. Er vermummt sich manchmal in einen bettelhaften plumpen Gesellen, aber dann plötzlich, wie die Fürsten inkognito, die wir auf dem Theater sehen, knöpft er den groben Oberrock auf, und wir erblicken alsdann den strahlenden Stern.

Hierin gleicht Jean Paul ganz dem großen Irländer, womit man ihn oft verglichen. Auch der Verfasser des „Tristram Shandy," wenn er sich in

---

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

den roheſten Trivialitäten verloren, weiß uns plötzlich durch erhabene Übergänge an ſeine fürſtliche Würde, an ſeine Ebenbürtigkeit mit Shakſpeare zu erinnern. Wie Lorenz Sterne hat auch Jean Paul in ſeinen Schriften ſeine Perſönlichkeit preisgegeben, er hat ſich ebenfalls in menſchlichſter Blöße gezeigt, aber doch mit einer gewiſſen unbeholfenen Scheu, beſonders in geſchlechtlicher Hinſicht. Lorenz Sterne zeigt ſich dem Publikum ganz entkleidet, er iſt ganz nackt; Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hoſe. Mit Unrecht glauben einige Kritiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl beſeſſen als Sterne, weil Dieſer, ſobald der Gegenſtand, den er behandelt, eine tragiſche Höhe erreicht, plötzlich in den ſcherzhafteſten, lachendſten Ton überſpringt; ſtatt daſs Jean Paul, wenn der Spaß nur im mindeſten ernſthaft wird, allmählich zu flennen beginnt und ruhig ſeine Thränendrüſen austräufen läſſt. Nein, Sterne fühlte vielleicht noch tiefer als Jean Paul, denn er iſt ein größerer Dichter. Er iſt, wie ich ſchon erwähnt, ebenbürtig mit William Shakſpeare, und auch ihn, den Lorenz Sterne, haben die Muſen erzogen auf dem Parnaſs. Aber nach Frauenart haben ſie ihn beſonders durch ihre Liebkoſungen ſchon frühe verdorben. Er war das Schoßkind der bleichen tragiſchen Göttin. Einſt, in einem Anfall

von grausamer Zärtlichkeit, küsste Diese ihm das junge Herz so gewaltig, so liebestark, so inbrünstig saugend, dass das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieser Welt verstand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemosyne's, die rosige Göttin des Scherzes, hüpfte schnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme, und suchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen, und gab ihm als Spielzeug die komische Larve und die närrischen Glöckchen, und küsste begütigend seine Lippen, und küsste ihm darauf all ihren Leichtsinn, all ihre trotzige Lust, all ihre witzige Neckerei.

Und seitdem geriethen Sterne's Herz und Sterne's Lippen in einen sonderbaren Widerspruch; wenn sein Herz manchmal ganz tragisch bewegt ist, und er seine tiefsten blutenden Herzensgefühle aussprechen will, dann, zu seiner eignen Verwunderung, flattern von seinen Lippen die lachend ergötzlichsten Worte.

4.

Im Mittelalter herrschte unter dem Volke die Meinung, wenn irgend ein Gebäude zu errichten sei, müsse man etwas Lebendiges schlachten und auf dem Blute desselben den Grundstein legen; dadurch werde das Gebäude fest und unerschütterlich stehen bleiben. War es nun der altheidnische Wahnwitz, dass man sich die Gunst der Götter durch Blutopfer erwerbe, oder war es Missbegriff der christlichen Versöhnunslehre, was diese Meinung von der Wunderkraft des Blutes, von einer Heiligung durch Blut, von diesem Glauben an Blut hervorgebracht hat: genug er war herrschend, und in Liedern und Sagen lebt die schauerliche Kunde, wie man Kinder oder Thiere geschlachtet, um mit ihrem Blute große Bauwerke zu festigen. Heut zu Tage ist die Menschheit verständiger; wir glauben nicht mehr an die

Wunderkraft des Blutes, weder an das Blut eines Edelmanns noch eines Gottes, und die große Menge glaubt nur an Geld. Besteht nun die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gottwerdung des Geldes? Genug, die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den silbernen und goldenen Hostien, schreiben sie eine Wunderkraft zu; das Geld ist der Anfang und das Ende aller ihrer Werke; und wenn sie ein Gebäude zu errichten haben, so tragen sie große Sorge, dass unter den Grundstein einige Geldstücke, eine Kapsel mit allerlei Münzen, gelegt werden.

Ja, wie im Mittelalter Alles, die einzelnen Bauwerke eben so wie das ganze Staats- und Kirchengebäude, auf dem Glauben an Blut beruhte, so beruhen alle unsere heutigen Institutionen auf dem Glauben an Geld, auf wirklichem Geld. Jenes war Aberglauben, doch Dieses ist der bare Egoismus. Ersteren zerstörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerstören. Die Grundlage der menschlichen Gesellschaft wird einst eine bessere sein, und alle großen Herzen Europas sind schmerzhaft beschäftigt, diese neue bessere Basis zu entdecken.

Vielleicht war es der Missmuth ob dem jetzigen Geldglauben, der Widerwille gegen den Egoismus, den sie überall hervorgrinsen sahen, was in

Deutschland einige Dichter von der romantischen Schule, die es ehrlich meinten, zuerst bewogen hatte, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuflüchten und die Restauration des Mittelalters zu befördern. Dieses mag namentlich bei Denjenigen der Fall sein, die nicht die eigentliche Koterie bildeten. Zu dieser letztern gehörten die Schriftsteller, die ich im zweiten Buche besonders abgehandelt, nachdem ich im ersten Buche die romantische Schule im Allgemeinen besprochen. Nur wegen dieser literarhistorischen Bedeutung, nicht wegen ihres inneren Werthes habe ich von diesen Koteriegenossen, die in Gemeinschaft wirkten, zuerst und ganz umständlich geredet. Man wird mich daher nicht missverstehen wenn von Zacharias Werner, von dem Baron de la Motte Fouqué und von Herrn Ludwig Uhland eine spätere und kärglichere Meldung geschieht. Diese drei Schriftsteller verdienten vielmehr, ihrem Werthe nach, weit ausführlicher besprochen und gerühmt zu werden. Denn Zacharias Werner war der einzige Dramatiker der Schule, dessen Stücke auf der Bühne aufgeführt und vom Parterre applaudiert wurden. Der Herr Baron de la Motte Fouqué war der einzige epische Dichter der Schule, dessen Romane das ganze Publikum ansprachen. Und Herr Ludwig Uhland ist

der einzige Lyriker der Schule, deſſen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen ſind und noch jetzt im Munde der Menſchen leben.

In dieſer Hinſicht verdienen die erwähnten drei Dichter einen Vorzug vor Herrn Ludwig Tieck, den ich als einen der beſten Schriftſteller der Schule geprieſen habe. Herr Tieck hat nämlich, obgleich das Theater ſein Steckenpferd iſt und er von Kind auf bis heute ſich mit dem Komödiantenthum und mit den kleinſten Details deſſelben beſchäftigt hat, doch immer darauf verzichten müſſen, jemals von der Bühne herab die Menſchen zu bewegen, wie es dem Zacharias Werner gelungen iſt. Herr Tieck hat ſich immer ein Hauspublikum halten müſſen, dem er ſelber ſeine Stücke vordeklamierte, und auf deren Händeklatſchen ganz ſicher zu rechnen war. Während Herr de la Motte Fouqué von der Herzogin bis zur Wäſcherin mit gleicher Luſt geleſen wurde und als die Sonne der Leihbibliotheken ſtrahlte, war Herr Tieck nur die Aſtrallampe der Theegeſellſchaften, die, angeglänzt von ſeiner Poeſie, bei der Vorleſung ſeiner Novellen ganz ſeelenruhig ihren Thee verſchluckte. Die Kraft dieſer Poeſie muſſte immer deſto mehr hervortreten, jemehr ſie mit der Schwäche des Thees kontraſtierte, und in Berlin, wo man den matteſten Thee trinkt,

musste Herr Tieck als einer der kräftigsten Dichter erscheinen. Während die Lieder unseres vortrefflichen Uhland in Wald und Thal erschollen, und noch jetzt von wilden Studenten gebrüllt und von zarten Jungfrauen gelispelt werden, ist kein einziges Lied des Herrn Tieck in unsere Seelen gedrungen, kein einziges Lied des Herrn Ludwig Tieck ist in unserem Ohre geblieben, das große Publikum kennt kein einziges Lied dieses großen Lyrikers.

Zacharias Werner ist geboren zu Königsberg in Preußen den 18. November 1768. Seine Verbindung mit den Schlegeln war keine persönliche, sondern nur eine sympathetische. Er begriff in der Ferne, was sie wollten und that sein Möglichstes, in ihrem Sinne zu dichten. Aber er konnte sich für die Restauration des Mittelalters nur einseitig, nämlich nur für die hierarchisch katholische Seite desselben begeistern; die feudalistische Seite hat sein Gemüth nicht so stark in Bewegung gesetzt. Hierüber hat uns sein Landsmann T. A. Hoffmann in den Serapionsbrüdern einen merkwürdigen Aufschluss ertheilt. Er erzählt nämlich, dass Werner's Mutter gemüthskrank gewesen und während ihrer Schwangerschaft sich eingebildet, dass sie die Muttergottes sei und den Heiland zur Welt bringe. Der Geist Werner's trug nun sein ganzes Leben

hindurch das Muttermal dieſes religiöſen Wahnſinns. Die entſetzlichſte Religionſchwärmerei finden wir in allen ſeinen Dichtungen. Eine einzige, „Der Vierundzwanzigſte Februar," iſt frei davon und gehört zu den koſtbarſten Erzeugniſſen unſerer dramatiſchen Literatur. Sie hat, mehr als Werner's übrige Stücke, auf dem Theater den größten Enthuſiasmus hervorgebracht. Seine anderen dramatiſchen Werke haben den großen Haufen weniger angeſprochen, weil es dem Dichter bei aller draſtiſchen Kraft faſt gänzlich an Kenntnis der Theaterverhältniſſe fehlte.

Der Biograph Hoffmann's, der Herr Kriminalrath Hitzig, hat auch Werner's Leben beſchrieben. Eine gewiſſenhafte Arbeit, für den Pſychologen eben ſo intereſſant wie für den Literarhiſtoriker. Wie man mir jüngſt erzählt, war Werner auch einige Zeit hier in Paris, wo er an den peripatetiſchen Philoſophinnen, die damals des Abends im brillanteſten Putz die Galerien des Palais-Royal durchwandelten, ſein beſonderes Wohlgefallen fand. Sie liefen immer hinter ihm drein und neckten ihn und lachten über ſeinen komiſchen Anzug und ſeine noch komiſcheren Manieren. Das war die gute alte Zeit! Ach, wie das Palais-Royal, ſo hat ſich auch Zacharias Werner ſpäterhin ſehr verändert; die

letzte Lampe der Luſt erloſch im Gemüthe des verträbten Mannes, zu Wien trat er in den Orden der Ligorianer, und in der Sankt-Stephanskirche predigte er dort über die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge. Er hatte ausgefunden, daſs Alles auf Erden eitel ſei. Der Gürtel der Venus, behauptete er jetzt, ſei nur eine häſsliche Schlange, und die erhabene Juno trage unter ihrem weißen Gewande ein Paar hirſchlederne, nicht ſehr reinliche Poſtillonshoſen. Der Pater Zacharias kaſteite ſich jetzt und faſtete und eiferte gegen unſere verſtockte Weltluſt. Verflucht iſt das Fleiſch! ſchrie er ſo laut und mit ſo grell oſtpreußiſchem Accent, daſs die Heiligenbilder in Sankt Stephan erzitterten und die Wiener Griſetten allerliebſt lächelten. Außer dieſer wichtigen Neuigkeit erzählte er den Leuten beſtändig, daſs er ein großer Sünder ſei.

Genau betrachtet, iſt ſich der Mann immer konſequent geblieben, nur daſs er früherhin bloß beſang, was er ſpäterhin wirklich übte. Die Helden ſeiner meiſten Dramen ſind ſchon mönchiſch entſagende Liebende, ascetiſche Wollüſtlinge, die in der Abſtinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben, die durch die Marter des Fleiſches ihre Genuſsſucht ſpiritualiſieren, die in den Tiefen der religiöſen

Mystik die schauerlichsten Seligkeiten suchen, heilige Roués.

Kurz vor seinem Tode war die Freude an dramatischer Gestaltung noch einmal in Werner erwacht, und er schrieb noch eine Tragödie, betitelt: „Die Mutter der Makkabäer.“ Hier galt es aber nicht, den profanen Lebensernst mit romantischen Späßen zu festonieren; zu dem heiligen Stoff wählte er auch einen kirchlich breitgezogenen Ton, die Rhythmen sind feierlich gemessen wie Glockengeläute, bewegen sich langsam wie eine Charfreitagsprocession, und es ist eine palästinasche Legende in griechischer Tragödienform. Das Stück fand wenig Beifall bei den Menschen hier unten; ob es den Engeln im Himmel besser gefiel, Das weiß ich nicht.

Aber der Pater Zacharias starb bald darauf, Anfang des Jahres 1823, nachdem er über 54 Jahr' auf dieser sündigen Erde gewandelt.

Wir lassen ihn ruhen, den Todten, und wenden uns zu dem zweiten Dichter des romantischen Triumvirats. Es ist der vortreffliche Freiherr de la Motte Fouqué, geboren in der Mark Brandenburg im Jahr' 1777, und zum Professor ernannt an der Universität Halle im Jahr 1833. Früher stand er als Major im königlich preußischen Militärdienst, und gehört zu den Sangeshelden oder Heldensängern,

deren Leier und Schwert während dem sogenannten Freiheitskriege am lautesten erklang. Sein Lorber ist von echter Art. Er ist ein wahrer Dichter, und die Weihe der Poesie ruht auf seinem Haupte. Wenigen Schriftstellern ward so allgemeine Huldigung zu Theil, wie einst unserem vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er seine Leser nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken. Aber. dieses Publikum ist immer groß genug, und Herr Fouqué kann sich rühmen, daſs er der Einzige von der romantischen Schule ist, an dessen Schriften auch die niederen Klassen Geschmack gefunden. Während man in den ästhetischen Theezirkeln Berlin's über den heruntergekommenen Ritter die Nase rümpfte, fand ich in einer kleinen Harzstadt ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und erröthend gestand, daſs sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmal den Verfasser der „Undine" küssen könnte. — Und dieses Mädchen hatte die schönsten Lippen, die ich jemals gesehen.

Aber welch' ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuſs; der Genius der Poesie küsste den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und

was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, Das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: „Undine."

Ich weiß nicht, ob diese Novelle ins Französische übersetzt worden. Es ist die Geschichte von der schönen Wasserfee, die keine Seele hat, die nur dadurch, daſs sie sich in einen Ritter verliebt, eine Seele bekömmt . . . aber, ach! mit dieser Seele bekömmt sie auch unsere menschlichen Schmerzen, ihr ritterlicher Gemal wird treulos, und sie küsst ihn todt. Denn der Tod ist in diesem Buche ebenfalls nur ein Kuſs.

Diese Undine könnte man als die Muse der Fouqué'schen Poesie betrachten. Obgleich sie unendlich schön ist, obgleich sie eben so leidet wie wir, und irdischer Kummer sie hinlänglich belastet, so ist sie doch kein eigentlich menschliches Wesen. Unsere Zeit aber stöſst alle solche Luft- und Wassergebilde von sich, selbst die schönsten, sie verlangt wirkliche Gestalten des Lebens, und am allerwenigsten verlangt sie Nixen, die in adlige Ritter verliebt sind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtsadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Ritterthümelei misſsbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum, und man

wandte sich ab von dem unzeitgemäßen Sänger. In der That, dieser beständige Singsang von Harnischen, Turnierrossen, Burgfrauen, ehrsamen Zunftmeistern, Zwergen, Knappen, Schlosskapellen, Minne und Glaube, und wie der mittelalterliche Trödel sonst heißt, wurde uns endlich lästig; und als der ingenioſe Hidalgo Friedrich de la Motte Fouqué sich immer tiefer in seine Ritterbücher versenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verständnis der Gegenwart einbüßte, da mussten sogar seine besten Freunde sich kopfschüttelnd von ihm abwenden.

Die Werke, die er in dieser späteren Zeit schrieb, sind ungenießbar. Die Gebrechen seiner früheren Schriften sind hier aufs höchste gesteigert. Seine Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüth; sie haben weder Fleisch noch Vernunft. Seine Frauenbilder sind nur Bilder oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herabwallen über die anmuthigen Blumengesichter. Wie die Werke von Walter Scott, mahnen auch die Fouqué'schen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Gestaltung und Farbenpracht mehr unser Auge als unsere Seele ergötzen. Das sind Ritterfeste, Schäferspiele, Zweikämpfe, alte Trachten, Alles recht hübsch neben einander, abenteuerlich ohne tieferen Sinn, bunte

Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern Fouqué's, wie bei den Nachahmern des Walter Scott, ist diese Manier, statt der inneren Natur der Menschen und Dinge nur ihre äußere Erscheinung und das Kostüm zu schildern, noch trübseliger ausgebildet. Diese flache Art und leichte Weise grassiert heutigen Tags in Deutschland eben so gut wie in England und Frankreich. Wenn auch die Darstellungen nicht mehr die Ritterzeit verherrlichen, sondern auch unsere moderne Zustände betreffen, so ist es doch noch immer die vorige Manier, die statt der Wesenheit der Erscheinung nur das Zufällige derselben auffasst. Statt Menschenkenntnis bekunden unsere neueren Romanciers bloß Kleiderkenntnis, und sie fußen vielleicht auf dem Sprichwort: Kleider machen Leute. Wie anders die älteren Romanenschreiber, besonders bei den Engländern! Richardson giebt uns die Anatomie der Empfindungen; Goldsmith behandelt pragmatisch die Herzensaktionen seiner Helden. Der Verfasser des „Tristram Shandy" zeigt uns die verborgensten Tiefen der Seele; er öffnet eine Luke der Seele, erlaubt uns einen Blick in ihre Abgründe, Paradiese und Schmutzwinkel, und lässt gleich die Gardine davor wieder fallen. Wir haben von vorn in das seltsame Theater hineingeschaut, Beleuchtung und Perspektive hat ihre Wirkung nicht verfehlt,

und indem wir das Unendliche geſchaut zu haben meinen, iſt unſer Gefühl unendlich geworden, poetiſch. Was Fielding betrifft, ſo führt er uns gleich hinter die Kouliſſen, er zeigt uns die falſche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpeſten Springfedern der zarteſten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeiſtrung aufblitzen wird, die Pauke, worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der ſpäterhin den gewaltigſten Donner der Leidenſchaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Maſchinerie, die große Lüge, wodurch uns die Menſchen anders erſcheinen als ſie wirklich ſind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht. Doch wozu als Beiſpiel die Engländer wählen, da unſer Goethe in ſeinem „Wilhelm Meiſter“ das beſte Muſter eines Romans geliefert hat.

Die Zahl der Fouqué'ſchen Romane iſt Legion; er iſt einer der fruchtbarſten Schriftſteller. „Der Zauberring“ und „Thiodolph der Isländer“ verdienen beſonders rühmend angeführt zu werden. Seine metriſchen Dramen, die nicht für die Bühne beſtimmt ſind, enthalten große Schönheiten. Beſonders „Sigurd, der Schlangentödter“ iſt ein kühnes Werk, worin die altſkandinaviſche Heldenſage mit all ihrem Rieſen- und Zauberweſen ſich abſpiegelt. Die Hauptperſon des Dramas, der Sigurd, iſt eine

ungeheure Gestalt. Er ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht. Er hat so viel Muth wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwei Esel.

Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie sind die Lieblichkeit selbst. Sie sind so leicht, so bunt, so glänzend, so heiter dahinflatternd; es sind süße lyrische Kolibris.

Der eigentliche Liederdichter aber ist Herr Ludwig Uhland, der, geboren zu Tübingen im Jahre 1787, jetzt als Advokat in Stuttgart lebt. Dieser Schriftsteller hat einen Band Gedichte, zwei Tragödien und zwei Abhandlungen über Walter von der Vogelweide und über französische Troubadoure geschrieben. Es sind zwei kleine historische Untersuchungen und zeugen von fleißigem Studium des Mittelalters. Die Tragödien heißen „Ludwig der Baier“ und „Herzog Ernst von Schwaben.“ Erstere habe ich nicht gelesen; sie ist mir auch nicht als die vorzüglichere gerühmt worden. Die zweite jedoch enthält große Schönheiten und erfreut durch Adel der Gefühle und Würde der Gesinnung. Es weht darin ein süßer Hauch der Poesie, wie er in den Stücken, die jetzt auf unserem Theater so viel Beifall ernten, nimmermehr angetroffen wird. Deutsche Treue ist das Thema dieses Dramas, und wir sehen

sie hier, stark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutsche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt uns um so rührender ins Herz. Dieses Drama, oder vielmehr dieses Lied, enthält Stellen, welche zu den schönsten Perlen unserer Literatur gehören. Aber das Theaterpublikum hat das Stück dennoch mit Indifferenz aufgenommen oder vielmehr abgelehnt. Ich will die guten Leute des Parterres nicht allzu bitter darob tadeln. Diese Leute haben bestimmte Bedürfnisse, deren Befriedigung sie vom Dichter verlangen. Die Produkte des Poeten sollen nicht eben den Sympathien seines eignen Herzens, sondern viel eher dem Begehr des Publikums entsprechen. Dieses letztere gleicht ganz dem hungrigen Beduinen in der Wüste, der einen Sack mit Erbsen gefunden zu haben glaubt und ihn hastig öffnet; aber ach! es sind nur Perlen. Das Publikum verspeist mit Wonne des Herrn Raupach's dürre Erbsen und Madame Birch-Pfeiffer's Saubohnen; Uhland's Perlen findet es ungenießbar.

Da die Franzosen höchstwahrscheinlich nicht wissen, wer Madame Birch-Pfeiffer und Herr Raupach ist, so muss ich hier erwähnen, dass dieses göttliche Paar, geschwisterlich neben einander stehend wie Apoll und Diana, in den Tempeln unserer

dramatiſchen Kunſt am meiſten verehrt wird. Ja, Herr Raupach iſt eben ſo ſehr dem Apoll wie Madame Birch-Pfeiffer der Diana vergleichbar. Was ihre reale Stellung betrifft, ſo iſt Letztere als kaiſerlich öſterreichiſche Hofſchauſpielerin in Wien, und Erſterer als königlich preußiſcher Theaterdichter in Berlin angeſtellt. Die Dame hat ſchon eine Menge Dramen geſchrieben, worin ſie ſelber ſpielt. Ich kann nicht umhin, hier einer Erſcheinung zu erwähnen, die den Franzoſen faſt unglaublich vorkommen wird: eine große Anzahl unſerer Schauſpieler ſind auch dramatiſche Dichter und ſchreiben ſich ſelbſt ihre Stücke. Man ſagt, Herr Ludwig Tieck habe durch eine unvorſichtige Äußerung dieſes Unglück veranlaßt. In ſeinen Kritiken bemerkte er nämlich, daſs die Schauſpieler in einem ſchlechten Stücke immer beſſer ſpielen können als in einem guten Stücke. Fußend auf ſochem Axiom, griffen die Komödianten ſcharenweis zur Feder, ſchrieben Trauerſpiele und Luſtſpiele die Hülle und Fülle, und es wurde uns manchmal ſchwer zu entſcheiden: dichtete der eitle Komödiant ſein Stück abſichtlich ſchlecht, um gut darin zu ſpielen? oder ſpielte er ſchlecht in ſo einem ſelbſtverfertigten Stücke, um uns glauben zu machen, das Stück ſei gut? Der Schauſpieler und der Dichter, die bisher in einer

Art von kollegialiſchem Verhältniſſe ſtanden (ungefähr wie der Scharfrichter und der arme Sünder), traten jetzt in offne Feindſchaft. Die Schauſpieler ſuchten die Poeten ganz vom Theater zu verdrängen, unter dem Vorgeben, ſie verſtänden Nichts von den Anforderungen der Bretterwelt, verſtänden Nichts von draſtiſchen Effekten und Theaterkoups, wie nur der Schauſpieler ſie in der Praxis erlernt und ſie in ſeinen Stücken anzubringen weiß. Die Komödianten oder, wie ſie ſich am liebſten nennen, die Künſtler ſpielten daher vorzugsweiſe in ihren eignen Stücken oder wenigſtens in Stücken, die einer der Ihrigen, ein Künſtler, verfertigt hatte. In der That, dieſe entſprachen ganz ihren Bedürfniſſen; hier fanden ſie ihre Lieblingskoſtüme, ihre fleiſchfarbige Trikotpoeſie, ihre applaudierten Abgänge, ihre herkömmlichen Grimaſſen, ihre Flittergold-Redensarten, ihr ganzes affektiertes Kunſtzigeunerthum: eine Sprache, die nur auf den Brettern geſprochen wird, Blumen, die nur dieſem erlogenen Boden entſproſſen, Früchte, die nur am Lichte der Orcheſterlampe gereift, eine Natur, worin nicht der Odem Gottes, ſondern des Souffleurs weht, kouliſſenerſchütternde Tobſucht, ſanfte Wehmuth mit kitzelnder Flötenbegleitung, geſchminkte Unſchuld mit Laſterverſenkungen, Monatsgagengefühle, Trompetentuſch u. ſ. w.

Solchermaßen haben die Schauspieler in Deutschland sich von den Poeten und auch von der Poesie selbst emancipiert. Nur der Mittelmäßigkeit erlauben sie noch, sich auf ihrem Gebiete zu producieren. Aber sie geben genau Acht, daſs es kein wahrer Dichter ist, der im Mantel der Mittelmäßigkeit sich bei ihnen eindrängt. Wie viel' Prüfungen hat Herr Raupach überstehen müssen, ehe es ihm gelang, auf dem Theater Fuß zu fassen! Und noch jetzt haben sie ein waches Auge auf ihn, und wenn er mal ein Stück schreibt, das nicht ganz und gar schlecht ist, so muſs er aus Furcht vor dem Ostracismus der Komödianten gleich wieder ein Dutzend der allermiserabelsten Machwerke zu Tage fördern. Ihr wundert euch über das Wort: „ein Dutzend"? Es ist gar keine Übertreibung von mir. Dieser Mann kann wirklich jedes Jahr ein Dutzend Dramen schreiben, und man bewundert diese Produktivität. Aber „es ist keine Hexerei," sagt Jantjen von Amsterdam, der berühmte Taschenspieler, wenn wir seine Kunststücke anstaunen, „es ist keine Hexerei, sondern nur die Geschwindigkeit."

Daſs es Herrn Raupach gelungen ist, auf der deutschen Bühne empor zu kommen, hat aber noch einen besondern Grund. Dieser Schriftsteller, von Geburt ein Deutscher, hat lange Zeit in Rußland

gelebt, dort erwarb er seine Bildung, und es war die moskowitische Muse, die ihn eingeweiht in die Poesie. Diese Muse, die eingezobelte Schöne mit der holdselig aufgestülpten Nase, reichte unserem Dichter die volle Branntweinschale der Begeistrung, hing um seine Schulter den Köcher mit kirgisischen Witzpfeilen, und gab in seine Hände die tragische Knute. Als er zuerst auf unsere Herzen damit losschlug, wie erschütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erscheinung musste uns nicht wenig in Verwunderung setzen. Der Mann gefiel uns gewiss nicht im civilisierten Deutschland; aber sein sarmatisch ungethümes Wesen, eine täppische Behendigkeit, ein gewisses brummendes Zugreifen in seinem Verfahren, verblüffte das Publikum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach auf seinem slavischen Pegasus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poesie dahinjagte, und unter dem Sattel nach echter Baschkirenweise seine dramatischen Stoffe gar ritt. Dieses fand Beifall in Berlin, wo, wie ihr wisst, alles Russische gut aufgenommen wird; dem Herrn Raupach gelang es, dort Fuß zu fassen, er wusste sich mit den Schauspielern zu verständigen, und seit einiger Zeit, wie schon gesagt, wird Raupach-Apollo neben Diana-Birch-Pfeiffer göttlich verehrt in dem Tempel der

dramatischen Kunst. Dreißig Thaler bekömmt er für jeden Akt, den er schreibt, und er schreibt lauter Stücke von sechs Akten, indem er dem ersten Akt den Titel „Vorspiel“ giebt. Alle möglichen Stoffe hat er schon unter den Sattel seines Pegasus geschoben und gar geritten. Kein Held ist sicher vor solchem tragischen Schicksal. Sogar den Siegfried, den Drachentödter, hat er unterbekommen. Die Muse der deutschen Geschichte ist in Verzweiflung. Einer Niobe gleich betrachtet sie mit bleichem Schmerze die edlen Kinder, die Raupach-Apollo so entsetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! er wagte es sogar, Hand zu legen an die Hohenstaufen, unsere alten geliebten Schwabenkaiser! Es war nicht genug, daſs Herr Friedrich Raumer sie geschichtlich eingeschlachtet, jetzt kommt gar Herr Raupach, der sie fürs Theater zurichtet. Raumer'sche Holzfiguren überzieht er mit seiner ledernen Poesie, mit seinen russischen Juchten, und der Anblick solcher Karikaturen und ihr Miſsduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die schönsten und edelsten Kaiser des deutschen Vaterlandes. Und die Polizei hemmt nicht solchen Frevel? Wenn sie nicht gar selbst die Hand im Spiel hat! Neue, emporstrebende Regentenhäuser lieben nicht bei dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiserstämme, an deren Stelle sie gern treten

möchten. Nicht bei Immermann, nicht bei Grabbe, nicht einmal bei Herrn Uechtritz, sondern bei dem Herrn Raupach wird die Berliner Theaterintendanz einen Barbarossa bestellen. Aber streng bleibt es Herrn Raupach untersagt, einen Hohenzollern unter den Sattel zu stecken; sollte es ihm einmal danach gelüsten, so würde man ihm bald die Hausvogtei als Helikon anweisen*).

Die Ideenassociation, die durch Kontraste entsteht, ist Schuld daran, dass ich, indem ich von Herrn Uhland reden wollte, plötzlich auf Herrn Raupach und Madame Birch-Pfeiffer gerieth. Aber obgleich dieses göttliche Paar, unsere Theater-Diana noch viel weniger als unser Theater-Apoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, so musste ich doch einmal von ihnen reden, weil sie die jetzige Bretterwelt repräsentieren. Auf jeden Fall war ich es unseren wahren Poeten schuldig, mit wenigen Worten in diesem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute sind, die bei uns die Herrschaft der Bühne usurpieren**).

*) Dieser ganze Absatz fehlt in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) Der letzte Satz fehlt in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

5.

Ich bin in dieſem Augenblick in einer ſonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichteſammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbeſprochen laſſen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs ſolcher Beſprechung günſtig iſt. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erſcheinen, und ehrlich offne Worte könnten als Mangel an Nächſtenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhland'ſchen Muſe und die Hinterſaſſen ſeines Ruhmes werde ich mit der Begeiſterung, die mir heute zu Gebote ſteht, ſchwerlich befriedigen. Aber ich bitte euch, Zeit und Ort, wo ich Dieſes niederſchreibe, gehörig zu ermeſſen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überſtrömenden Begeiſterung hätte ich den vortrefflichen Uhland zu

feiern vermocht! Damals empfand ich seine Vortrefflichkeit vielleicht besser als jetzt; er stand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber so Vieles hat sich seitdem ereignet! Was mir so herrlich dünkte, jenes chevalereske und katholische Wesen, jene Ritter, die im adligen Turnei sich hauen und stechen, jene sanften Knappen und sittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minnesänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsschauern, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir seitdem verleidet! Ja, einst war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schlosses zu Düsseldorf am Rhein, saß ich und deklamierte vor mich hin das schönste aller Uhland'schen Lieder:

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!“

Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb,
Da ſah er hin, bis in der Höh'
Erſchien ſein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“

Der Winter floh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch Sie erſchien nicht mehr.

Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geiſterlaut herunterſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schlosses saß und dieses Lied deklamierte, hörte ich auch wohl zuweilen, wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeifließt, meine Worte nachäfften, und Das seufzte und Das stöhnte aus den Fluthen mit komischem Pathos:

„Ein Geisterlaut herunterscholl,
Ade, du Schäfer mein!“

Ich ließ mich aber nicht stören von solchen Neckereien der Wasserfrauen, selbst wenn sie bei den schönsten Stellen in Uhland's Gedichten ironisch kicherten. Ich bezog solches Gekicher damals bescheidentlich auf mich selbst, namentlich gegen Abend, wenn die Dunkelheit hereinbrach, und ich mit etwas erhobener Stimme deklamierte, um dadurch die geheimnisvollen Schauer zu überwinden, die mir die alten Schlosstrümmer einflößten. Es ging nämlich die Sage, dass dort des Nachts eine Dame ohne Kopf umherwandle. Ich glaubte manchmal ihre lange seidne Schleppe vorbeirauschen zu hören, und mein Herz pochte ... Das war die Zeit und der Ort, wo ich für die „Gedichte von Ludwig Uhland“ begeistert war.

Dasselbe Buch habe ich wieder in Händen, aber zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, ich

habe unterdeſſen Viel gehört und geſehen, gar Viel, ich glaube nicht mehr an Menſchen ohne Kopf, und der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüth. Das Haus, worin ich eben ſitze und leſe, liegt auf dem Boulevard Mont-Martre; und dort branden die wildeſten Wogen des Tages, dort kreiſchen die lauteſten Stimmen der modernen Zeit; Das lacht, Das grollt, Das trommelt; im Sturmſchritt ſchreitet vorüber die Nationalgarde; und Jeder ſpricht franzöſiſch. — Iſt Das nun der Ort, wo man Uhland's Gedichte leſen kann? Dreimal habe ich den Schluſs des oberwähnten Gedichtes mir wieder vordeklamiert, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einſt ergriff, wenn das Königstöchterlein ſtirbt und der ſchöne Schäfer ſo klagevoll zu ihr hinaufrief: Willkommen, Königstöchterlein:

„Ein Geiſterlaut herunterſcholl,
Ade, du Schäfer mein!"

Vielleicht auch bin ich für ſolche Gedichte etwas kühl geworden, ſeitdem ich die Erfahrung gemacht, daſs es eine weit ſchmerzlichere Liebe giebt als die, welche den Beſitz des geliebten Gegenſtandes niemals erlangt, oder ihn durch den Tod verliert. In der

That, schmerzlicher ist es, wenn der geliebte Gegenstand Tag und Nacht in unseren Armen liegt, aber durch beständigen Widerspruch und blödsinnige Kapricen uns Tag und Nacht verleidet, dergestalt, daſs wir Das, was unser Herz am meisten liebt, von unserem Herzen fortstoßen, und wir selber das verflucht geliebte Weib nach dem Postwagen bringen und fortschicken müssen:

„Ade, du Königstöchterlein!“

Ja, schmerzlicher als der Verlust durch den Tod ist der Verlust durch das Leben, z. B. wenn die Geliebte aus wahnsinniger Leichtfertigkeit sich von uns abwendet, wenn sie durchaus auf einen Ball gehen will, wohin kein ordentlicher Mensch sie begleiten kann, und wenn sie dann, ganz aberwitzig bunt geputzt und trotzig frisiert, dem ersten besten Lump den Arm reicht und uns den Rücken kehrt . . .

„Ade, du Schäfer mein!“

Vielleicht erging es Herrn Uhland selber nicht besser als uns. Auch seine Stimmung muſs sich seitdem etwas verändert haben. Mit geringen Ausnahmen hat er seit zwanzig Jahren keine neue Gedichte zu Markte gebracht. Ich glaube nicht, daſs dieses schöne

Dichtergemüth so kärglich von der Natur begabt gewesen und nur einen einzigen Frühling in sich trug. Nein, ich erkläre mir das Verstummen Uhland's vielmehr aus dem Widerspruch, worin die Neigungen seiner Muse mit den Ansprüchen seiner politischen Stellung gerathen sind. Der elegische Dichter, der die katholisch-feudalistische Vergangenheit in so schönen Balladen und Romanzen zu besingen wusste, der Ossian des Mittelalters, wurde seitdem in der würtembergischen Ständeversammlung ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geistesfreiheit. Dass diese demokratische und protestantische Gesinnung bei ihm echt und lauter ist, bewies Herr Uhland durch die großen persönlichen Opfer, die er ihr brachte; hatte er einst den Dichterlorber errungen, so erwarb er auch jetzt den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber eben weil er es mit der neuen Zeit so ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeisterung weiter singen; und da sein Pegasus nur ein Ritterross war, das gern in die Vergangenheit zurücktrabte, aber gleich stetig wurde, wenn es vorwärts sollte in das moderne Leben, da ist der wackere Uhland lächelnd abgestiegen, ließ ruhig absatteln und den unfügsamen Gaul nach dem Stall bringen.

Dort befindet er ſich noch bis auf heutigen Tag, und wie ſein Kollege, das Roſs Bayard's, hat er alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler: er iſt todt.

Schärferen Blicken als den meinigen will es nicht entgangen ſein, daſs das hohe Ritterroſs mit ſeinen bunten Wappendecken und ſtolzen Federbüſchen nie recht gepaſſt habe zu ſeinem bürgerlichen Reiter, der an den Füßen ſtatt Stiefeln mit goldenen Sporen nur Schuhe mit ſeidenen Strümpfen, und auf dem Haupte ſtatt eines Helms nur einen Tübinger Doktorhut getragen hat. Sie wollen entdeckt haben, daſs Herr Ludwig Uhland niemals mit ſeinem Thema ganz übereinſtimmen konnte; daſs er die naiven, grauenhaft kräftigen Töne des Mittelalters nicht eigentlich in idealiſierter Wahrheit wiedergiebt, ſondern ſie vielmehr in eine kränklich ſentimentale Melancholie auflöſt; daſs er die ſtarken Klänge der Heldenſage und des Volkslieds in ſeinem Gemüthe gleichſam weich gekocht habe, um ſie genießbar zu machen für das moderne Publikum. Und in der That, wenn man die Frauen der Uhland'ſchen Gedichte genau betrachtet, ſo ſind es nur ſchöne Schatten, verkörperter Mondſchein, in den Adern Milch, in den Augen ſüße Thränen, nämlich Thränen ohne Salz. Ver-

gleicht man die Uhland'schen Ritter mit den Rittern der alten Gesänge, so kommt es uns vor, als bestänben sie aus Harnischen von Blech, worin lauter Blumen stecken, statt Fleisch und Knochen. Die Uhland'schen Ritter duften daher für zarte Nasen weit minniglicher als die alten Kämpen, die recht dicke eiserne Hosen trugen und viel fraßen und noch mehr soffen.

Aber Das soll kein Tadel sein. Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Kopei die deutsche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerschein ergötzen, und er ließ sie freundlich zurückspiegeln von der dämmernden Fläche seines Geistes. Dieses mag seinen Gedichten vielleicht einen besonderen Reiz verleihen und ihnen die Liebe vieler sanften und guten Menschen erwerben. Die Bilder der Vergangenheit üben ihren Zauber selbst in der matteſten Beschwörung. Sogar Männer, die für die moderne Zeit Partei gefasst, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Überlieferungen alter Tage; wunderbar berühren uns diese Geisterstimmen selbst in ihrem schwächsten Nachhall. Und es ist leicht begreiflich, dass die Balladen und Romanzen unseres vortrefflichen Uhland's nicht bloß bei Patrioten von 1813, bei frommen Jünglingen und minniglichen Jung-

frauen, sondern auch bei manchen Höhergekräftigten und Neudenkenden den schönsten Beifall finden.

Ich habe bei dem Wort Patrioten die Jahrzahl 1813 hinzugefügt, um sie von den heutigen Vaterlandsfreunden zu unterscheiden, die nicht mehr von den Erinnerungen des sogenannten Freiheitskrieges zehren. Jene älteren Patrioten müssen an der Uhland'schen Muse das süßeste Wohlgefallen finden, da die meisten seiner Gedichte ganz von dem Geiste ihrer Zeit geschwängert sind, einer Zeit, wo sie selber noch in Jugendgefühlen und stolzen Hoffnungen schwelgten. Diese Vorliebe für Uhland's Gedichte überlieferten sie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einst als Patriotismus angerechnet, wenn sie sich Uhland's Gedichte anschafften. Sie fanden darin Lieder, die selbst Max von Schenkendorf und Herr Ernst Moritz Arndt nicht besser gedichtet hätten. Und in der That, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wird nicht befriedigt von dem Uhland'schen Gedichte:

„Vorwärts! fort und immer fort,
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewaltiges Öſterreich!
Vorwärts! thu's den Andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund!
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarschall!
Vorwärts, tapfre Streiter all'!
Vorwärts!

Ich wiederhole es, die Leute von 1813 finden in Herrn Uhland's Gedichten den Geist ihrer Zeit aufs kostbarste aufbewahrt, und nicht bloß den politischen, sondern auch den moralischen und ästhetischen Geist. Herr Uhland repräsentiert eine ganze Periode, und er repräsentiert sie jetzt fast allein, da die anderen Repräsentanten derselben in Vergessenheit gerathen und sich wirklich in diesem Schriftsteller alle resumieren. Der Ton, der in den Uhland'schen Liedern, Balladen und Romanzen herrscht, war der Ton aller seiner romantischen Zeitgenossen, und Mancher darunter hat, wo nicht gar Besseres, doch wenigstens eben so Gutes geliefert. Und hier ist der Ort, wo ich noch Manchen von der romantischen Schule rühmen kann, der, wie gesagt, in Betreff des Stoffes und der Tonart seiner Gedichte die sprechendste Ähnlichkeit mit Herrn

Uhland bekundet, auch an poetischem Werthe ihm nicht nachzustehen braucht, und sich etwa nur durch mindere Sicherheit in der Form von ihm unterscheidet. In der That, welch ein vortrefflicher Dichter ist der Freiherr von Eichendorff; die Lieder, die er seinem Roman „Ahnung und Gegenwart“ eingewebt hat, lassen sich von den Uhland'schen gar nicht unterscheiden, und zwar von den besten derselben. Der Unterschied besteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfrische und der kristallhafteren Wahrheit der Eichendorff'schen Gedichte. Herr Justinus Kerner, der fast gar nicht bekannt ist, verdient hier ebenfalls eine preisende Erwähnung; auch er dichtete in derselben Tonart und Weise die wackersten Lieder; er ist ein Landsmann des Herrn Uhland. Dasselbe ist der Fall bei Herrn Gustav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den schwäbischen Gauen hervorgeblüht, und uns noch jährlich mit hübschen und duftenden Liedern erquickt. Besonderes Talent besitzt er für die Ballade, und er hat die heimischen Sagen in dieser Form aufs erfreusamste besungen. Wilhelm Müller, den uns der Tod in seiner heitersten Jugendfülle entrissen, muss hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutschen Volkslieds klingt er ganz zusammen mit Herrn Uhland; mich will es sogar bedünken,

als sei er in solchem Gebiete manchmal glücklicher und überträfe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geist der alten Liedesformen und brauchte sie daher nicht äußerlich nachzuahmen; wir finden daher bei ihm ein freieres Handhaben der Übergänge und ein verständiges Vermeiden aller veralteten Wendungen und Ausdrücke. Den verstorbenen Wetzel, der jetzt vergessen und verschollen ist, muss ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er ist ein Wahlverwandter unseres vortrefflichen Uhland's, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinschmelzender Innigkeit. Diese Lieder, halb Blume halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern Jahrgänge von Brockhaus' „Urania." Dass Herr Clemens Brentano seine meisten Lieder in derselben Tonart und Gefühlsweise, wie Herr Uhland gedichtet hat, versteht sich von selbst; sie schöpften Beide aus derselben Quelle, dem Volksgesange, und bieten uns denselben Trank; nur die Trinkschale, die Form, ist bei Herrn Uhland gerundeter. Von Adalbert von Chamisso darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, dass er in

ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigenthümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte, und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört. Aber in den Liedern seiner früheren Periode weht derselbe Odem, der uns auch aus den Uhland'schen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmuth, dieselbe Thräne ... Chamisso's Thränen sind vielleicht rührender, weil sie, gleich einem Quell, der aus einem Felsen springt, aus einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen.

Die Gedichte, die Herr Uhland in südlichen Versarten geschrieben, sind ebenfalls den Sonetten, Assonanzen und Ottaverime seiner Mitschüler von der romantischen Schule aufs innigste verwandt, und man kann sie nimmermehr, sowohl der Form als des Tones nach, davon unterscheiden. Aber, wie gesagt, die meisten jener Uhland'schen Zeitgenossen mitsammt ihren Gedichten gerathen in Vergessenheit; Letztere findet man nur noch mit Mühe in verschollenen Sammlungen, wie der „Dichterwald," die „Sängerfahrt," in einigen Frauen- und Musenalmanachen, die Herr Fouqué und Herr Tieck herausgegeben, in alten Zeitschriften, namentlich in Achim von Arnim's „Trösteinsamkeit" und in der „Wünschelruthe," redigiert von Heinrich Straube

und Rudolph Christiani, in den damaligen Tagesblättern, und Gott weiß mehr wo!

Herr Uhland ist nicht der Vater einer Schule, wie Schiller oder Goethe oder sonst so Einer, aus deren Individualität ein besonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenossen einen bestimmten Wiederhall fand. Herr Uhland ist nicht der Vater, sondern er ist selbst nur das Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht ursprünglich angehört, sondern den sie aus früheren Dichterwerken mühsam hervorgequetscht hatte. Aber als Ersatz für diesen Mangel an Originalität, an eigenthümlicher Neuheit bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die eben so herrlich wie selten sind. Er ist der Stolz des glücklichen Schwabenlandes, und alle Genossen deutscher Zunge erfreuen sich dieses edlen Sängergemüthes. In ihm resumieren sich die meisten seiner lyrischen Gespielen von der romantischen Schule, die das Publikum jetzt in dem einzigen Manne liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um so inniger, da wir im Begriffe sind, uns auf immer von ihm zu trennen*).

*) Hier schließt die französische Ausgabe der „Romantischen Schule." Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande. Der Herausgeber.

Ach! nicht aus leichtfertiger Luſt, ſondern dem Geſetze der Nothwendigkeit gehorchend, ſetzt ſich Deutſchland in Bewegung ... Das fromme, friedſame Deutſchland! ... es wirft einen wehmüthigen Blick auf die Vergangenheit, die es hinter ſich läſſt, noch einmal beugt es ſich gefühlvoll hinab über jene alte Zeit, die uns aus Uhland's Gedichten ſo ſterbebleich anſchaut, und es nimmt Abſchied mit einem Kuſſe. Und noch einen Kuſs, meinetwegen ſogar eine Thräne! Aber laſſt uns nicht länger weilen in müßiger Rührung ...

Vorwärts! fort und immer fort,
Frankreich rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

.6.

„Als nach langen Jahren Kaiser Otto III. an das Grab kam, wo Karl's Gebeine bestattet ruhten, trat er mit zwei Bischöfen und dem Grafen von Laumel (der dieses Alles berichtet hat) in die Höhle ein. Die Leiche lag nicht, wie andere Todte, sondern saß aufrecht, wie ein Lebender, auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handschuhen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbohrt und waren herausgewachsen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk sehr dauerhaft gemauert. Um hinein zu gelangen, musste eine Öffnung gebrochen werden; sobald man hineingelangt war, spürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten sogleich die Knie, und erwiesen dem Todten Ehrerbietung. Kaiser Otto legte ihm ein

weißes Gewand an, beschnitt ihm die Nägel, und ließ alles Mangelhafte ausbessern. Von den Gliedern war Nichts verfault, außer von der Nasenspitze fehlte Etwas; Otto ließ sie von Gold wieder herstellen. Zuletzt nahm er aus Karl's Mund einen Zahn, ließ das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen. — Nachts drauf soll ihm im Traume Karl erschienen sein und verkündigt haben, daſs Otto nicht alt werden und keinen Erben hinterlassen werde."

Solchen Bericht geben uns die „deutschen Sagen." Es ist Dies aber nicht das einzige Beispiel der Art. So hat auch euer König Franz das Grab des berühmten Roland öffnen lassen, um selber zu sehen, ob dieser Held von so riesenhafter Gestalt gewesen, wie die Dichter rühmen. Dieses geschah kurz vor der Schlacht von Pavia. Sebastian von Portugal ließ die Grüfte seiner Vorfahren öffnen, und betrachtete die todten Könige, ehe er nach Afrika zog*).

*) In der neuesten französischen Ausgabe steht etwas ausführlicher: „Einen ähnlichen Besuch machte der König Sebastian von Portugal den Grüften seiner Vorfahren, ehe er sich zu dem unglücklichen Feldzuge nach Afrika einschiffte, wo der Sand von Alkassar-Kebir sein Leichentuch ward. Er ließ jeden Sarg öffnen, und betrachtete lange fragend die Züge der alten Könige." Der Herausgeber.

Sonderbar schauerliche Neugier, die oft die Menschen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinabzuschauen! Es geschieht Dieses zu außerordentlichen Perioden, nach Abschluß einer Zeit, oder kurz vor einer Katastrophe. In unseren neueren Tagen haben wir eine ähnliche Erscheinung erlebt; es war ein großer Souverän, das französische Volk, welcher plötzlich die Lust empfand, das Grab der Vergangenheit zu öffnen und die längst verschütteten, verschollenen Zeiten bei Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die mit Spaten und Brecheisen schnell bei der Hand waren, um den alten Schutt aufzuwühlen und die Grüfte zu erbrechen. Ein starker Duft ließ sich verspüren, der als gothisches Haut-gout diejenigen Nasen, die für Rosenöl*) blasiert sind, sehr angenehm kitzelte. Die französischen Schriftsteller knieten ehrerbietig nieder vor dem aufgedeckten Mittelalter. Der Eine legte ihm ein neues Gewand an, der Andere schnitt ihm die Nägel, ein Dritter setzte ihm eine neue Nase an; zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausrissen, Alles wie Kaiser Otto.

*) „für klassische Parfüms“ steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ob der Geist des Mittelalters diesen Zahnausreißern im Traume erschienen ist und ihrer ganzen romantischen Herrschaft ein frühes Ende prophezeit hat, Das weiß ich nicht. Überhaupt, ich erwähne dieser Erscheinung der französischen Literatur nur aus dem Grunde, um bestimmt zu erklären, daß ich weder direkt noch indirekt eine Befehdung derselben im Sinne habe, wenn ich in diesem Buche eine ähnliche Erscheinung, die in Deutschland stattfand, mit etwas scharfen Worten besprochen. Die Schriftsteller, die in Deutschland das Mittelalter aus seinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke, wie man aus diesen Blättern ersehen wird, und die Wirkung, die sie auf die große Menge ausüben konnten, gefährdete die Freiheit und das Glück meines Vaterlandes. Die französischen Schriftsteller hatten nur artistische Interessen, und das französische Publikum suchte nur seine plötzlich erwachte Neugier zu befriedigen. Die Meisten schauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Absicht, um sich ein interessantes Kostüm für den Karneval auszusuchen. Die Mode des Gothischen war in Frankreich eben nur eine Mode, und sie diente nur dazu, die Lust der Gegenwart zu erhöhen. Man läßt sich die Haare mittelalterlich lang vom Haupte herabwallen, und bei der flüchtigsten Bemerkung des Friseurs,

daſs es nicht gut kleide, läſst man es kurz abſchneiden mitſammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. Ach! in Deutſchland iſt Das anders. Vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bei euch, gänzlich todt und verweſt iſt. Das deutſche Mittelalter liegt nicht vermodert im Grabe, es wird vielmehr manchmal von einem böſen Geſpenſte belebt, und tritt am hellen, lichten Tage in unſere Mitte, und ſaugt uns das rothe Leben aus der Bruſt . . .

Ach! ſeht ihr nicht, wie Deutſchland ſo traurig und bleich iſt? zumal die deutſche Jugend, die noch unlängſt ſo begeiſtert emporjubelte? Seht ihr nicht, wie blutig der Mund des bevollmächtigten Vampyrs, der zu Frankfurt reſidiert, und dort am Herzen des deutſchen Volkes ſo ſchauerlich langſam und langweilig ſaugt?

Was ich in Betreff des Mittelalters im Allgemeinen angedeutet, findet auf die Religion desſelben eine ganz beſondere Anwendung. Loyalität erfordert, daſs ich eine Partei, die man hier zu Land die katholiſche nennt, aufs allerbeſtimmteſte von jenen deplorablen Geſellen, die in Deutſchland dieſen Namen führen, unterſcheide. Nur von Letzteren habe ich in dieſen Blättern geſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die mir immer noch viel zu

gelinde dünken. Es sind die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Gesindel, heuchlerisch, verlogen und von unüberwindlicher Feigheit. Das ziſchelt in Berlin, Das ziſchelt in München, und während du auf dem Boulevard Montmartre wandelst, fühlst du plötzlich den Stich in der Ferse. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es ist die Partei der Lüge, es sind die Schergen des Despotismus*), die Restauratoren aller Misère, aller Greuel und Narrethei der Vergangenheit. Wie himmelweit davon verschieden ist jene Partei, die man hier die katholische nennt, und deren Häupter zu den talentreichsten Schriftstellern Frankreichs gehören. Wenn sie auch nicht eben unsere Waffenbrüder sind, so kämpfen wir doch für dieselben Interessen, nämlich für die Interessen der Menschheit. In der Liebe für dieselbe sind wir einig; wir unterscheiden uns nur in der Ansicht Dessen, was der Menschheit frommt. Jene glauben, die Menschheit bedürfe nur des geistlichen Trostes, wir hingegen sind der Meinung, dass sie vielmehr des körperlichen Glückes bedarf. Wenn jene, die katholische Partei in Frankreich, ihre eigne Bedeutung verkennend, sich als die

*) „die Schergen der heiligen Alliance" steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Partei der Vergangenheit, als die Restauratoren des Glaubens derselben ankündigt, müssen wir sie gegen ihre eigne Aussage in Schutz nehmen. Das achtzehnte Jahrhundert hat den Katholicismus in Frankreich so gründlich ekrasiert, daſs fast gar keine lebende Spur davon übrig geblieben, und daſs Derjenige, welcher den Katholicismus in Frankreich wieder herstellen will, gleichsam eine ganz neue Religion predigt. Unter Frankreich verstehe ich Paris, nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, ist eine eben so gleichgültige Sache, als was unsere Beine denken; der Kopf ist der Sitz unserer Gedanken. Man sagte mir, die Franzosen in der Provinz seien gute Katholiken; ich kann es weder bejahen noch verneinen; die Menschen, welche ich in der Provinz fand, sahen Alle aus wie Meilenzeiger, welche ihre mehr oder minder groſse Entfernung von der Hauptstadt auf der Stirne geschrieben trugen. Die Frauen dort suchen vielleicht Trost im Christenthum, weil sie nicht in Paris leben können. In Paris selbst hat das Christenthum seit der Revolution nicht mehr existiert, und schon früher hatte es hier alle reelle Bedeutung verloren. In einem abgelegenen Kirchwinkel lag es lauernd, das Christenthum, wie eine Spinne, und sprang dann und wann hastig hervor, wenn es ein

Kind in der Wiege oder einen Greis im Sarge erhaſchen konnte. Ja, nur zu zwei Perioden, wenn er eben zur Welt kam oder wenn er eben die Welt wieder verließ, gerieth der Franzoſe in die Gewalt des katholiſchen Prieſters; während der ganzen Zwiſchenzeit war er bei Vernunft, und lachte über Weihwaſſer und Ölung. Aber heißt Das eine Herrſchaft des Katholicismus? Eben weil dieſer in Frankreich ganz erloſchen war, konnte er unter Ludwig XVIII. und Karl X. durch den Reiz der Neuheit auch einige uneigennützige Geiſter für ſich gewinnen. Der Katholicismus war damals ſo etwas Unerhörtes, ſo etwas Friſches, ſo etwas Überraſchendes! Die Religion, die kurz vor jener Zeit in Frankreich herrſchte, war die klaſſiſche Mythologie, und dieſe ſchöne Religion war dem franzöſiſchen Volke von ſeinen Schriftſtellern, Dichtern und Künſtlern mit ſolchem Erfolge gepredigt worden, daſs die Franzoſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Handeln wie im Gedanken ganz heidniſch koſtümiert waren. Während der Revolution blühte die klaſſiſche Religion in ihrer gewaltigſten Herrlichkeit; es war nicht ein alexandriniſches Nachäffen, Paris war eine natürliche Fortſetzung von Athen und Rom. Unter dem Kaiſerreich erloſch wieder dieſer antike Geiſt, die griechiſchen Götter herrſchten nur noch im Theater, und

die römiſche Tugend beſaß nur noch das Schlachtfeld; ein neuer Glaube war aufgekommen, und dieſer reſumierte ſich in dem heiligen Namen*): „Napoleon!“ Dieſer Glaube herrſcht noch immer unter der Maſſe. Wer daher ſagt, das franzöſiſche Volk ſei irreligiös, weil es nicht mehr an Chriſtus und ſeine Heiligen glaubt, hat Unrecht. Man muſs vielmehr ſagen, die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daſs ſie jetzt an einen Menſchen glauben, ſtatt an die unſterblichen Götter. Man muſs ſagen, die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daſs ſie nicht mehr an den Jupiter glauben, nicht mehr an Diana, nicht mehr an Minerva, nicht mehr an Venus. Dieſer letztere Punkt iſt zweifelhaft; ſo Viel weiß ich, in Betreff der Grazien ſind die Franzöſinnen**) noch immer orthodox geblieben.

Ich hoffe, man wird dieſe Bemerkungen nicht miſsverſtehen; ſie ſollten ja eben dazu dienen, den Leſer dieſes Buches vor einem argen Miſsverſtändniſſe zu bewahren.

---

*) „in einem einzigen Namen:“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „ſind die Franzoſen“ ſteht in der älteren, — „iſt Frankreich“ ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Anhang.

Ich wäre in Verzweiflung, wenn die wenigen Andeutungen, die mir (Seite 166) in Betreff des großen Eklektikers entschlüpft sind, ganz missverstanden werden. Wahrlich, fern ist von mir die Absicht, Herren Victor Cousin zu verkleinern. Die Titel dieses berühmten Philosophen verpflichten mich sogar zu Preis und Lob. Er gehört zu jenem lebenden Pantheon Frankreichs, welches wir die Pairie nennen, und seine geistreichen Gebeine ruhen auf den Sammetbänken des Luxembourgs. Dabei ist er ein liebendes Gemüth, und er liebt nicht die banalen Gegenstände, die jeder Franzose lieben kann, z. B. den Napoleon, er liebt nicht einmal den Voltaire, der schon minder leicht zu lieben ist . . . nein, des Herren Cousin's Herz versucht das

Schwerste: er liebt Preußen. Ich wäre ein Böse-wicht, wenn ich einen solchen Mann verkleinern wollte, ich wäre ein Ungeheuer von Undankbarkeit . . . denn ich selber bin ein Preuße. Wer wird uns lieben, wenn das große Herz eines Victor Cousin nicht mehr schlägt?

Ich muss wahrlich alle Privatgefühle, die mich zu einem überlauten Enthusiasmus verleiten könnten, gewaltsam unterdrücken. Ich möchte nämlich auch nicht des Servilismus verdächtig werden; denn Herr Cousin ist sehr einflussreich im Staate durch seine Stellung und Zunge. Diese Rücksicht könnte mich sogar bewegen, eben so freimüthig seine Fehler wie seine Tugenden zu besprechen. Wird er selber Dieses missbilligen? Gewiss nicht! Ich weiß, dass man große Geister nicht schöner ehren kann, als indem man ihre Mängel eben so gewissenhaft wie ihre Tugenden beleuchtet. Wenn man einen Herkules besingt, muss man auch erwähnen, dass er einmal die Löwenhaut abgelegt und am Spinnrocken gesessen; er bleibt ja darum doch immer ein Herkules! Wenn wir eben solche Umstände von Herrn Cousin berichten, dürfen wir jedoch feinlobend hinzufügen: Herr Cousin, wenn er auch zuweilen schwatzend am Spinnrocken saß, so hat er doch nie die Löwenhaut abgelegt.

In Vergleichung mit dem Herkules fortfahrend, dürften wir auch noch eines anderen schmeichelhaften Unterschieds erwähnen. Das Volk hat nämlich dem Sohne der Alkmene auch jene Werke zugeschrieben, die von verschiedenen seiner Zeitgenossen vollbracht worden; die Werke des Herren Cousin sind aber so kolossal, so erstaunlich, daſs das Volk nie begriff, wie ein einziger Mensch Dergleichen vollbringen konnte, und es entstand die Sage, daſs die Werke, die unter dem Namen dieses Herren erschienen sind, von mehren seiner Zeitgenossen herrühren.

So wird es auch einst Napoleon gehn; schon jetzt können wir nicht begreifen, wie ein einziger Held so viele Wunderthaten vollbringen konnte. Wie man dem großen Victor Cousin schon jetzt nachsagt, daſs er fremde Talente zu exploitieren und ihre Arbeiten als die seinigen zu publicieren gewusst, so wird man einst auch von dem armen Napoleon behaupten, daſs nicht er selber, sondern Gott weiß wer, vielleicht gar Herr Sebastiani, die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Jena gewonnen habe.

Große Männer wirken nicht bloß durch ihre Thaten, sondern auch durch ihr persönliches Leben. In dieser Beziehung muſs man Herren Cousin ganz

unbedingt loben. Hier erscheint er in seiner tadellosesten Herrlichkeit. Er wirkte durch sein eignes Beispiel zur Zerstörung eines Vorurtheils, welches vielleicht bis jetzt die meisten seiner Landsleute davon abgehalten hat, sich dem Studium der Philosophie, der wichtigsten aller Bestrebungen, ganz hinzugeben. Hier zu Lande herrschte nämlich die Meinung, dass man durch das Studium der Philosophie für das praktische Leben untauglich werde, dass man durch metaphysische Spekulationen den Sinn für industrielle Spekulationen verliere, und dass man, allem Ämterglanz entsagend, in naiver Armuth und zurückgezogen von allen Intriguen leben müsse, wenn man ein großer Philosoph werden wolle. Diesen Wahn, der so viele Franzosen von dem Gebiete des Abstrakten fernhielt, hat nun Herr Cousin glücklich zerstört, und durch sein eignes Beispiel hat er gezeigt, dass man ein unsterblicher Philosoph und zu gleicher Zeit ein lebenslänglicher Pair de France werden kann.

Freilich, einige Voltairianer erklären dieses Phänomen aus dem einfachen Umstande, dass von jenen zwei Eigenschaften des Herren Cousin nur die letztere konstatiert sei. Giebt es eine liebloſere, unchristlichere Erklärung? Nur ein Voltairianer ist dergleichen Frivolität fähig!

Welcher große Mann ist aber jemals der Persifflage seiner Zeitgenossen entgangen? Haben die Athener mit ihren attischen Epigrammen den großen Alexander verschont? Haben die Römer nicht Spottlieder auf Cäsar gesungen? Haben die Berliner nicht Pasquille gegen Friedrich den Großen gedichtet? Herren Cousin trifft dasselbe Schicksal, welches schon Alexander, Cäsar und Friedrich getroffen, und noch viele andere große Männer mitten in Paris treffen wird. Je größer der Mann, desto leichter trifft ihn der Pfeil des Spottes. Zwerge sind schon schwerer zu treffen.

Die Masse aber, das Volk, liebt nicht den Spott. Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, ist von ernsthafter Natur, es ist abgeneigt jedem boshaften Salonwitz, und große Erscheinungen erklärt es in tiefsinnig mystischer Weise. Alle seine Auslegungen tragen einen poetischen, wunderbaren, legendenhaften Charakter. So z. B. Paganini's erstaunliches Violinspiel sucht das Volk dadurch zu erklären, dass dieser Musiker aus Eifersucht seine Geliebte ermordet, deshalb lange Jahre im Gefängnisse zugebracht, dort zur einzigen Erheiterung nur eine Violine besessen und, indem er sich Tag und Nacht darauf übte, endlich die höchste Meisterschaft auf diesem

Instrumente erlangt habe. Die philosophische Virtuosität des Herren Cousin sucht das Volk in ähnlicher Weise zu erklären, und man erzählt, dass einst die deutschen Regierungen unseren großen Eklektiker für einen Freiheitshelden angesehen und festgesetzt haben, dass er im Gefängnisse kein anderes Buch außer Kant's Kritik der reinen Vernunft zu lesen bekommen, dass er aus langer Weile beständig darin studiert, und dass er dadurch jene Virtuosität in der deutschen Philosophie erlangte, die ihm späterhin in Paris so viele Applaudissements erwarb, als er die schwierigsten Passagen derselben öffentlich vortrug.

Dieses ist eine sehr schöne Volkssage, märchenhaft, abenteuerlich, wie die von Orpheus, von Bileam, dem Sohne Beor's, von Quasar dem Weisen, von Buddah, und jedes Jahrhundert wird daran modeln, bis endlich der Name Cousin eine symbolische Bedeutung gewinnt, und die Mythologen in Herren Cousin nicht mehr ein wirkliches Individuum sehen, sondern nur die Personifikation des Märtyrers der Freiheit, der, im Kerker sitzend, Trost sucht in der Weisheit, in der Kritik der reinen Vernunft; ein künftiger Ballanche sieht vielleicht in ihm eine Allegorie seiner Zeit selbst, einer

Zeit, wo die Kritik und die reine Vernunft und die Weisheit gewöhnlich im Kerker saß.

Was nun wirklich diese Gefangenschaftsgeschichte des Herren Cousin betrifft, so ist sie keineswegs ganz allegorischen Ursprungs. Er hat in der That einige Zeit, der Demagogie verdächtig, in einem deutschen Gefängnisse zugebracht, eben so gut wie Lafayette und Richard Löwenherz. Daſs aber Herr Cousin dort in seinen Mußestunden Kant's Kritik der reinen Vernunft studiert habe, ist aus drei Gründen zu bezweifeln. Erstens, dieses Buch ist auf Deutsch geschrieben. Zweitens, man muſs Deutsch verstehen, um dieses Buch lesen zu können. Und drittens, Herr Cousin versteht kein Deutsch.

Ich will Dieses, bei Leibe! nicht in tadelnder Absicht gesagt haben. Die Größe des Herren Cousin tritt um so greller ins Licht, wenn man sieht, daſs er die deutsche Philosophie erlernt hat, ohne die Sprache zu verstehen, worin sie gelehrt wird. Dieser Genius, wie überragt er dadurch uns gewöhnliche Menschen, die wir nur mit großer Mühe diese Philosophie verstehen, obgleich wir mit der deutschen Sprache von Kind auf ganz vertraut sind! Das Wesen eines solchen Genius wird uns immer unerklärlich bleiben; Das sind jene intuitive Naturen, denen Kant das spontaneische Begreifen der Dinge

in ihrer Totalität zuſchreibt, im Gegenſatz zu uns gewöhnlichen analytiſchen Naturen, die wir erſt durch ein Nacheinander und durch Kombination der Einzeltheile die Dinge zu begreifen wiſſen. Kant ſcheint ſchon geahnt zu haben, daſs einſt ein ſolcher Mann erſcheinen werde, der ſogar ſeine Kritik der reinen Vernunft durch bloße intuitive Anſchauung verſtehen wird, ohne diskurſiv analytiſch Deutſch gelernt zu haben. Vielleicht aber ſind die Franzoſen überhaupt glücklicher organiſiert wie wir Deutſchen, und ich habe bemerkt, daſs man ihnen von einer Doktrin, von einer gelehrten Unterſuchung, von einer wiſſenſchaftlichen Anſicht nur ein Weniges zu ſagen braucht, und dieſes Wenige wiſſen ſie ſo vortrefflich in ihrem Geiſte zu kombinieren und zu verarbeiten, daſs ſie alsdann die Sache noch weit beſſer verſtehen wie wir ſelber, und uns über unſer eignes Wiſſen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als ſeien die Köpfe der Franzoſen, eben ſo wie ihre Kaffehäuſer, inwendig mit lauter Spiegeln verſehen, ſo daſs jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, ſich dort unzähligemal reflektiert; eine optiſche Einrichtung, wodurch ſogar die engſten und dürftigſten Köpfe ſehr weit und ſtrahlend erſcheinen. Dieſe brillanten Köpfe, eben ſo wie die glänzenden Kaffehäuſer, pflegen einen armen Deut-

schen, wenn er zuerst nach Paris kömmt, sehr zu blenden.

Ich fürchte, ich komme aus den süßen Gewässern des Lobes unversehens in das bittere Meer des Tadels. Ja, ich kann nicht umhin, den Herren Cousin wegen eines Umstandes bitter zu tadeln: nämlich Er, der die Wahrheit liebt noch mehr als den Plato und den Tennemann, er ist ungerecht gegen sich selber, er verleumdet sich selber, indem er uns einreden möchte, er habe aus der Philosophie der Herren Schelling und Hegel Allerlei entlehnt. Gegen diese Selbstanschuldigung muss ich Herren Cousin in Schutz nehmen. Auf Wort und Gewissen! dieser ehrliche Mann hat aus der Philosophie der Herren Schelling und Hegel nicht das Mindeste gestohlen, und wenn er als ein Andenken von diesen Beiden Etwas mit nach Hause gebracht hat, so war es nur ihre Freundschaft. Das macht seinem Herzen Ehre. Aber von solchen fälschlichen Selbstanklagen gibt es viele Beispiele in der Psychologie. Ich kannte einen Mann, der von sich selber aussagte, er habe an der Tafel des Königs silberne Löffel gestohlen; und doch wussten wir Alle, dass der arme Teufel nicht hoffähig war, und sich dieses Löffeldiebstahls anklagte, um uns glauben zu machen, er sei im Schlosse zu Gaste gewesen.

Nein, Herr Couſin hat in der deutſchen Philoſophie immer das ſechſte Gebot befolgt, hier hat er auch nicht eine einzige Idee, auch nicht ein Zuckerlöffelchen von Idee eingeſteckt. Alle Zeugenausſagen ſtimmen darin überein, daſs Herr Couſin in dieſer Beziehung, ich ſage: in dieſer Beziehung, die Ehrlichkeit ſelbſt ſei. Und es ſind nicht bloß ſeine Freunde, ſondern auch ſeine Gegner, die ihm dieſes Zeugnis geben. Ein ſolches Zeugnis enthalten z. B. die Berliner Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik von dieſem Jahre, und da der Verfaſſer dieſer Urkunde, der große Hinrichs, keineswegs ein Lobhudler und ſeine Worte alſo deſto unverdächtiger ſind, ſo will ich ſie ſpäter in ihrem ganzen Umfange mittheilen. Es gilt, einen großen Mann von einer ſchweren Anklage zu befreien, und nur deſshalb erwähne ich das Zeugnis der Berliner Jahrbücher, die freilich durch einen etwas ſpöttiſchen Ton, womit ſie von Herren Couſin reden, mein eigenes Gemüth unangenehm berühren. Denn ich bin ein wahrhafter Verehrer des großen Eklektikers, wie ich ſchon gezeigt in dieſen Blättern, wo ich ihn mit allen möglichen großen Männern, mit Herkules, Napoleon, Alexander, Cäſar, Friedrich, Orpheus, Bileam dem Sohne Beor's, Quaſer dem Weiſen,

Buddah, Lafayette, Richard Löwenherz und Paganini verglichen habe.

Ich bin vielleicht der Erste, der diesen großen Namen auch den Namen Cousin beigesellt. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas! werden freilich seine Feinde sagen, seine frivolen Gegner, jene Voltairianer, denen Nichts heilig ist, die keine Religion haben, und die nicht einmal an an Herrn Cousin glauben. Aber es wird nicht das erste Mal sein, dass eine Nation erst durch einen Fremden ihre großen Männer schätzen lernt. Ich habe vielleicht das Verdienst um Frankreich, dass ich den Werth des Herren Cousin für die Gegenwart und seine Bedeutung für die Zukunft gewürdigt habe. Ich habe gezeigt, wie das Volk ihn schon bei Lebzeiten poetisch ausschmückt und Wunderdinge von ihm erzählt. Ich habe gezeigt, wie er sich allmählig ins Sagenhafte verliert, und wie einst eine Zeit kommt, wo der Name Victor Cousin eine Mythe sein wird. Jetzt ist er schon eine Fabel, kichern die Voltairianer.

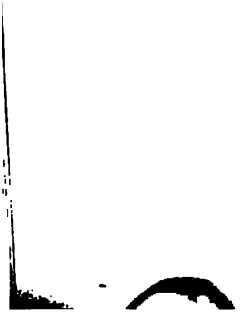
O ihr Verlästerer des Thrones und des Altars, ihr Bösewichter, die ihr, wie Schiller singt, „das Glänzende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehen pflegt," ich prophezeie euch, dass die Renommée des Herren Cousin, wie

die französische Revolution, die Reise um die Welt macht! — Ich höre wieder boshaft hinzusetzen: In der That, die Renommée des Herren Cousin macht eine Reise um die Welt, und von Frankreich ist sie bereits abgereist*).

*) Die vorliegende Diatribe gegen Victor Cousin, welche in der neuesten französischen Ausgabe fehlt, schließt in der ersten Ausgabe des Buches De l'Allemagne vom Jahre 1835 mit den Worten: „Die Franzosen sind ein frivoles Volk, und ein ernsthafter Deutscher, wie ich, hat Mühe, mit ihnen fertig zu werden. Ich will daher aufhören, die hohen Verdienste des Herren Cousin herauszustreichen, und ich beschränke mich darauf, den obenerwähnten Aufsatz der „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" hier abzudrucken, dessen Verfasser der berühmte Hinrichs ist. Man wird daraus erkennen, daß, wenn Herr Cousin die deutschen Philosophen nicht versteht, Diese dafür Herren Cousin nicht besser verstehen." — Die erwähnte Kritik der „Fragmens philosophiques, par V. Cousin" findet sich im Augustheft der „Berliner Jahrbücher" vom Jahre 1834.

Der Herausgeber.

Druck von Jacob & Holzhausen in Wien.



Stanford University Libraries
3 6105 015 304 467

PT
2301
A1
1861
v.5-6

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.